



SITTEN GESCHICHTE DES II. WELT KRIEGES

DIE TAUSEND JAHRE VON
1933-1945



Sittengeschichte des Zweiten Weltkrieges

Die tausend Jahre von 1933
bis 1945

672 S. Großformat 19x25 cm
mit über 700 Abbildungen
im Text, 24 zweifarbigen u.
vierfarbigen Tafeln

DM 96,—

Das dritte Werk der Reihe der Sittengeschichten, deren erstes Prof. Magnus Hirschfeld schuf, deren zweites er noch vorbereiten konnte, erscheint mit dieser Sittengeschichte der „Tausend Jahre“. Es entspricht dem Weltbild der Gegenwart, indem es in der äußeren Form auf Foto und Dokumentation zugeschnitten wurde. Die Fülle des Stoffes ist ungeheuer, und der Verlag ist sich bewußt, daß der Umfang des Werkes - wie bei den Vorgängern rund 700 Seiten - nur eine konzentrierte Bewältigung zuließ. Um so stärker ist die Wirkung der knapp bemessenen Kapitel. - Auf die Wirkung kommt es an. Denn es ist im Sinne Prof. Hirschfeld, nicht nur darzustellen und zu beschreiben, sondern darüber hinaus für eine Menschheitsidee zu wirken, - für Frieden und Vernunft, gegen Krieg und Gewalt. Die Verurteilung faschistischen Ungeistes ist der rote Faden, der sich durch das ganze Werk zieht. Es war selbstverständlich, der Darstellung der Judenverfolgung, der abscheulichen Nazigreuel, des sadi-

stisch pervertierten Systems breiten Raum zu geben. - Aber getreu der Hirschfeld-Tradition bringt auch dieser Band Sittengeschichte andererseits sehr viel Material, das eine Anschauung alles dessen vermittelt, was sich am Rande eines großen Krieges ereignet. Nicht Schlachten und hohe Politik stehen im Vordergrund, sondern das „Kleingedruckte“ der Weltgeschichte, das den einzelnen Menschen und sein Schicksal in der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges betrifft. - Die Struktur des Werkes aber wird getragen von jenem Geschichtsverständnis, das sich auf die Erkenntnisse Hirschfelds und Sigmund Freuds berufen darf, - auf die Erkenntnisse der Sexualforschung. Die Sittengeschichte der „Tausend Jahre“ kann in diesem Sinne kaum je zu Ende geschrieben werden, denn noch viel mehr als die in den früher unter Hirschfelds Perspektive entstandenen Werken kann dieser dritte Band sich auf unerschöpfliche Tatbestände stützen. Das Sexualverhalten der „Kriegsteilnehmer“ zu durchschauen und in ihm eine der wesentlichsten Kräfte zu erkennen, welche für Ursache und Form der entsetzlichen Ereignisse verantwortlich sind, das war die eine Aufgabe dieses Werkes. Die andere Aufgabe soll erfüllt werden durch den Aufruf zum harten Nein aller Leser gegen Krieg und Gewalt. Wer guten Willens ist, findet in diesem Buch das, was er zum Kampf gegen Kriegshetzer und Diktatoren braucht.

SITTENGESCHICHTE DES ZWEITEN WELTKRIEGES

Die tausend Jahre von 1933-1945

In Fortsetzung der von
Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld
Leiter des Institutes für Sexualwissenschaft in Berlin
verfassten «Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges»

Unter Mitarbeit von Dr. Andreas Gaspar
E. F. Ziehlke Dr. H. Rothweiler

Mit Beiträgen von
Prof. F. Aquila Dr. Ernst Bien Dr. Paul Englisch
Reg.-Rat Meta Kraus-Fessel Curt Moreck Erich Mühsam

Müller & Kiepenheuer • Hanau

Nachdruck der 2. neubearbeiteten Auflage
© Schustek Verlag, Hanau. Printed in Germany
Müller & Kiepenheuer KG, Hanau

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Verlegers

Berthold Brecht «Die Gleichgeschalteten»

1. Kapitel

Krieg oder Frieden? 17

Was heisst Sittengeschichte? – Prof. Dr. Magnus Hirschfeld – Das Volk und der Krieg – Antikriegsstimmung – Die Handlanger des Sdismus – Moderner Pazifismus

Weltwirtschaftskrise 32

ökonomische Tatsachen – Verbrechen und Not – Warnende Stimmen – Völkische Verhetzung

Fememord 46

Skrupellose Politiker – Vorbilder der Naziverbrechen – Die Gleichschaltung – Die Intelligenz versagt – Mörder auf der Regierungsbank – Szenen aus Berlin – Der offene Terror – Judenhass

Die Kirche 67

Bündnis mit dem Faschismus – Kritik am Papst – Deutsche Christen – Der «Mann auf der Strasse»

2. Kapitel

Mord als Gnadenakt getarnt 78

Beseitigung unwerten Lebens – Gas

und Spritze – Raffinierte Fragebogen – Sterilisation – SS-Ärzte – Die «Gemeinnützige Krankentransportgesellschaft»-Verbrechen auf Befehl – Hohe Schule der Grausamkeit – Der staatlich organisierte Massenmord – Erste Selektionen

3. Kapitel

Die Wirklichkeit des Krieges 100

Zwei Kriegsexperimente – Vergewaltigung Abessiniens – Vergewaltigung Spaniens – Wüten des Faschismus – Ausradierte Städte – GPU-Methoden aus Moskau – Hitlers «unblutige» Eroberungen – Bromberger Blutsonntag-Legende – Plünderung und Deportation – Das lebendige Grab – Ausrottung der «Untermenschen» – Kurse für Leichenverbrennung – Die sogenannten Soldatenpflichten – Brutalität der Einsatzgruppen – Greuel in ganz Europa – Die Gaswagen – Massenmord auf Kephallenia

Menschen im Krieg 124

Blauäugige Weihnachtsgänse – Kasinobullen – Landserhumor – Schwindel der Kriegspropaganda

Bilder des Grauens 137

Zerstörte Städte – Elend der Bevölkerung – Hunger und Hinrichtung – Feigheit der Wächter – Schändliches Ende

4. Kapitel

Dummheit 148
Fanatisierte Massen – Die Phrase von der Nation – Bücher auf dem Scheiterhaufen – «Deutsche Kunst» – Der arisierte Kurfürstendamm – Der «arische» Wagner – Hitler und die Frauen – Kitsch und Klatsch – Witz und Spott

5. Kapitel

Judenverfolgung – Judenvernichtung 180
Fanatische Hetze – Entmannung der «Rassenschänder» – Vergiftung durch Lügen – Die ersten Pogrome – Internationale Rettungsversuche – Systematische Ausrottung – Österreich – Holland – Frankreich – Polen – Sowjetunion – Helfer der SS bei den Einheimischen – Schändung der Frauen – Entwürdigung der Männer – Warschauer Ghetto – Gedichte gefangener Juden

6. Kapitel

Elite einer pervertierten Macht 221
SS, das Sinnbild des Schreckens – Der blonde Wahn – Die teuflische Machtgier – Den Osten unterwerfen – Der «König von Polen» – Mit dem Mord der Raub – Grausapae Rentabilität – Gold und Kunstwerke – Menschen

züchter Himmler – «Lebensborn» – Geschäft ohne Scham – «Schön und rein»

Das Geschäft der Vernichtung 252
Polen als Todeslager – Die Henker mit Routine – Nackt in die Leichengrube – Das Gebiet ist «judenfrei» -

7. Kapitel

Leben und Sterben im Konzentrationslager 265

Das System der Lager – Selektion: Arbeit oder Gaskammer – Der unfassliche Zynismus der Sklavenhalter – Anonymer Massenmord als Endlösung – Verbrecher aus allen Berufen – Kinder im KZ – Die Rolle der Kapos – Spritzen, Prügelblöcke, Bunker

Unmenschliche Wissenschaft 302
Menschen als Versuchstiere – «Lebendes Material» – Kastrationen

8. Kapitel

Sex und Erotik im Krieg 307
Ehe und Familie in den Diktaturen – Moralbegriffe der Nazis – Die Homosexuellen – Sexualverbrechen

Der Fall Luedke 322
Unter Ausschluss der Öffentlichkeit – Soldat als Lustmörder – Jugendliche Ausschweifung – Sexuelle Exzesse

Prostitution und Krieg 341
Brot für Sex – Perverse Schau-
stellung – Wehrmachtsbordelle –
Liebe als Zwangsarbeit – Das
Puppenhaus – Arbeitskommando
oder «Freudenabteilung»

Sadisten hatten die Macht 381
Grausamkeit und unterdrückte
Sexualität – Raffinierte Quälereien
– Sadistische Vorgesetzte –
Lustbefriedigung durch Macht –
Die Angst des andern als Vergnügen
– Massenmord als Triebbefriedigung

9. Kapitel

Vom bitteren Ende 401
Ein Todesmarsch – Satanische
Vernichtungspläne – Verbrecher
verwischen die Spuren – Feige
Selbstmorde – Das Problem der
Sühne – Die Rache der Sieger –
Die Strafe der Kollaborateure –
Sieg über den Ungeist

10. Kapitel

Schicksale 433
Schweigen oder sprechen? – Anne
Frank – Einer der 36 Gerechten –
Die Rachegeister – Ein Zeuge –
Schicksal ohne Sinn – Missbrauchte
Frauen – Der Brotdieb – Leben
ohne Ehre – Unmenschliche
Strafen – Das Todes

schicksal – Liebe unter der Knute
– Ausdrücke des Lagerlebens

11. Kapitel

Die traurige Bilanz 493
Diktatur ist Barbarei der Triebe –
Die Anfänge – Die «Führer-Legende
– Falsche Treue – Verbrecherische
Kenntnis

Die Verlogenheit 520
Lüge in der Kulturpflege – Lüge
in der Propaganda – Ein Jude als
SS-Mann – Unrecht und Unvernunft
– Unkluge Vergeltungsakte –
Neue Ordnung?

Am Rande der Weltgeschichte 568
Aus Treblinka – Kampf der Juden –
Die Harmlosen-Krieg durch die rosa
Brille gesehen – Kriegerische
Romanze – NS-Heiratsmarkt –
Zähe Gegner

12. Kapitel

Gestern – heute – morgen 625
Der deutsche Mensch – Wohlbe-
finden in Uniform – Sturz ins
Pariadasein – Wiederaufstieg
durch «Bedrohung?» – Schuld der
Jugend? – Der jüdische Partisan
(Gedicht) – Gefährliche Erzäh-
lung – 15 Jahre später

Das Nein gegen die Gewalt 662

Quellennachweis – Literaturhinweise

- Berthold Brecht, «100 Gedichte 1918-1950», Aufbau-Verlag Berlin
- E. Castonier, «Stürmisch bis heiter» Nymphenburger Verlagsanstalt
- I. Deutschkron, «... denn ihrer war die Hölle», Verlag für Politik und Wissenschaft, Köln
- Eggebrecht, «Volk ans Gewehr»
- W. Förster, «Ein General kämpft gegen den Krieg»
- H.J. Gamm, «Flüsterwitz im Dritten Reich», Paul List Verlag, München
- Klaus Ganzow, «Tagebuch eines Hitlerjungen», Carl Schünemann-Verlag, Berlin
- I. Goebbels, Tagebücher
- Magnus Hirschfeld, «Sittengeschichte des Weltkriegs», Verlag Karl Schustek, Hanau
- W. Harzendorf, «So kam es»
- R. Henkys, «Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen», Kreuz-Verlag, Stuttgart
- Hans Habe, «Die Mission», Ullsteinbuch
- J. Hellwig – G. Deike, «Ein Tagebuch für Anne Frank», Verlag der Nation, Berlin
- A. Kantorowicz, «Spanisches Kriegstagebuch», Verlag für Wissenschaft und Politik, Köln
- J. Kleinschmidt, «Kurt Tucholsky», Verlag Enzyklopädie, Leipzig
- Robert M. W. Kempner, «SS im Kreuzverhör», Verlag Rütten und Loening
- Eugen Kogon, «Der SS-Staat» Europäische Verlagsanstalt
- Karl Kaul, «Angeklagter No. 6» Akademie-Verlag, Berlin
- Kuby, «Das ist des Deutschen Vaterland»
- K. Zetnik, «The House of Dolls»
- Hermann Langbein, «Auschwitz und die junge Generation»
«... wir haben es getan»
«Im Namen des deutschen Volkes» Europa-Verlag
- A. Leber: «Das Gewissen steht auf» Verlag Annedore Leber, Berlin-Frankfurt
- H. Mayer, «So war es»
- A. Mitscherlich – F. Mielke, «Medizin ohne Menschlichkeit», Fischer-Bücherei
- Malaparte, «Kaputt» und andere Romane
- R. Neumann, «Hitler», Verlag K. Desch

- | | |
|---|---|
| A. Rosenberg, «Mythos des 20. Jahrhunderts» | Dokumentationen: |
| Lord Russel of Liverpool, «Geißel der Menschheit», Verlag Volk und Welt, Berlin | Faschismus, Ghetto, Massenmord
Röderberg Verlag Frankfurt |
| Cornelius Ryan, «The last Battle» | La Deportation, Louis Martin
Chauffier Paris |
| N. Selechower, «Erinnerungen» | Terezin, Council of Jewish
Communities Prag |
| R. Schnabel, «Macht ohne Moral», Röderberg
«Verlag, Frankfurt | Neuengamme-Dokumente |
| H. Scholl, «Die weisse Rose», Fischer-
Bücherei | «Die Ermordeten sind schuldig»
Verlag Marion von Schröder, Hamburg 1 |
| S. Wiesenthal, «Doch die Mörder leben»
Droemer Knaur Verlag | «Unser Jahrhundert im Bild»
Verlag Bertelsmann, Gütersloh |
| Joseph Wulf, «Dokumentationen»
Verlag S. Mohn und Rowohlt | «Camp de Concentration»
Office Française d'édition |
| I. Wulf, «Yiddisch Gedichte 1939-1945»,
Arani-Verlag, Berlin-Grünwald | «The German New Order in Poland»
Verlag Hutchinson, London |
| I. Woller, «Memoiren» | Bildlova Citanka, Bildband, Prag |
| Jean-François Steiner, «Treblinka»
Verlag Stalling | «Niemals vergessen»
Verlag Neues Leben, Berlin |
| F. Zürcher, «Kreuzzug gegen das Christentum»
Europaverlag | «Ausnahmestand, Anthologie aus Weltbühne
und Tagebuch», (Wolfgang Weyhrauch),
Verlag Kurt Desch |
| C. Zuckmayer, «Als wär's ein Stück von mir», Erinnerungen, Fischer-Verlag | |

Vorwort des Verlegers

Der vorliegende Band setzt das Werk fort, das der Sexualpsychologe Professor Magnus Hirschfeld mit der «Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges» begonnen hat. Dieses Buch wurde von den Nazis 1933 öffentlich verbrannt, zusammen mit einer Puppe, die den Verfasser darstellen sollte. Auch Hirschfelds wissenschaftliches Institut samt seinem unersetzlichen, in jahrzehntelanger Arbeit zusammengetragenen Material wurde zerstört. Hirschfeld selbst war da schon im Ausland – er starb 1934 als Emigrant. Auch sein Verleger musste fliehen und kam erst nach Hitlers Sturz zurück, und es ist ihm Pflicht und Bedürfnis, Hirschfelds Werk lebendig zu halten und fortzusetzen.

Bei dem vorliegenden Band nun ist der Verlag auf seine eigene Bemühung und auf die Hilfe verschiedener Mitarbeiter angewiesen gewesen. Dabei ergaben sich eine ganze Anzahl schwer lösbarer Probleme. Das erste: Hirschfeld war ein überaus moderner Wissenschaftler seiner Zeit, es war die Zeit Steinachs und Woronoffs, er glaubte an Drüsen und an Hormone – an die Psychoanalyse des jungen Freud glaubte er durchaus nicht. Er wäre erzürnt gewesen, wenn man ihn darauf hingewiesen hätte, dass er zwar ganz andere Wege ging – dass aber seine Ergebnisse mit denen Sigmund Freuds wenigstens im wichtigsten Punkt identisch waren: in der Entdeckung des Sexus als des bestimmenden Faktors für den breitesten Bezirk menschlicher Handlungen. Dieser Entdeckung entsprach die Gleichsetzung von

«Sittengeschichte» mit «Geschichte des Sexualverhaltens», wie sie in Hirschfelds «Sittengeschichte des Ersten Weltkriegs» zu finden ist.

Inzwischen aber sind die bahnbrechenden Erkenntnisse beider Männer zwar alles andere als überholt, aber der Kreis des Wissens hat sich sehr verbreitert – weder Freud noch Hirschfeld wären heute noch Freudianer oder Hirschfeldianer im orthodoxen Sinn. Alte Tabus wurden gebrochen; sie wurden durch neue Tabus ersetzt; der heutige Seelenarzt oder Forscher sieht sich mit zum Teil ganz anderen Sorgen und Symptomen konfrontiert als denen, die Freud oder Hirschfeld beschäftigten.

Schon daraus ergibt sich: «Sittengeschichte», wie Magnus Hirschfeld damals das Wort verstand, ist etwas anderes als eine Sittengeschichte der Jahre 1933-45. Das Thema verlangte nach einer ausserordentlichen Erweiterung – und dies schon rein zeitlich, denn Hitlers Krieg wäre unverständlich ohne eine Darstellung der Voraussetzungen, die der Nationalsozialismus schon seit 1933 durch den systematischen Versuch einer totalen «Umprogrammierung» der ihm verfallenen Generation geschaffen hatte; und dass dieser Versuch so weitgehend gelingen konnte, war nur zu erklären durch eine wenigstens andeutungsweise Darstellung der Vorgeschichte, die die «Machtergreifung» von 1933 erst möglich machte. Und da der Zweite Weltkrieg auch nicht mit dem Tag der Kapitulation zu Ende ging, mussten gewisse Komplexe, vor allem die der Sühne von Kriegsverbrechen, weiterverfolgt werden.

Man sieht: der Themenkomplex, der hier angesprochen wird, ist enorm, grösser, als er sich in einem Band wie dem jetzt vorgelegten, auch nur einigermaßen erschöpfend abhandeln liesse. Glücklicherweise ist aber eine solch allumfassende Präsentation auch gar nicht nötig, denn die Zahl der pragmatischen Darstellungen des politischen und des militärischen Geschehens ist heute schon so gross, dass es keinen Sinn hätte, so oft Berichtetes einmal mehr zu berichten. Was danach als Thema für diesen Einzelband bleibt, ist das, was in jenen politisch-militärischen Werken notwendigerweise – wenn überhaupt – nur am Rande berichtet werden konnte; was der Krieg (und darüber hinaus das Dritte Reich) für den Einzelnen bedeutete – wie er Krieg führte, wie er den Krieg erlitt. Dieses Nichtoder Kaumdargestellte also, das «Kleingedruckte», wird bei uns gross gedruckt: das ist unser Thema.

Konkret: unser Thema ist das Sexuelle, wie damals bei Magnus Hirschfeld – aber darüber hinaus all jene Abirrungen des im Frieden durch eine intakte Gesellschaft und ihre Gesetze zunächst noch im Zaum gehaltenen, in Kriegszeiten aber explosiv befreiten Aggressionsdranges, wie er in den sadistischen Aktionen der Einzelnen sichtbar wird. Nicht die befohlene Massenaktion wird also hier dargestellt, nicht einmal die bestialische befohlene Massenaktion gegen die Juden, sondern die individuelle Überschreitung dieser Befehle – und dazu das überhaupt nicht Befohlene. Diese

Befehls-Überschreiter, diese Spontan-Sadisten gehören – das ergab sich in den inzwischen durchgeführten Kriegs- und Naziverbrecherprozessen immer wieder – mit verschwindend wenigen Ausnahmen einer ganz besonders «bürgerlichen» Schicht an. Es waren Männer, die in ihrem Normal-Milieu, in Friedenszeiten, zur Kirche gingen, liebevolle Gatten und Väter waren, musterhafte Bankangestellte, den Gedanken, die Strassenbahn um den Preis einer Fahrkarte zu prellen, hätten sie weit von sich gewiesen – und suchte man sie ein paar Jahre nach Kriegsschluss, so fand man sie in ihr Vorkriegsmilieu, in ihre Vorkriegs-Ehrbarkeit wieder voll integriert. (Man suchte und fand zu wenige, eine grosse Zahl Mörder lebt weiter unter uns.) Viele der vor Gericht Gestellten aber behaupteten, von ihren bestialischen Einzeltaten in der Zeit des grossen Tabubruchs, der erlaubten Entfesselung als «Herrenmenschen» und blonde Bestien überhaupt nichts mehr zu wissen. Es wäre zu billig zu sagen, dass sie einfach logen: in vielen Fällen hatten sie ihre Greuelthaten «echt» verdrängt und ihren guten Glauben wieder auf Glanz poliert. Gerade hier aber liegt die «moralische» Aufgabe des vorliegenden Buches. Es ist immer wieder diese breite Schicht des Durchschnittsbürgers, die Hitler zur Macht verholfen hat, die jedem Faschismus in jedem Lande zur Macht verhilft – die einem neuen Faschismus in Deutschland, vor dem Gott uns bewahren möge, auch diesmal wieder zur Macht verhülfe. Diese Schicht anzuspre-

chen, ihr in Bild und Wort zu zeigen, wozu sie noch einmal verführt werden könnte, wenn sie auf die schon wieder aktiven Verführer hört – das war und ist dem Verleger Herzenssache.

Daraus ergab sich für ihn die Notwendigkeit, im Bild so präzise zu sein, wie das irgend anging, im Text aber ein Mass der Zugänglichkeit, Einfachheit und Allgemeinverständlichkeit anzustreben, wie sie in den bisherigen Fachveröffentlichungen fehlen – und wie sie doch nötig sind, wenn der Leser dieses Buches es auch wirklich lesen und das für ihn Wichtige erfahren soll.

Ist das einigermaßen gelungen, so ist der Zweck dieser Publikation erfüllt.

Karl Schustek

Berthold Brecht

An die Gleichgeschalteten

Um sein Brot nicht zu verlieren
In den Zeiten zunehmender Unterdrückung
Beschliesst mancher, die Wahrheit
Über die Verbrechen des Regimes bei der
Aufrechterhaltung der Ausbeutung
Nicht mehr zu sagen, aber
Auch die Lügen des Regimes nicht zu
Verbreiten, also
Zwar nichts zu enthüllen, aber
Auch nichts zu beschönigen. Der so
Vorgehende
Scheint nur von Neuem zu bekräftigen, dass
Er entschlossen ist
Auch in den Zeiten zunehmender
Unterdrückung
Sein Gesicht nicht zu verlieren, aber in Wirklichkeit
Ist er doch nur entschlossen
Sein Brot nicht zu verlieren. Ja, dieser sein Entschluss
Keine Unwahrheit zu sagen, dient ihm
Dazu, von nun an
Die Wahrheit zu verschweigen. Das kann
Freilich
Nur eine kleine Zeit durchgeführt werden.
Aber auch zu dieser Zeit
Während sie noch einhergehen in den Ämtern und
Redaktionen
In den Laboratorien und auf den
Fabrikhöfen als Leute
Aus deren Mund keine Unwahrheit kommt
Beginnt schon ihre Schädlichkeit. Wer mit
Keiner Wimper zuckt
Beim Anblick blutiger Verbrechen, verleiht
Ihnen nämlich
Den Anschein des Natürlichen. Er
Bezeichnet

Die furchtbare Untat als etwas so Unauffälliges
wie Regen Auch so unhinderbar wie Regen.
So unterstützt er schon durch sein Schweigen
Die Verbrecher, aber bald
Wird er bemerken, dass er, um sein Brot
Nicht zu verlieren
Nicht nur die Wahrheit verschweigen,
Sondern
Die Lüge sagen muss. Nicht ungnädig
Nehmen die Unterdrücker ihn auf, der da
Bereit ist
Sein Brot nicht zu verlieren.
Er geht nicht einher wie ein Bestochener
Da man ihm ja nichts gegeben, sondern
Nur nichts genommen hat.
Wenn der Lobredner
Aufstehend vom Tisch der Machthaber,
Sein Maul aufreisst
Und man zwischen seinen Zähnen
Die Reste der Mahlzeit sieht, hört man
Seine Lobrede mit Zweifeln an. Aber die
Lobrede dessen
Der gestern noch geschmäht hat und zum
Siegesmahl nicht geladen war Ist mehr wert.
Er
Ist doch der Freund der Unterdrückten.
Sie kennen ihn.
Was er sagt, das ist
Und was er nicht sagt, ist nicht.
Und nun sagt er, es ist Keine Unterdrückung.
Am besten schickt der Mörder Den Bruder des
Ermordeten Den er gekauft hat, zu bestätigen
Dass ihm den Bruder

Ein Dachziegel erschlagen hat.
Die einfache Lüge freilich
Hilft ihm, der sein Brot nicht verlieren Will
Auch nicht lange weiter. Da gibt es zu viele
Seiner Art.
Schnell
Gerät er in den unerbittlichen Wettkampf
Aller derer
Die ihr Brot nicht verlieren wollen: es
Genügt nicht mehr der Wille, zu lügen.
Das Können ist nötig und die Leidenschaft
Wird verlangt.
Der Wunsch, das Brot nicht zu verlieren,
Mischt sich
Mit dem Wunsch, durch besondere Kunst
Dem ungereimtesten Gewäsch
Einen Sinn zu verleihen, das Unsagbare
Dennoch zu sagen.
Dazu kommt, dass er den Unterdrückern
Mehr Lob herbeischleppen muss als jeder
Andere, denn er
Steht unter dem Verdacht, früher einmal
Die Unterdrückung beleidigt zu haben. So
Werden die Kenner der Wahrheit die
Wildesten Lügner.
Und das alles geht nur
Bis einer daherkommt und sie doch
Überführt
Früherer Ehrlichkeit, einstigen Anstands,
Und dann
Verlieren sie ihr Brot.

(Gesprochen 1935 über den
Moskauer Sender)

zXV *



Erstes Kapitel

Krieg oder Frieden?

Fast drei Jahrzehnte nach dem Beginn des Zweiten Weltkrieges erscheint diese Sittengeschichte. Es gibt inzwischen so viel Literatur über die Kriegsjahre 1939 bis 1945 und über ihre Vorgeschichte, dass ein Menschenleben kaum ausreicht, all dies Material auch nur zur Kenntnis zu nehmen. Selbstverständlich hat die weltweite Erschütterung der Menschheit durch einen Krieg,



„Totenschädel in Marschkolonne“
so sieht die Ordnung des Krieges aus...

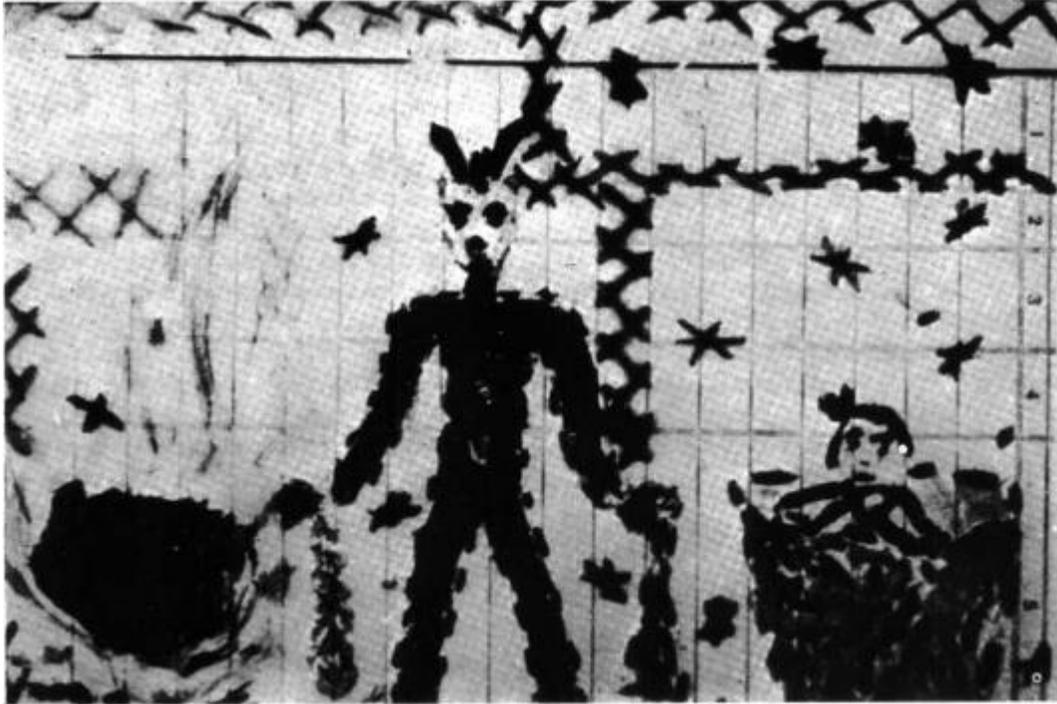
dessen globale Ausmasse bis dahin ebenso unvorstellbar waren wie seine grausame Entsetzlichkeit als «totaler Krieg», alle Schichten des menschlichen Bewusstseins mit den Fragen attackiert: «Was ist geschehen?» und: «Wie war das möglich?»

Diese Fragen sind von allen Seiten gestellt worden. Sie wurden von jenen beantwortet, welche anklagten, wie auch von den anderen, die glaubten, ihre Verbrechen rechtfertigen zu können. Die vielen Millionen der Opfer konnten allerdings nicht mehr mitreden, und daher blieb die Auseinandersetzung unbefriedigend, und die meisten Fragen sind bis heute noch offen. Zu dem, was nachzuholen ist, gehört die Sittengeschichte jener düsteren Jahre. Es gibt massenhaft historische Darstellungen, kriegsgeschichtliche Werke, die übrigens bezeichnender Weise meist sofort eine Gegendarstellung gefunden haben, – ferner eine Unzahl von Memoiren, von Tagebuchveröffentlichungen, schliesslich Dokumentensammlungen und umfangreiche Bilddokumentationen, und hinter dem allen erscheint noch die Flut der literarisch geformten Erlebnisberichte und der Romane, die freizügig die Möglichkeiten wahrnehmen, entweder mit Schilderungen des Grauens Sensation zu machen, oder – was zweifellos unvergleichlich schlimmer ist – das Grauen zu verniedlichen und mit einem unwirklichen Helden-tum herumzuspielen.

Eine Sittengeschichte des Zweiten Weltkrieges



... und so die Unordnung des Friedens



«Die Hölle» – «Zeichnung der Liane Frenkl, geboren 1931, vergast im Jahre 1944 in Auschwitz»

spricht zwar von der gleichen Materie wie der oben umrissene Literaturkomplex. Sie sieht aber die Taten und Untaten der Menschen nicht nur als Ereignisse, sondern sie fragt: «Was hat die Menschen zu ihren Taten getrieben, welcher seelischen Schicht entspringt ihr Verhalten?» Die Extreme des Trieblebens und die von allem bis dahin Bekannten abweichenden Verhaltensweisen ganzer Völker und «Menschenrassen» im Inferno des Zweiten Weltkrieges lassen es als wesentlich und dringlich erscheinen, dass eine Antwort auf diese sittengeschichtlichen Fragen gefunden wird.

Die Sittengeschichte des Zweiten Weltkrieges hat es nicht leicht, vor ihrer Aufgabe zu bestehen. Bekanntlich war Professor Magnus Hirschfeld der Herausgeber der «Sittengeschichte des Welt-

krieges» (gemeint ist Weltkrieg I) und damit der Urheber der sittengeschichtlichen Betrachtung eines Krieges überhaupt. Das Meisterwerk, das er in den 20iger Jahren in sehr bewusstem Widerpart zur wiederauf erstehenden wilheimischillusionistischen Kriegstreiberei in Wien herausgab, war – wie könnte es anders sein? – eines der ersten Bücher, die der Bücherverbrennung jenes Dr. Goebbels zum Opfer fiel, der sich Ende April 1945 selbst verbrennen liess.

Prof. Magnus Hirschfeld urteilte später über sein Werk mit folgenden Sätzen: «Was unsere Stellungnahme zu dieser Methode der Geschichtsbeachtung anbelangt, so haben wir sie ... eindeutig formuliert. Die unter dem häufig irreführenden Wort «Sittlichkeit» begriffenen Sitten einer be-

stimmten Periode bezeichnen die jeweils aus tiefstliegenden historisch – ökonomischen Gründen verschiebbaren Grenzen innerhalb derer die Betätigung der Triebe, hauptsächlich des Geschlechtstriebes, zugelassen oder verpönt ist. Solange die Sittengeschichte ihrer Bestimmung bewusst bleibt, ist sie auch berechtigt, weil sie authentische Aufschlüsse über die subjektiven Erscheinungsformen historischer Notwendigkeit gibt. Dass sie heute dieser Aufgabe mit ziemlicher Aussicht gerecht zu werden vermag, ist den Fortschritten unserer Kenntnisse über die Triebe, in erster Reihe der Sexualwissenschaft als der Disziplin über den Geschlechtstrieb und seine Äusserungen, zu danken.»

Für den Zweiten Weltkrieg gilt unverändert im Grundsätzlichen, was Magnus Hirschfeld damals geschrieben hat. Die Sitten der Menschen sind entscheidend für ihr Verhalten, gleichgültig, ob ein Krieg mit Millionen oder mit Milliarden von Menschen geführt wird. Allerdings ergibt sich ein etwas anderes Bild des Ganzen, ein Bild mit einer neuen perspektivischen Dimension sozusagen, wenn die menschlichen Sitten der Kriegsführenden diesen Namen gar nicht mehr verdienen, wie das im Zweiten Weltkrieg der Fall war. Die Juden Vernichtung zum Beispiel ist ein Phänomen, das in diese neue Dimension hineinreicht. Sittengeschichtlich ist sie mit der Menschenfresserei vergleichbar, aber ein kühler, distanzierter Vergleich sagt nicht viel. Sowohl die Millionenzahlen von Auschwitz allein wie auch die sadistischen Methoden, die hinter ihnen stehen, sind etwas ganz Neues in der Sittengeschichte eines Krieges. Damit ist angedeutet, dass im Zweiten Weltkrieg Faktoren zur Wirkung kommen, die aus niedersten Instinkten stammen. Gewiss lässt sich einwenden, das sei in jedem Krieg der Fall, und sicherlich hat eine Sittengeschichte die Aufgabe, gerade diese Tatsache deutlich zu machen.



Kurt Tucholsky – Kämpfer des Friedens beging Selbstmord, als er früher als andere erkannte, dass ein Zweiter Weltkrieg nicht abzuwenden war.

Es ist aber ein Unterschied, ob das Offenbarwerden dieser finsternen Triebhandlungen von Fall zu Fall den Charakter einer Randerscheinung hat, oder ob, wie im Zweiten Weltkrieg, der bestialische Mordinstinkt – man denke auch an den rücksichtslosen Luftkrieg und die Deportationen – zum Prinzip der Kriegführung erhoben wird. Die Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges konnte Dr. Magnus Hirschfeld gewissermassen als einen Spiegel gestalten. Sie konnte zeigen, wie die «Sittlichkeit» im Jahre 1914 aussah, als ein halbes Dutzend Nationen sich in Begeisterung für «ihre gute Sache» überschlug, er konnte dann den Menschen einen Spiegel vorhalten, in dem eine durch die Realitäten eines modernen Krieges

S. M. ADOLF



Hitler – wie Kaiser Wilhelm
Fotomontage von John Heartfield

zur scheusslichen Fratze entstellte Maske erschien. Er wollte zeigen, wie sich das «reinigende Stahlgewitter» alsbald als ein Pfuhl von Rohheit, Vergewaltigung, Profitgier, Drückebergerei, elender moralischer und materieller Not entpuppte. Die Einzelpersönlichkeiten dieser Demaskierung ins Visier zu nehmen, das war die Aufgabe, die sich Magnus Hirschfeld und seine Mitarbeiter gestellt hatten. Sie vollbrachten damit eine Tat. Denn bereits zehn Jahre nach der Katastrophe von 1914/18 hatten sich allenthalben die Kriegshetzer und Kriegsnutznisser zu neuen Angriffen auf den Frieden formiert. In dem Willen, dieser Kriegsfront und ihrem Zynismus zu begegnen, ihr wahres Gesicht zu zeigen, wusste sich Hirschfeld eins mit den besten

seiner Zeit, mit Romain Rolland, Henri Barbusse, Frans Masareel, Thomas Mann, Kurt Tucholsky, Carl von Ossietzky und vielen anderen. Hat der flammende Antikriegsprotest dieser geistigen Vorkämpfer der Menschlichkeit etwas gefruchtet? – Wer den Zweiten Weltkrieg erlebt und durchlitten hat, und an Gelegenheit dazu hat es wahrlich niemandem gefehlt, der ist leicht geneigt, diese Frage mit einem glatten Nein zu beantworten. Denn erstens hat der Zweite Weltkrieg stattgefunden, zweitens war er noch viel entsetzlicher als der erste. Trotzdem aber war die Arbeit der Freunde von Frieden und Menschlichkeit nicht vergeblich. Sie haben dafür gesorgt, dass Krieg und Gewalt diffamiert wurden, und der Damm, der von ihnen aufgebaut worden ist, hat immerhin etwa zwei Jahrzehnte lang gehalten. Hätten die Politiker vor 1938 nur mehr auf die Friedenskämpfer und Gewaltgegner gehört, hätten sie die Warnungen aus dem humanitären Lager ernst genommen, statt sich von den Diktatoren düpiert zu lassen, so wäre den Verbrechern rechtzeitig das Handwerk gelegt worden. Der Friede wäre nicht in so furchtbarer Form gebrochen worden.

Mit diesem Gedanken ist die von der Abrechnung Hirschfelds grundverschiedene Voraussetzung einer Sittengeschichte des Hitler-Krieges angesprochen. Der Zweite Weltkrieg kam nicht wie der erste aus heiterem Himmel. Er hatte Vorspiele, die ihn ankündigten, und wer nicht blind war, musste sehen, wie er bewusst vorbereitet wurde. Obendrein war nicht allein den Eingeweihten, sondern in ziemlich grossem Umfang auch den friedlichen Bürgern aller Staaten bekannt, was ein Krieg nach all den technischen Fortschritten des 20. Jahrhunderts bedeuten würde. Man taumelte also nicht hinein wie 1914, die Menschen hatten eine mehr oder weniger genaue Vorstellung von dem, was bevorstand. Mehr oder weniger muss man sagen, weil die Es-

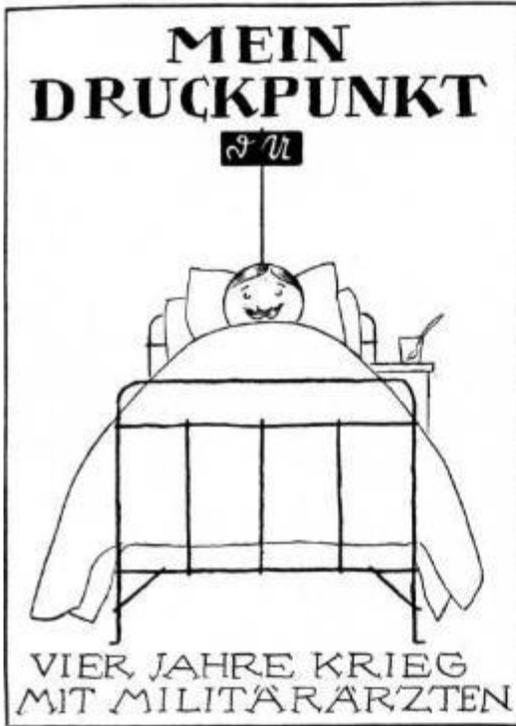


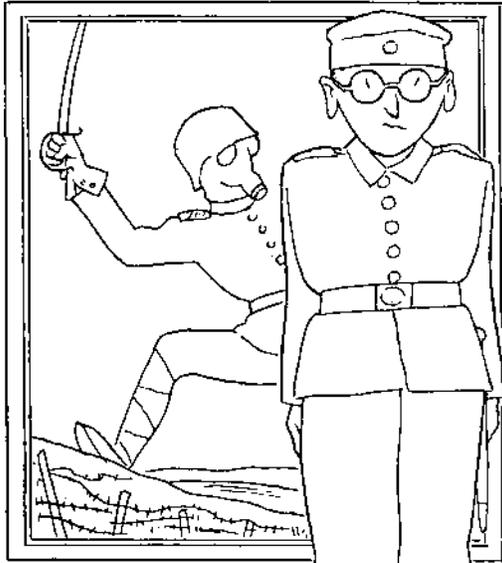
«Geisterstunde der Republik»
Fotomontage von John Heartfield

kalationen des Krieges im Voraus nicht abzusehen waren.

Das Bewusstsein der ungeheuren Gefahr für die Menschheit bestimmte beim Kriegsausbruch 1939 das Verhalten der Menschen weit mehr als das Vergnügen am Abenteuer. Das gilt vor allen Dingen für die durch eine freie Presse aufgeklärten Angehörigen der französischen, der englischen und auch der amerikanischen Nation, und sicherlich ist die Kompromissbereitschaft ihrer Politiker Ausdruck des gleichen Bewusstseins gewesen. Selbst im verdunkelten Nazi-Deutschland war sich der Mann auf der Strasse darüber klar, was der Krieg bedeuten würde. Hatte doch

der Hauptkriegstreiber selbst einige Male den Teufel an die Wand gemalt, – natürlich nicht um den Krieg zu verhindern, sondern um Angst zu machen und zu billigen Erfolgen zu kommen. Im italienischen Lebensbereich – um auch diesen noch zu nennen – war trotz aller Kraftmeierei des Duce auch nicht die Spur von Kriegsfreudigkeit vorhanden. Dies Land brauchte ja dann auch ein halbes Jahr Zeit, um – von der Aussicht auf ziemlich mühelose Annexionen getrieben – mit der im nördlicheren Europa längst angelaufenen Kriegsmaschine gleichzuschalten. Deutsche Reisende, die Ende August 1939 vom Süden her nach Hause strebten, wurden von den Italienern nicht





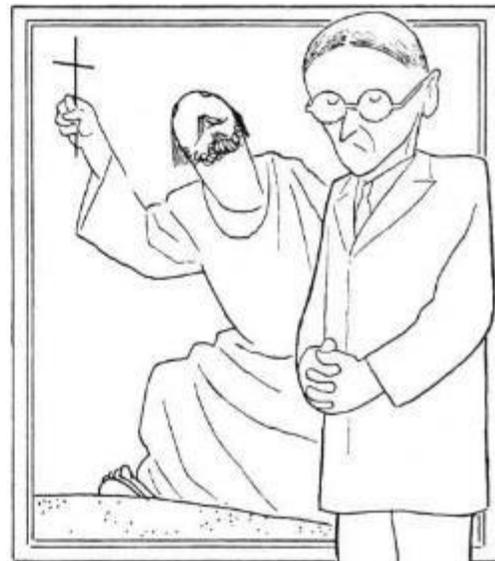
1914 - 1918



1918 - 1920



1920 - 1923



1923 -

KA
24

... einer der es schon seit 1914 kommen sah



Die Lust, Soldat zu sein. Indoktrination durch Kinderspielzeug seit eh und je

selten auf ihren anscheinend wahnsinnig gewordenen Führer angesprochen oder gar beschimpft als Friedensbrecher. Die Wirtin eines kleinen Hotels empfing ihre deutschen Gäste mit der drastischen Frage: «Findet sich denn bei euch niemand, der dieses Schwein (gemeint war Hitler) absticht?»

Am präzisesten werden Geisteszustand und Stimmung der Europäer, die 1939 in den Krieg gezwungen wurden, durch ein berühmtes Wort des englischen Kriegspremiers Winston Churchill gekennzeichnet. Als er in der Folge des Desasters der Engländer auf dem Festland im Jahre 1940 die Führung des Inselreiches übernahm, sagte er im Unterhaus: «Ich verspreche euch nichts ausser Blut und Tränen!» Er würde das

nicht ausgesprochen haben, wenn das englische Volk es nicht ohnehin gewusst hätte, ebenso wie es das französische, deutsche und italienische Volk von Anfang an wussten.

Die in allen Kreisen der Bevölkerung vorhandene Antikriegsstimmung bei Kriegsbeginn 1939 ist die Ausgangsbasis für eine Sittengeschichte des Zweiten Weltkrieges. Keinesfalls lässt sich die Situation mit 1914 vergleichen, wo mit einem Schlage die hemmenden Schranken der Friedensmoral von der allgemeinen Begeisterung weggerissen wurden und vor allem die Bahn für erotische Abenteuer freigaben. Speziell für die deutsche Situation von 1939 muss hier auch bedacht werden, dass die Untertanen des Dritten Reiches ja schon seit Jahren unter Druck gehal-



«Mei Ruah möcht i han und a Revolution – A Ordnung muss sei und a Judenpogrom – A Diktator ghört her und glei davo'ghaut – Mir zoagens Euch scho, wia ma Deutschland aufbaut».
Karl Arnold: *Im Simplizissimus*

ten wurden, dass also der Beginn der Kampfhandlungen vielen beinahe normal erschien und kein Anlass zu Exaltationen war. Die Situation war keineswegs so eindeutig, wie sie Hirschfeld für 1914 beschreiben konnte mit den Worten: «Alle sprachen von dem unerträglichen Druck, der auf der Welt gelastet hatte und mit dem Kriegsausbruch urplötzlich gewichen war. Was war dieser Druck, und warum war er so unerträglich?»

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir in das dunkle Reich der Instinkte hinabsteigen. Denn es waren durchwegs Instinkte, die in der Kriegsbegeisterung, in der Freude am Krieg, der ihnen ungehemmte Erfüllung verhieß, zum Ausbruch kamen. Vor allem der Kampfinstinkt, die Lust am Blut, ein uraltes Erbe der Menschheit.»

Freilich gab es 1939 genug Menschen, und gerade auch in Deutschland, die den Kriegsausbruch begrüßten. Zu ihnen gehörte die breite Schicht derer, die aus politischem Unverstand stets glauben, es würde «alles besser, wenn es mal losgeht.» Ferner gab es wie immer viele Geschäftemacher, grosse Industrielle und kleine Gauner, die im Krieg reich zu werden verstehen, und von dem überwiegenden Teil der Militärs liess sich auch nichts anderes erwarten, als dass sie sich vom Kriegszustand Vorteile und Machtzuwachs versprochen. Das gilt für Generale und Feldwebel in gleicher Weise. Sie alle dachten verwerflich, aber ihre sittliche Disqualifiziertheit erscheint ganz unbedeutend und harmlos gegenüber jener Verbrecherclique, der jedes Mittel recht war, ihre Ziele zu erreichen, gegenüber der politischen Verschwörung des Faschismus und der Terrororganisation der SS. Es ist eine Frage der politischen Geschichte, ob diese Gewalt herrscher den Krieg «gewollt» haben, sie hätten vermutlich die Unterwerfung der ganzen Welt sicher ebenso ohne einen Schuss hingenommen wie die

Unterwerfung Österreichs und der Tschechoslowakei. Sie wussten aber natürlich, dass Stalin nicht ohne Krieg seine besten Provinzen hergeben, dass Amerika ihre Weltherrschaft nicht dulden würde. Sie zögerten keinen Augenblick, die ganze Welt in das Elend des Krieges zu stürzen, als sie nicht einfach marschieren konnten, wohin sie wollten.

Für die Sittengeschichte ist dies politische Verbrechen zwar die gewaltige und schreckliche Kulisse, aber nicht der Schauplatz, der die eigentliche Aufmerksamkeit der Betrachtung erfordert. Die Sittengeschichte hat vielmehr die Frage zu stellen, wie haben die Verbrecher sich bei ihren Aktionen verhalten, aus welchen Schichten des Trieblebens kam das alles, zu dem sie fähig waren: der Machtanspruch, die Grausamkeit, der Sdismus, die Überheblichkeit, die Gewinnsucht, der ganze Wahn der sogenannten Herrenmenschen. Zum Unterschied von dem explosionsartigen Beginn des Ersten Weltkrieges muss für diese Sittengeschichte des Zweiten Weltkrieges festgehalten werden, dass der Krieg genauer betrachtet schon Jahre vor 1939 begonnen hat. Diese Jahre müssen in die Darstellung einbezogen werden, wenn der Gegenstand verständlich werden soll. Nicht mit einem Ruck konnte die Maschinerie des Terrors, der mit dem Kriegsausbruch sein Visier lüftete, anlaufen. Was an Kriegsgrausamkeit im Herbst 1939 offenkundig wurde, war jahrelang vorher geschult und trainiert worden, ein raffiniertes System stand dahinter, und seine Träger hatten die Unverschämtheit, es als «Weltanschauung» zu bezeichnen.

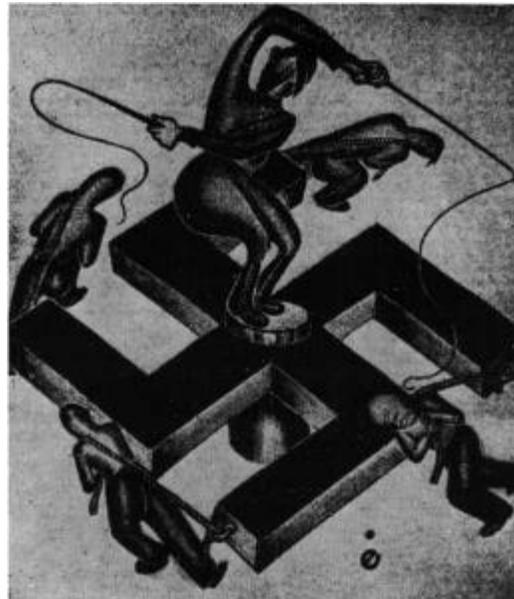
Es ist der Nachteil aller Friedensfreunde, dass sie sich anständig, ruhig und sachlich mit ihren Gegnern auseinandersetzen, oder es doch immer wieder versuchen. Wer auf Krieg und Gewalt setzt, diskutiert nur, so lange er sich noch nicht stark genug fühlt, zuzuschlagen. Im Übrigen ist er hin-



Die Alternativen
Gandhi – oder Göring?

terhältig und freut sich auf den Augenblick, wo er den Andersdenkenden liquidieren kann. Dieses Buch schliesst sich dem auf den Goebelschen Scheiterhaufen verbrannten Werk von Magnus Hirschfeld in der klar erkannten Absicht an, durch die Wahrheit über den Krieg gegen den Krieg zu zeugen und zu wirken. Es sagt den Kampf an gegen alle, die den Krieg für ein Mittel der Politik halten, denn Krieg ist menschenunwürdig, Krieg ist Dummheit. Es sagt den Kampf an gegen alle, die Krieg und Gewalt anwenden wollen, um ihre sogenannten «Ideale» zu verwirklichen, denn Kriege führen unabwendbar zur Knebelung des menschlichen Geistes, der sich nur in der Freiheit der Menschen entfalten kann. Es sagt den Kampf an gegen alle, denen die Phrasen von Vaterlandsliebe, Wahrhaftigkeit, Soldatentugend, vom Stahlbad des Krieges von den Lippen triefen, denn sie sind nur die Handlanger des Machthungers und des Sadismus. Es sagt den Kampf an allen, die sich gleichgültig mit der Redensart entschuldigen: «Wir können es ja doch nicht ändern.» Denn in der Frage Krieg und Zerstörung oder Frieden und Freiheit kommt es auf jeden einzelnen Menschen an.

Dieses Buch sieht seine Aufgabe genau in der Wirkung, welche die Nazis als «Wehrkraftzersetzung» zu bezeichnen und mit dem Tode zu bestrafen pflegten. Der Herausgeber kann nur wünschen, einen kleinen Beitrag dazu zu geben, dass eines Tages die Ehrengedenktafel doch noch errichtet wird, die Kurt Tucholsky einst vermisste: «Hier ruht ein Mann, der sich geweigert hat, auf seinen menschlichen Bruder zu schiessen.» Wer nüchtern denkt, ist sich darüber klar, dass die Welt im Jahre 1968 von einem Weltfrieden weiter entfernt ist als von einem Dritten Weltkrieg. Das sogenannte atomare Gleichgewicht, wie man den augenblicklichen Zustand euphemistisch zu nennen beliebt, ist in Wirklichkeit ein Spannungszustand, der nur durch die Verelendung ganzer Völker und Erdteile aufrecht erhalten werden kann. Es gibt viele Menschen, die sich über



Die Maschine des Diktators
«Le Rampart» 1933



«Nur dieser Mann steht zwischen dir und mir und nimmt uns unsere Mädchen weg»
(Deutsche «Wehrkraftzersetzung» für Engländer)

die Drohung einer neuen Katastrophe mit dem Gedanken hinwegtrösten: «Wenn der Atomkrieg ausbricht, ist alles mit einem Feuerschlag vorbei!» Das ist ein Trost des Irrsinns. Mag der plötzliche, schreckliche aber schmerzlose Tod auch viele Millionen treffen, die überlebende Menschheit wird all das, was an Untermenschentum, Quälerei, Hunger, Krankheit, Angst und Not in einem Krieg aufgewühlt wird, wiederum erdulden müssen. Nichts von den grausigen Ereignissen, die dieses Buch berichtet, würde der Menschheit erspart bleiben, wenn wiederum weltweiter Krieg entfacht würde. Es wird noch schlimmer, noch gemeiner, noch unmenschlicher werden. Der Krieg in Vietnam ist dafür nur

ein kleines warnendes Beispiel bei all seiner Schrecklichkeit.

Diese rein rationale Überlegung allein schon müsste die modernen Menschen zu Pazifisten machen, zu Menschen, die den Krieg und seine Urheber hassen und leidenschaftlich bekämpfen. Hätten in den Jahren 1938/39, als das Unheil des Zweiten Weltkrieges spürbar heraufzog, auch nur zwei Millionen Männer in Europa und besonders in Deutschland den Mut gehabt zu sagen: «Da mache ich nicht mit!», so wäre Hunderten von Millionen anderen Männern, den Frauen und den Kindern die Zerstörung ihres Lebens und ihrer Hoffnungen, dem jüdischen Volk die schwerste Zeit seiner Geschichte, den Städten ihre Rui-



Nazi-Abgeordnete in der Reichtagsgarderobe vor ihrem Auftritt, *Karikatur von Fr. Heubner*

nen, den Deutschen ihre tiefste Schande und der ganzen Welt die Angst, in der sie heute lebt, erspart geblieben.

Wenn auch die Träger und Nutzniesser des Establishments von heute diesem Buch voraussichtlich bald das Prädikat «jugendgefährdend» geben werden, so sei doch die Jugend mit dieser Veröffentlichung besonders angesprochen. Für sie ist es entscheidend zu wissen, wie ein Krieg sittengeschichtlich beleuchtet aussieht, was für eine Fratze seine Wirklichkeit hinter der uniformierten Fassade ist. Denn die Jugend ist es, die das Leid eines Dritten Weltkrieges zu tragen hätte, sie muss ihr Schicksal durch eine klare Entscheidung für den Frieden bestimmen. Dieses Buch will ihr sagen: Lasset Euch nicht Sand in die Augen streuen von den Unbelehrbaren! Sie wollen Euch vormachen, der Krieg sei «der Vater aller Dinge?» Dies Philosophenwort ist immer missverstanden worden. Sie reden Euch etwas vor von Heldentum und «Stahlbad»? Lest hier, welche Niedrigkeit, welche Gemeinheit, welcher Dreck im Krieg nach oben kommen, wie Freude, Liebe, Kultur und Menschlichkeit im Krieg vor die Hunde gehen. – Krieg im Sinne des Philosophen – ja! Aber ein Krieg mit geistigen Waffen, der des Menschen würdig ist! Auf den Kampf kann der Mensch im Leben nicht verzichten, aber auf Krieg und Gewalt muss er verzichten, wenn sein Lebenskampf nicht von vornherein vergeblich sein soll. Denn Krieg und Gewalt vernichten, was der Mensch in seinem Lebenskampf aufbaut und erringt.

Weltwirtschaftskrise

Am Anfang der Betrachtung, der Analyse, der Beschreibung einer Epoche unter den Gesichtspunkten der Sittengeschichte, muss noch einmal die Formulierung der Aufgabe in Erinnerung gebracht werden, die Prof. Magnus Hirschfeld prä-



Karl Arnold: *Wohnungselend*

zise getroffen hat. Man sage nicht, diese Formulierung sei materialistisch und daher zu simpel, sie vergesse die kulturelle, geistige oder religiöse Komponente. Sie vergisst sie keineswegs, aber sie sieht die Realitäten, wie sie sind, und wie der Mensch sich mit ihnen abfinden muss. Man braucht keineswegs die zugespitzte Formel von Bertholt Brecht als Motto zu verwenden: «Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.»

Aber es wäre ein Unsinn, die Abhängigkeit des menschlichen Denkens, des Gestaltens, der Kunst und Kultur, der religiösen Empfindung, der Politik und – um das noch einmal zu unterstreichen – der «Sittlichkeit» von den ökonomischen Verhältnissen zu bestreiten.

Wenn ein Mann Arbeit und Aufgabe hat, wenn er auskömmlich verdient, leben, heiraten und für die Zukunft sorgen kann, sieht er keine Veranlassung, zu stehlen und zu morden, sich politischen Radikalinskis anzuschließen, in den Krieg zu ziehen und zu sterben. Das ist seit den Zeiten des Spartakus so. Wenn eine Frau in Sorge für Mann





Der Erwerbslose und die Autarkie



Gymnastik Bridge
Kosmetik



Aus Frankreich 1938: Das Leben der Frauen



Aus Deutschland 1938: Mehr Uniformen als Menschen



Polizeiliche Untersuchung



Der Wahre Jakob, Berlin

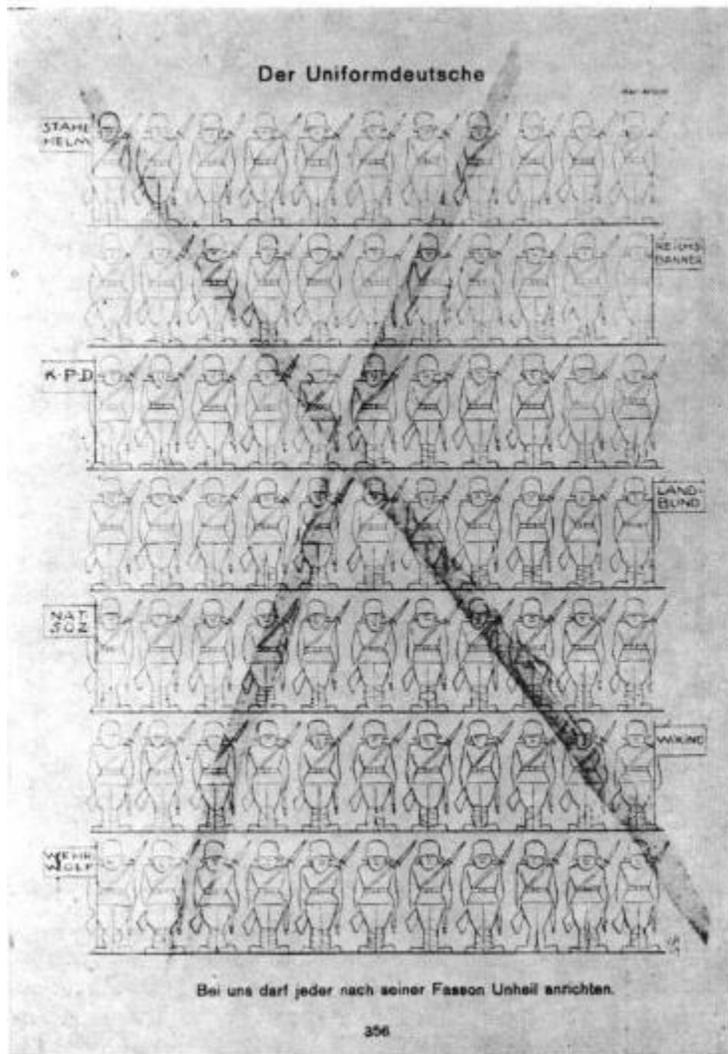
Stroh im Kopf



Rassenforschung an Goebbels



Der Hohenzoller und das Hakenkreuz



«Bei uns darf jeder nach seiner Fasson Unheil anrichten»
Karl Arnold

und Familie oder in einem ihr entsprechenden Beruf aufgeht, wenn sich ihre ökonomisch berechtigten Wünsche nach Geborgenheit und Daseinsschmuck erfüllen lassen, hat sie keinen Grund, auf die Strasse zu gehen oder sich im Boudoir zu verkaufen. Abenteurer und Verbrecher beiderlei Geschlechts sind eine Ausnahme unter «normalen» Umständen und verzerren das Bild einer intakten Gesellschaft nicht wesentlich.

Wenn aber ökonomische Schwierigkeiten die Menschen als Masse in die Enge treiben, dann freilich kommt «erst das Fressen und dann die Moral», dann kommt unter dem Druck der Existenznot die Gesittung des Menschen zu kurz. Es liegt kein Argument gegen diese Ansicht darin, dass auch in guten Zeiten, in der sogenannten Wohlstandsgesellschaft alle Tage Verbrechen geschehen. Sie liegen auf einer anderen



«Hitler schluckt Gold und redet Blech».
(Fotomontagen von John Heartfield)



Finanzminister Schacht und die Reichsmark:
«Ich lasse sie nicht fallen – auf keinen Fall»

Ebene als das hier gemeinte durchschnittliche Verhalten. Wer etwa auf die vielen oft ohne Rücksicht auf Leben und Gesundheit anderer Menschen unternommen Banküberfälle seit dem «Ausbruch des Wohlstandes» in der Deutschen Bundesrepublik als Gegenbeweis anspielen wollte, dem müsste man Folgendes sagen: Es ist kein Wunder, dass Menschen, die jahrelang die Vergötzung des Geldes miterleben, die durch die künstliche Anheizung der Komfortbedürfnisse durch skrupellose Werbung in Schulden getetzt wurden, auf die absurde Idee eines Bankraubes verfallen. Auch das kann schliesslich nur die «materialistische» Argumentation bestätigen. Die ökonomischen Umstände, welche den Hintergrund zu den sittengeschichtlichen Erscheinungen der Zeit von 1933 bis 1945 bildeten, waren von zwei wesentlichen Faktoren bestimmt.

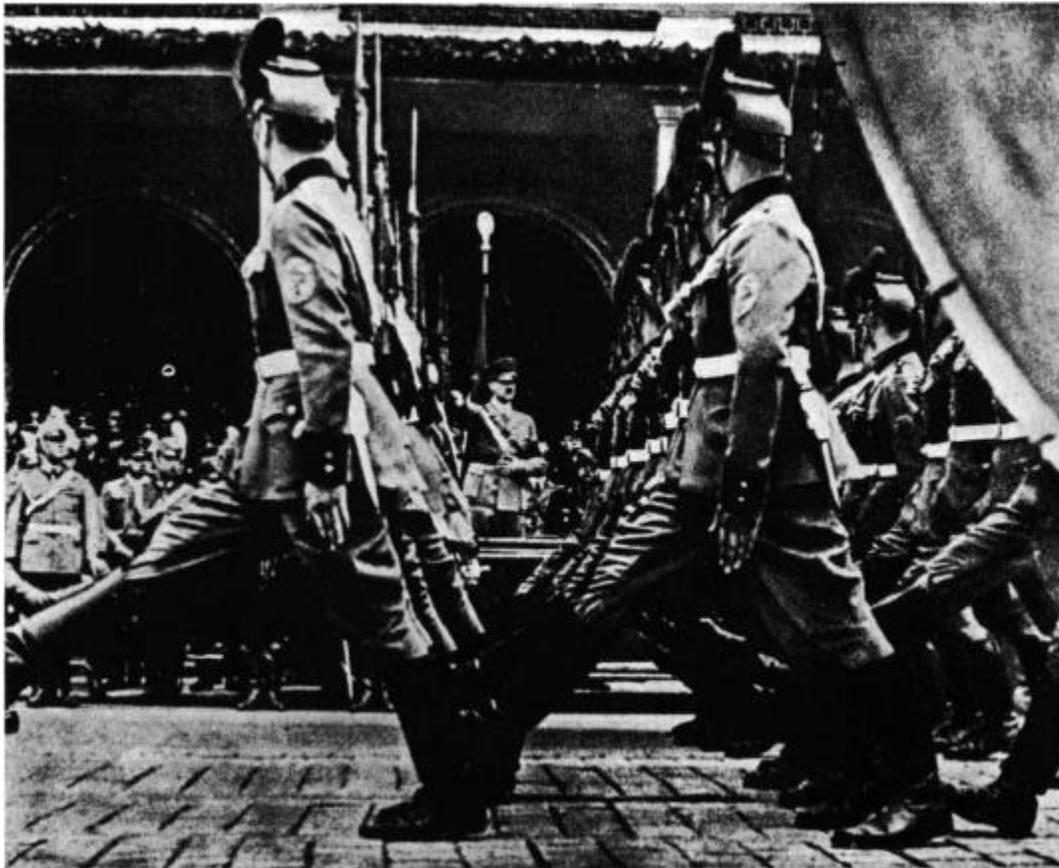
Der erste ist in den politischen und wirtschaftlichen Folgen des Ersten Weltkrieges zu sehen, der Zweite in der seit 1928 spürbaren, in den folgenden Jahren katastrophalen Weltwirtschaftskrise. Diese Feststellung klingt so allgemein und unverbindlich, dass sie näher erklärt werden muss, um Gewicht zu erhalten. Im Rückblick auf jene Zeit erscheinen die Verhältnisse sehr einfach. Die Politiker hielten nach dem grossen Krieg leider an der überkommenden Form der Nationalstaaten fest. Ja, in den Diktaturen und in ihren «Sitten» sollte der überspitzte Nationalismus seine grössten Triumphe feiern. Aber auch in Paris, in London und selbst in New York versuchten die Regierungen ohne Blick für grössere Zusammenhänge für ihr Land Vorteile zu ergattern. Die Idee und das Forum des Völkerbundes dienten zumeist den kleinlichen Nationalinteressen. Die

weltwirtschaftliche Entwicklung aber war über diesen engstirnigen Standpunkt längst hinausgewachsen.

Wissenschaft und Technik, und in der Konsequenz ihrer Entwicklung die Ernährungswirtschaft und die Produktion von Verbrauchsgütern, standen längst auf einer internationalen Basis, während die Politiker immer noch glaubten, dass jeder sein eigenes Süppchen kochen könne. An einem ganz einfachen Beispiel lässt sich erkennen, dass sogar im Vergleich zu den Zuständen vor 1914 ein fast unbegreiflicher Rückschritt zu verzeichnen war: Es gelang in den Jahren zwi-

schen den Kriegen nicht, für den einzelnen Bürger die Freizügigkeit wiederherzustellen, die er unter Kaisern und Königen gehabt hatte. Passzwang und streng voneinander abgegrenzte Währungen richteten an allen Staatengrenzen Hindernisse auf.

Unter solchen Voraussetzungen konnte sich auch moralisch nichts Gemeinsames entwickeln, es gab kein gemeinsames europäisches, geschweige denn ein gemeinsames menschliches Denken. Die wenigen grossen Geister, die sich für echte Humanität einsetzten und die grosse Gefahr der



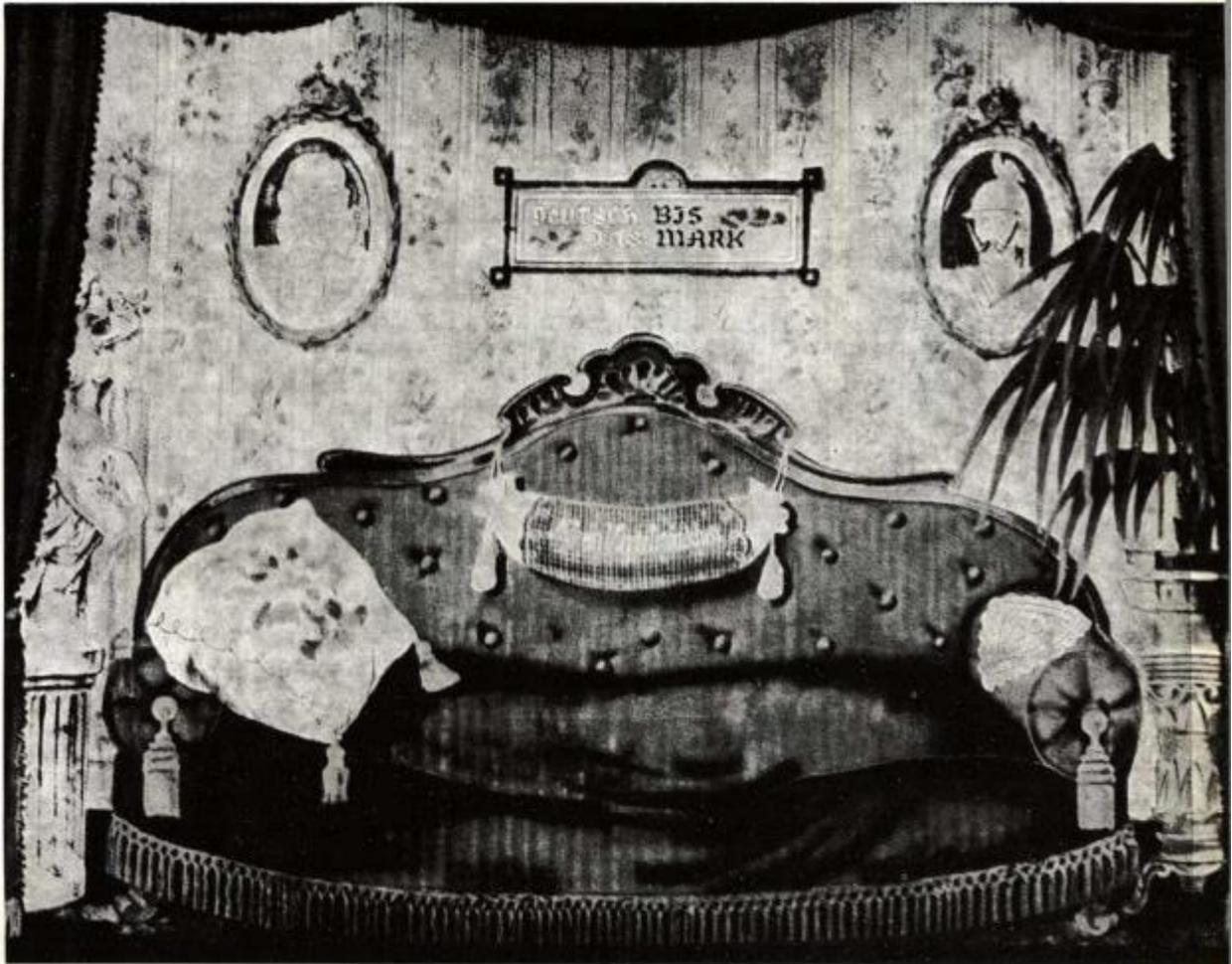
Stechschritt: Die gleichgeschaltete Polizei

Nationalismen erkannten, warnten vergeblich, weil den Menschen ihrer Zeit, die auf sie hätten hören sollen, der Sinn durch die politische Dummheit und ihre wirtschaftlichen Folgen vernebelt war.

In dieser Situation traf die Weltwirtschaftskrise von 1928/29 die Menschheit wie ein Keulenschlag. Zehn Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges war die lebende Generation über den Zusammenbruch aller moralischen Werte in der Katastrophe noch keineswegs hinweggekommen. Und als nun die Arbeitslosen zu Millionen auf der Strasse standen, fand sich kein Halt, kein Angelpunkt der Vernunft, von dem aus gemeinsame Arbeit die Krise hätte verstehen und überwinden können. Anstatt den Krisenerscheinungen, die doch auf der Welt überall die gleichen waren, durch Verständigung und solidarische Planung zu begegnen, erfand jede «Nation» ihr eigenes wirtschaftliches Patent. Sie mussten sich also in die Haare geraten. Ob sie es wollten, mag einstweilen eine offene Frage bleiben. Die sitten- geschichtlichen Folgen des ökonomischen Desastres waren ungeheuerlich, sie zeichneten sich bereits auf dem Scheitelpunkt der zwei Jahrzehnte ab, die zwischen den beiden Weltkriegen lagen, sie erreichten ihren Höhepunkt an Scheusslichkeit und Unmenschlichkeit mit dem Höhepunkt des Zweiten Weltbrandes.

Es ist historische Tatsache, dass die schlimmsten Verbrechen gegen die Menschlichkeit von Deutschland, oder besser gesagt von den Nazis und ihrem sogenannten Dritten Reich begangen worden sind. Sie müssen daher im Mittelpunkt einer Sittengeschichte dieser Zeit stehen. Die schwere geschichtliche Schuld, die das deutsche Volk auf sich geladen hat, indem es zwölf Jahre lang eine Verbrecher-Clique als seine Herrscher duldete, deren Unmenschlichkeit bis zum Schluss nur von einzelnen Deutschen erkannt wurde, rückt die Deutschen in den Vordergrund einer Sittengeschichte des Zweiten Weltkrieges.

Nicht allein, dass die Nazis diesen Krieg angezettelt haben mit Praktiken, die genau besehen von der Strassenschlägerei herkommen, sie haben auch dem Krieg bewusst die brutale Form gegeben, die allen menschlichen Konventionen ins Gesicht schlug, die den Begriff «Sitte» total ausschaltete, und die den Rückfall in ein bis dahin unvorstellbares Barbarentum bedeutete. Das deutsche Volk hat diese Barbarei von 1933 bis 1944, bis zu dem Wetterleuchten des Stauffenberg-Attentats, teils als geschichtliche Notwendigkeit hingenommen, zum grösseren Teil aber sogar als eine Art modernen Heldentums angesehen. Es hat die Folgen seiner moralischen Gleichgültigkeit und seines Irrglaubens zu spüren bekommen. Denn Verbrechen gegen die Humanität rächen sich immer. Der Zweite Weltkrieg hat gezeigt, dass zwar die Mörder ihre Untaten vollbringen können, dass aber die menschliche Gesellschaft dank dem inneren Trieb zur Gesittung jederzeit im Stande ist, die Verbrecher zu eliminieren, koste es, was es wolle. Selbst ein Stalin, dem man Menschenfreundlichkeit wirklich nicht zum Vorwurf machen kann, erschien ja vor dem Hintergrund nazistischer Verbrechen als Kämpfer für Freiheit und Menschenwürde. Den Kriegsführenden aller Nationen, die im Zweiten Weltkrieg ihre Kunst gezeigt haben, ihre Perfektion in der Vernichtung menschlicher Kultur und menschlichen Lebens, darf jedoch bei aller gebührenden Verachtung für ihr unmenschliches Handwerk auch ein «Verdienst» zuerkannt werden. Sie haben – und die Atombombe von Hiroshima setzte den Punkt hinter diese Erkenntnis – hoffentlich für lange Zeit den Beweis erbracht, dass mit Kriegen ein menschlicher Fortschritt und überhaupt eine Lösung von Problemen des Lebens und Zusammenlebens nicht zu erreichen ist. Die Entwicklung im 6. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, besonders die tiefwurzelnden Pro-



Die große Tradition — „Bis“ — „Mark“ (John Heartfield)

teste gegen den Krieg in Vietnam, zeigt deutlich, dass sich diese Erkenntnis weltweit durchsetzt. Im deutschen Volk und seiner jungen Generation sitzt jedenfalls die Abneigung, der Hass gegen den Krieg sehr tief. Trotz allen Interessenklüngels, der sich in diesen und jenen Links- oder Rechtsradikalismen zu Wort meldet, – kein Mensch glaubt mehr an die Möglichkeit, mit Gewalt sein Lebensrecht durchsetzen zu können. Diese allgemeine Einsicht ist sicher das Resultat

des nazistischen Zusammenbruchs. Wenn dieses Buch den Hass gegen den Krieg zu unterbauen hilft, wenn es dem Wissen über den Krieg, wie er sich sittengeschichtlich gesehen ausgewirkt hat, einiges hinzufügt, so hat es seinen Sinn erfüllt. Es kann den Abscheu gegen Krieg und Gewalt nur steigern, wenn es die ungeschminkte Wahrheit sagt, die Wahrheit über Verbrechen an Frauen und Kindern, die Wahrheit über den Kommissstiefel, der alle Menschenwürde zertritt,

Fortsetzung Seite 44

Warnende Stimmen

Friedrich Nietzsche: «Wenn wir hören: dort haben die Männer nicht Zeit zu den produktiven Geschäften; Waffenübungen und Umzüge nehmen ihnen den Tag weg, und die übrige Bevölkerung muss sie ernähren und kleiden, ihre Tracht aber ist auffallend, bunt und voll Narrheiten; dort sind nur wenige unterscheidende Eigenschaften anerkannt, die Einzelheiten gleichen einander mehr als anderswo oder werden doch als Gleiche behandelt; doch verlangt und gibt man Gehorsam ohne Verständnis: man befiehlt, aber man hütet sich zu überzeugen; dort sind die Strafen wenige, diese wenigen aber sind hart und gehen schnell zum Letzten, Fürchterlichsten; dort gilt Verrat als das grosse Verbrechen, schon die Kritik der Übelstände wird nur von den Mutigsten gewagt; dort ist ein Menschenleben wohlfeil, und der Ehrgeiz nimmt oft die Form an, dass er das Leben in Gefahr bringt... Wer dies alles hört, wird sagen: es ist das Bild einer barbarischen, in Gefahr schwebenden Gesellschaft. Vielleicht, dass der eine hinzufügt, es ist die Schilderung Spartas; ein anderer aber wird nachdenklich werden und vermuten, es sei unser modernes Militärwesen beschrieben, wie es inmitten unserer andersartigen Kultur und Sozietät dasteht, als ein lebendiger Anachronismus, als das Bild, wie gesagt, einer barbarischen, in Gefahr schwebenden Gesellschaft, als ein posthumes Werk der Vergangenheit, welches für die Räder der Gegenwart nur den Wert eines Hemmschuhs haben kann.»

Heinrich Mann 1931: «Gesetzt aber, sie (die Nazis) siegen und errichten ihre dumme Gewaltherrschaft; für wen herrschen sie denn eigentlich? Für ihre Gläubiger, eine gewisse Anzahl Personen, die sich «die Wirtschaft» nennen, und die schon zweimal den Staat zugrunde gerichtet haben, dessen Geschäfte sie beeinflussten. Sie haben das erste Reich in den Krieg, das zweite in den Nationalsozialismus gehetzt. Sollte ihnen plötzlich alles Talent ausgehen, so dass sie das Dritte Reich in nichts mehr hetzen können? Das Dritte Reich wird scheitern an seiner Unfähigkeit und an seiner Abhängigkeit. Dann aber käme ein unheimlich blutiger Abschnitt der deutschen Geschichte. Das Reich der falschen Deutschen und der falschen Sozialisten wird gewiss unter Blutvergiessen errichtet werden, aber das ist noch nichts gegen das Blut, das fließen wird bei seinem Sturz. Dann holt die Demokratie alles einst Versäumte nach, dann hat sie gekämpft, dann ist sie erlebt – und übrigens wird es dann nicht mehr die unvollständige Demokratie des abgeschlossenen Zeitalters sein, sondern die wahre, die das Volk meint.»

Carl von Ossietzky 1931: «Einmal werden auch die deutschen Verhältnisse wieder zu tanzen anfangen, und von der Klugheit unserer Regierenden wird es abhängen, ob dieser Tanz der schöne, lustige Wirbel sein wird, mit dem eine Generation die andere ablöst, oder der Totentanz, mit dem eine überfällige Gesellschaft machtberauscht und ahnungslos, im Bettelputz ihrer Illusionen zu Grabe hüpfet.»



Nach zehn Jahren: Väter und Söhne 1924 (*John Heartfield*)

die Wahrheit über den Tod von Millionen, der auf das Konto von ein paar Irrsinnigen geht. Sittengeschichte ist Kleinarbeit. Sie muss aus vielen Einzelstücken ein Mosaik zusammensetzen, das als Ganzes Einblick in Zusammenhänge der Geschichte gibt. Die Frage drängt sich auf, wie es überhaupt möglich war, dass die Spannungen zwischen den Lebens- und Wirtschaftsbereichen, mit denen die Welt um 1930 geladen war, sich trotz der Erfahrungen und trotz der sittlichen Katastrophe im Ersten Weltkrieg in einem Zweiten Weltkrieg entladen konnten.

Der konservative Geschichtsschreiber F. Harzendorf stellte (allerdings 1946 schon aus relativ geringem zeitlichem Abstand) darüber folgende Betrachtung an, welche die deutschen Verhältnisse betrifft. Er schreibt in seinem 1946 erschienenen Buch «So kam es»:

Will man sich über die Kräfte klar werden, die Adolf Hitler in die Höhe geführt haben, dann muss man unterscheiden zwischen jenen Elementen, die eine Wiederaufnahme des Krieges gewollt haben, um die Niederlage von 1918 auszulösen, und zwischen jenen, die zur Erreichung dieses Zieles als Werkzeug missbraucht wurden. In der ursprünglichen Gefolgschaft Hitlers stellen das aktivste Element zweifellos jene Zehntausende von jungen Kriegsoffizieren, die von der Schulbank weg Soldaten geworden waren und deren Leben mit der Niederlage seinen Sinn, Inhalt und sein Ziel verloren hatte, weil sie sich zu alt oder zu erniedrigt fühlten, nun den Sattel wieder mit der Schulbank zu vertauschen. So lange es ging, setzten sie in Freikorps und Schwarzer Reichswehr eine soldatische Scheinexistenz fort, und als auch diese Existenz unmöglich wurde, sammelten sie sich in allen möglichen Bünden, die teils reale und nicht immer unnütze, teils auch nur phantastische Ziele verfolg-

ten. Immer aber taten sie es in der Absicht, ihre soldatische Scheinexistenz aufrechtzuerhalten. Man kann nicht davon reden, dass es in diesen Bünden eine Einheitlichkeit der Gesinnungen und Überzeugungen gegeben hätte. Sie schwankten zwischen extrem kommunistischen und nationalistischen, zwischen mystisch-religiösen und radikal atheistischen Ideen hin und her.

Selbst in den einzelnen Bünden standen gegensätzliche Meinungen hart gegeneinander und bekämpften sich oft bis aufs Blut. Nach und nach liefen sie auseinander und schliesslich blieben beinahe als die einzigen, innerlich auf ein Ziel ausgerichteten Bünde der Jungdeutsche Orden Arthur Mahrauns und der Stahlhelmbund Franz Seldtes übrig. Neben diesen erlangten in den ersten Nachkriegsjahren die Organisation Escherich und die SA Adolf Hitlers nur eine provinzielle, um nicht zu sagen rein örtliche Bedeutung. Einig waren sich alle diese Bünde, die sich gegenseitig oft wütend bekämpften, nur in dem Willen, die verhasste Novemberrepublik zu vernichten, damit ihre eigenen Führer, Anhänger und Mitläufer sich selbst wieder in den Sattel setzen konnten.

Eine besondere Rolle spielten in der ersten Nachkriegszeit die in Dutzenden von Schattierungen auflebenden völkischen Bünde und Verbände, die zwischen allen anderen reaktionären Strömungen die Querverbindungen herstellten. In diesen vor allem breitete sich die antisemitische Verhetzung aus und wurden die rassenpolitischen Theorien ausgebrütet, die sich Adolf Hitler zur weltanschaulichen Auspolsterung seiner «Bewegung» gleichfalls aneignete.

Während so auf der einen Seite in den grossen politischen Parteien das demokratische Deutschland sich mühsam zu festigen suchte, sammelten sich in diesen abseitigen Strömungen jene anderen Kräfte, die das demokratische Deutschland zu Fall zu bringen suchten. Kamen aus den Bün-

den die Aktivisten, die zu jedem gewaltsamen Abenteuer bereit waren, so flossen aus den Kreisen der Schwerindustrie und des Grosshandels die nicht unbeträchtlichen Geldmittel, aus denen die republikfeindliche Propaganda genährt wurde. Man kann hierbei vor allem die verhängnisvolle Rolle jenes Typs der deutschen Nachkriegspresse nicht vergessen, die in anscheinender Unparteilichkeit sich keine Gelegenheit entgehen liess, das Vertrauen zur Republik und zu den republikanischen Führern zu untergraben. Die von der Grossindustrie finanzierte, von Hugenberg bedenkenlos inspirierte Presse wurde so zum erfolgreichsten Schrittmacher des Nationalsozialismus. Aus all diesen hündischen, monarchistischen, alldeutschen und völkischen Strömungen wurde jene Stimmung des Unbehagens genährt, die den Untergrund bildete, auf dem die nationalsozialistische Hetze gedeihen konnte. Aus ihnen kamen die Propagandisten, Helfershelfer und Mittelsmänner, die überall schürten und die unterirdischen Verbindungen knüpften, aus denen sich die Verschwörung gegen die Freiheit des deutschen Volkes zusammenwob. Gaben sie sich zunächst auch den Anschein, als handle es sich nur darum, die «Novemberverschönerer» zu verjagen, so gibt es doch keinen Zwei-

fel, dass sie allesamt nach ihrer Vergangenheit und Mentalität auf kein anderes Ziel hinarbeiteten, als den Krieg wieder aufzunehmen, der nach ihrer Meinung 1918 nicht militärisch verloren, sondern durch den Dolchstoss der Heimat vor dem Sieg zu einem vorzeitigen Abschluss gekommen war.»

In welcher Form sich der Kampf der Illusions-Soldaten der 20iger Jahre gegen die staatliche Ordnung der Weimarer Republik abspielte, dafür diene eine weitere Passage aus dem Buch Harzendorfs als Beispiel.

Fememord

«In diese Zeit fällt auch eines der düsteren Kapitel der deutschen Nachkriegsgeschichte, das schon deswegen nicht übergangen werden kann, weil es in der Entwicklung der NSDAP vielleicht die unheilvollste Rolle gespielt hat. Das sind die Fememorde, die aus der «Schwarzen Reichswehr» entstanden sind. Es muss dahingestellt bleiben, ob es der künftigen Geschichtsschreibung noch gelingt, diese Rolle einmal ganz aufzuklären und die Scheusslichkeiten aufzudecken, die von einer vaterländisch getarnten Mörder-



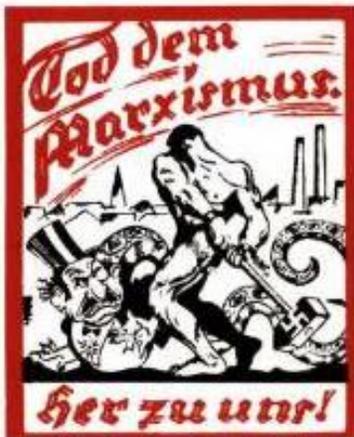
... und Ergebnisse

bande in den ersten Nachkriegsjahren verübt worden sind. Aber auch ohne dies weiss jeder, dem dieses Kapitel nicht ganz verborgen geblieben ist, dass der Mördergeist, der die spätere Geschichte des Nationalsozialismus blutigrot gefärbt hat, aus der Schwarzen Reichswehr stammt. Der Gerechtigkeit halber muss gesagt werden, dass es illegale Truppen, die als Schwarze Reichswehr bezeichnet wurden, zu verschiedenen Zeiten gegeben hat, und dass nicht unterschiedslos für alle gilt, was diese Bezeichnung so verrufen gemacht hat.

Da es sich um eine illegale Organisation handelte, standen alle Verbrechen und Vergehen, die von ihren Angehörigen begangen wurden, ausserhalb des Bereichs der ordentlichen Gerichtsbarkeit. So entstand in der Schwarzen Reichswehr eine interne geheime Gerichtsbarkeit, eine Femejustiz, die ihrer ganzen Natur nach sehr schnell entarten musste. Traf der Fememord zunächst nur die Verräter aus den eigenen Reihen und beruhte er auf dem Urteil eines, wenn auch illegalen Gerichts, so wurde er sehr bald zum politischen Mord, als sich die Mordgesellen aus eigener Vollmacht zu Richtern über das auf warf en, was sie politischen Verrat am deutschen Volke nannten. Erzberger und Rathenau sind die hervorragendsten, aber nicht die einzigen Opfer dieser politischen Terrormorde gewesen. Die um sich greifende Mordseuche, wie sie später aus den Fememordprozessen bekannt geworden ist, begnügte sich nicht mit dem Morden an sich, sondern führte zu Scheusslichkeiten, wie man sie bis dahin im deutschen Volk nicht für ausdenkbar gehalten hatte. Sie sind die Vorläufer jener Verbrechen, die später in den Konzentrationslagern von der SS verübt worden sind. Die Gleichartigkeit der Methoden, die tierische Art der Ausführung und die Roheit der Gesinnung, wie sie namentlich in dem Prozess gegen den Feldwebel Fahlbusch zum Entsetzen des

deutschen Volkes zutage traten, kann man nur als Beweis dafür nehmen, dass die Henker der SS aus den Reihen der Fememörder hervorgegangen sind. Auf jeden Fall ist die Bestialität, die schon in den ersten Tagen ihres Auftretens die Schutzstaffeln Adolf Hitlers als Mörderbanden charakterisierte, die unverkennbare Erbschaft der Fememörder der Schwarzen Reichswehr. Dass diese Giftpflanze nicht frühzeitig mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden ist, sondern fortzuegend noch Schlimmeres gebärend weiterwuchern konnte, ist die Schuld jener deutschen Gerichte, deren Pflicht es gewesen wäre, diese Seuche durch härteste Justiz auszutilgen. Noch gelbt uns das Hohn- gelächter der nationalistischen Presse in den Ohren, mit dem sie die vergeblichen, teils sabotierten, teils böswillig ungeschickten Versuche der Verfolgungsbehörden, der Erzberger- und Rathenaumörder habhaft zu werden, begleitet hatte. Wer sich noch an jene Justizkomödien der Fememordprozesse erinnert, in denen Staatsanwälte und Richter miteinander wetteiferten, um Bestien in Menschengestalt, wie einem Fahlbusch, ihre Hochachtung vor ihrer edlen nationalen Gesinnung zu bezeugen, muss begreifen, welche verheerende Wirkung von da ausgegangen ist. Schon damals ist das Vertrauen in die deutsche Justiz in einem Mass untergraben worden, wie es nur noch der Fall war, als sie ausschliesslich nach Hitlers Pfeife tanzen musste.»

In dieser kurzen Beschreibung ist klar ausgesprochen, dass es nach dem Ersten Weltkrieg dank politischer Unklugheit eine Fortsetzung des soldatischen Daseins gab, von der alle Gebrauch machen konnten, die nicht willens oder nicht fähig waren, sich in eine gesittete gesellschaftliche Ordnung zu fügen. Zu diesem Kreis von Menschen waren in Deutschland Millionen zu rechnen. Man braucht es gar nicht hochzuspielen, dass dort, wo einmal der preussische Geist durch fast ein Jahrhundert regiert und die Menschenhir-





Ohne sie kein Hitler.
Das Heer der Arbeitslosen während der Wirtschaftskrise

ne verbildet hatte, für die giftige Saat gewalttätiger und irrer soldatischer Ideen ein besonders fruchtbarer Boden zu finden war. Es genügt ein Blick auf die wirtschaftlichen Verhältnisse mit ihren Arbeitslosenziffern. Es war der gegebene Trend, dass die vielen wurzellosen Männer ohne Existenz und Lebensaufgabe ihre Zuflucht beim Soldatenkollektiv, bei irgendeinem «Haufen» suchten. In diesem Sinne ist auch das klassische Wort von Albert Einstein zu verstehen: «Hitler lebt vom leeren Magen des deutschen Volkes.» Es begreift nicht allein die materielle Seite der Entwicklung, sondern ebenso die politisch-ideologische und bezieht sich besonders auf die Jahre nach 1930, als nach Reichskanzler Brüning's Versuch mit einer demokratischen Diktatur die Militärdiktatur der Herren Schleicher und Hammerstein die Auslieferung Deutschlands an die Nazis vorbereitete.

Die andern Europäer, die Nachbarländer Deutschlands, haben unter der Weltwirtschaftskrise selbstverständlich ebenfalls zu leiden gehabt wie das von ihnen besiegte Land. Sie waren jedoch dank ihrer Situation als Sieger wirtschaftlich besser situiert, sie hatten Forderungen an Deutschland zu stellen. Selbst Hitler hat bekanntlich in seinen Anfängen – ob nun mit bewusster Lüge oder nicht – der «Erfüllungspolitik» gelegentlich das Wort geredet. Diese bessere Lage der deutschen Nachbarn ersparte ihnen die in Mitteleuropa platzgreifende Radikalisierung. Hinzu kam der in den schon vor 1914 demokratisch regierten Ländern das erheblich höhere Niveau der politischen Bildung und Urteilsfähigkeit im Vergleich mit dem Durchschnittsdeutschen. In Frankreich, England, Italien und den heutigen Beneluxstaaten gab es zwar Arbeitslosigkeit und Not, doch behielt die politische Vernunft trotz aller Zwischenfälle die Oberhand. Die Zivilisation war in diesen Ländern stark genug,

die niedrigen Instinkte, die stets aus der Not Kapital schlagen wollen, hintan zu halten.

Das gelang in Deutschland nicht, obwohl es auch hier nicht an Stimmen der Vernunft fehlte. Die Verrohung des politischen Lebens nahm in der Weimarer Republik ein Ausmass an, das eines zivilisierten Staates unwürdig war. Die Auseinandersetzungen zwischen Rechts-Mitte-Links wurden schliesslich nicht mehr in Parlament und Presse ausgetragen, sondern fast ausschliesslich auf der Strasse. Und hier galt der als Sieger, der es fertigbrachte, seinen Gegner niederzuknüppeln oder zu ermorden.



Zwei Seiten

Es ist kein Zweifel, dass dieser rüde Stil von den Rechtsradikalen kreiert worden ist. Nimmt man die Aussage eines der Beschuldigten in einem Fememord-Prozess von 1926, so erweist sich die Richtigkeit der oben zitierten Sätze des Historikers

Harzenberg über die legitimen Väter der Mordlust. Da heisst es: «Ich hatte solche Wut auf . . . Ich habe ihn nicht mit einem

Instrument gehauen, sondern ich habe ihn hochgeschnappt und ihm eins reingefunkt... Wenn ich einen Totschläger in der Hand gehabt hätte, hätte ich dem eine lackiert, dass er jetzt nicht hier sitzen würde . . . Wenn ich einen verprügeln will, brauche ich keinen Befehl. . . Revolver habe ich immer bei mir gehabt. Aber wenn ich die Wut kriege, nehme ich die Finger . . . Wenn er mit der Antwort zögerte, dann habe ich ihn geschlagen, bis er sagte: Ja, das stimmt. Dann wurde das zu Protokoll gegeben.» Bezeichnender Weise endet diese Aussage: «Jawohl, ich bin zweimal vorbestraft . . . Wegen Diebstahl. . . Ich bin aus Nationalgefühl nach Küstrin gegangen ... vom Oberleutnant Vogel gleich als Unteroffizier eingestellt...»

Das alles könnte fast wörtlich die Aussage eines SA-Schlägers aus der sogenannten «Kampfzeit» wie auch die eines KZ-Aufsehers sein. Die Rechtsradikalen verstanden es ausgezeichnet, die Mordinstinkte zu mobilisieren und sich ihrer zu bedienen.

Echt asoziale Elemente wurden durch hetzerische Parolen und brutale Methoden selbstver-



– einer Medaille

ständig angesprochen, aus solchen setzte sich auch zum grossen Teil der Stamm der unteren Führer zusammen. Die grosse Masse der Rowdys aber liess sich leicht fanatisieren, indem ihr eingetrommelt wurde, sie «kämpfte» für ein besseres Deutschland, für die Nation, für irgendwelche nebulösen Ideale. Der sittliche Verfall, der mit der politischen Verrohung in den 30iger Jahren begann, hatte zum Resultat, dass Millionen von Deutschen sich daran gewöhnten, Leben und Existenz eines vermeintlichen Gegners für nichts zu achten. Es quälte die meisten von ihnen im Krieg dann nicht im mindesten, dass Menschen mit anderer Überzeugung, anderem Denken und anderem Wesen, Menschen die nicht schlechter als sie, nur eben anders waren und dachten, – dass diese Menschen einfach ausgelöscht wurden. Ein höherer deutscher Beamter, tüchtig in seinem Beruf und ehrenwerter Familienvater,

auch gar nicht dumm und bis dahin stets aufgeschlossen und liberal gesonnen, wurde 1934 gefragt, wie er denn dazu gekommen sei, in die NSDAP einzutreten, deren Vertreter doch erwiesene Mörder seien. Die Antwort war bezeichnend: «Wir müssen jetzt alle zusammenhalten, und wenn es jetzt ein paar unschuldige Juden erwischt, ist das doch nicht so schlimm.»

Niemand kann sagen, dass die Hitlerei und ihre Methoden im Januar 1933 die Mehrheit der Deutschen hinter sich gehabt hätte. Wäre der Reichskanzler durch Volksabstimmung zu wählen gewesen, der «österreichische Kommödiant», wie ihn viele damals nannten, hätte vermutlich einen bösen Durchfall erlebt. Das war ja auch der Grund, aus dem die Nazis – genau wie übrigens 1938 im vergewaltigten Österreich – nach ihrer Machtübernahme eine freie Wahl ver-



Aufbauwerk



Gleichgeschaltet bei der Hochzeit
und in Freislers Gerichtssaal

John Heartfield





Englische Diplomaten

«Jetzt versteht ihr alles!» (Thöny 1911)

Deutsche Diplomaten

hinderten und zu diesem Zweck ihre Brandfackel sogar an das Reichstagsgebäude hielten.

Aber sehr verbreitet war in erster Linie die politische Apathie in Deutschland, eine Folge zum Teil auch der fruchtlosen halbdiktatorischen Bemühungen Brünings und seiner Nachfolger, mit Arbeitslosigkeit und Not fertig zu werden. Man darf demgegenüber aber nicht vergessen, dass Hitlers Wahlerfolge im Jahre 1932 ihren Höhepunkt überschritten hatten. Was in breiten Schichten des deutschen Volkes damals fehlte, das waren entschlossene Hitlergegner, vor allem im demokratisch-bürgerlichen Lager, deren Stimme der senile Reichspräsident von Hindenburg wahrscheinlich beachtet hätte. Auch ein grosser Teil der Intelligenz, der nicht unmittelbar politisch interessiert war und den braunen Pöbel nur vom Hörensagen kannte, war der Meinung: «Lasst den Adolf doch mal ran, er soll zeigen was er kann. Der hat ebenso schnell abgewirtschaftet, wie er hochgekommen ist.» Die Masse des deutschen Volkes hörte nicht auf die Warnungen, die ihm von der verschwindend kleinen Minderheit unentwegt zugerufen wurden. Diese Warnungen kamen aus dem In- und Ausland.

Ja, das Ausland, Länder, welche nicht in der unmittelbaren Not steckten wie Deutschland, hätten vielleicht damals noch das Unheil verhüten können, wenn ihre Regierungen einen weiteren Horizont gehabt hätten. Doch man braucht nur an das Spanien von 1936, an «München 1938», oder an das Griechenland von heute, wo wieder politische Folterknechte am Ruder sind, zu denken, um die vergebliche Hoffnung auf etablierte Vernunft zu begraben. Mit Diktatoren arrangiert man sich, so gut und so lange es geht, ohne zu bedenken, dass eines Tages die Bombe hochgehen wird, hochgehen muss, weil Diktatoren masslos sind.

Dieser kurze Blick auf die politischen Voraussetzungen von 1933 für den Auftakt weltgeschichtlicher Greuel ist für die Sittengeschichte wichtig. Man kann es kurz zusammenfassen: das deutsche Volk duldete es, dass im Januar 1933 ein Mann als sein «Führer» eingesetzt wurde, der als tausendfacher potentieller Mörder bekannt war, es duldete, dass mit ihm eine Clique von Leuten auf der Regierungsbank Platz nahm, die unmittelbar in Mord, Totschlag, Freiheitsberaubung, Raub und Erpressung verwickelt waren. Es hatte aus welchen Gründen auch immer keinen Instinkt für das Unheil, das ihm und der Welt drohte. Die Verhaltensweise, die sich hieraus ergab, ist nicht allein für den kritischen Augenblick – sagen wir für den 30. Januar 1933 – entscheidend gewesen, nein, die gleiche Instinktlosigkeit zeigte sich in dem darauffolgenden Jahrzehnt immer wieder



Die grosse Fresse

und wurde der Welt gegenüber zu einer riesigen Schuld. Die Deutschen schwiegen trotz inneren Protestes zu den ersten Konzentrationslagern, sie schwiegen bei den Morden der Röhm-Aktion, sie schwiegen zu den Albernheiten nazistischer «Kulturreformen», sie schwiegen zu den Gewaltakten der Himmler-Schergen, sie schwiegen zu Österreich, Tschechoslowakei und Polen. Hier wurde das Schweigen so viel wie Zustimmung, denn immer wieder war die Gelegenheit, ein Nein zu sagen. Einige wenige Märtyrer taten es, sie wären nicht Märtyrer geworden, wenn Ihre Million Gesinnungsgenossen so tapfer wie sie selbst den Mund aufgemacht hätten.

Die bemerkenswerte Gleichgültigkeit selbst menschlich gesinnter Mitteleuropäer gegenüber den letzten Ungeheuerlichkeiten der Nationalsozialisten ist nicht dadurch zu erklären, dass Hitler wirtschaftliche (Beseitigung der Arbeitslosigkeit) und militärische (Eroberung Europas) Scheinerfolge verbuchen konnte. Wer die Jahre bewusst miterlebt hat, erinnert sich genau, wie der Mann auf der Strasse, der Bauer und der Durchschnittsbürger damals über solche «Erfolge» dachte: «Kein Kunststück mit dem Geld der Juden, mit so viel Schulden, und alles mit Gewalt; kein Kunststück durch «Kanonen statt Butter», kein Kunststück mit Überfall auf Schwache und Neutrale.» – So redeten unzählige Deutsche um 1936, sie ahnten auch was bevorstand, aber sie schwiegen und taten nichts. War es am Ende doch unterschwellige, heimliche Lust an Rohheit und Grausamkeit, was dies unheimliche Schweigen zustande brachte?

Die Sittengeschichte interessiert der eigentümlich masochistische Zug, der sich in solcher Unterwerfung unter eine im tiefsten Herzen missbilligte Herrschaft und Unterdrückung bekundet. Freilich ist dieser Zug nicht neu am «deutschen Wesen», gute Untertanen waren sie seit Jahrhunderten.

Es ist auch bezeichnend, dass die schlimmsten Jasager zu dem hysterischen Nationalismus und seinen Gewaltmethoden sehr häufig weiblichen Geschlechts waren. Die Person des «Führers» umgab der Nimbus eines Mannes, der noch zu haben ist. Unzählige Frauenspersonen sollen sich angeboten haben, ein Kind von Hitler zu empfangen. Niemand wusste allerdings so recht, ob er überhaupt potent war. Was andere mit ihrem himmlischen Bräutigam trieben, das war in brauner Beleuchtung gar keine Seltenheit. Dem Autor ist folgender Fall aus eigener Erfahrung bekannt: Eine 24-jährige Volksschullehrerin übertrug die politische Gesinnungstüchtigkeit dadurch in ihre Intimsphäre, dass sie ihre Bettlaken mit Hakenkreuzen bestickte, ein Hitlerbild über das Bett hängte, sich nackt auf die Polster legte und dann – wie sie einer Freundin anvertraute – wartete, bis «es über sie kam.»

In mehr oder weniger ausgeprägter Form erlebte man derartig hysterische Äusserungen und Handlungen in jener Zeit immer wieder. Die Nazis hatten die richtige Formel gefunden, sowohl die politische Dummheit und Trägheit zu nutzen wie auch die Emotionen und die nervöse Begeisterungsfähigkeit in Gang zu setzen, die ja kein Ziel brauchen, sondern nur einen Anlass.

Das zeigte sich in dem Augenblick, als das Stichwort «Machtergreifung» fiel. Zwei Szenen von dem, was sich damals abgespielt hat, mögen als zeitgenössisches Zeugnis dienen. Sie berichten von den Vorgängen in Berlin und zeigen das bunte Bild von Ahnungslosigkeit, von blödem Opportunismus, von hysterischem Taumel, von oberflächlichem Mitmachen und natürlich von roher Gewalttätigkeit. (Elisabeth Castonier, «Stürmisch bis heiter», Nymphenburger Verlagsbuchhandlung).

«Dann geschah, was man befürchtet hatte: Hitler wurde am 30. Januar Reichskanzler.



Das Publikum hat immer seine Sensation

Der Pranger



Ich sass an dem Abend mit Tony van Eycks erstem Mann, dem Graphologen, im Café Prinzess am Kurfürstendamm, als draussen brüllende, fahnschwenkende Menschenmassen und SA-Formationen mit Fackeln zum Reichskanzlerpalais zogen, um dem ‚Führer‘ zu huldigen.

Mit einem Mal erschienen SA-Leute und forderten drei Gäste auf, ‚mitzukommen‘. Die Verblüfften wollten wissen, warum. Die SA-Männer sagten bloss ‚Maul halten, mitkommen‘ und stiessen sie zu einem Lastwagen, der auf dem Kurfürstendamm hielt. Er war seitlich geöffnet. In ihm sassen, dichtgedrängt, verängstigte Männer und eine Frau. Die drei Verhafteten wurden hineingestossen, die Klappe zugeschlagen, der Lastwagen rollte davon.»

«Schon am nächsten Tag erschien er in seiner neuen braunen SA-Uniform und erklärte frei nach Brecht, er wolle lieber zu denen gehören, die treten, als getreten zu werden, während Tony

zwar noch unsicher war, aber schon laut Heil Hitler auf der Strasse rief, denn mit einem Mal grüsstest sich Unbekannte mit dem neuen Kriegsruf. In diesen Tagen, als das Unfassliche Wirklichkeit zu werden schien, sah man immer mehr Hakenkreuze und Broschen bei Menschen, von denen man nicht gedacht hätte, dass sie sympathisierten. Menschenströme pilgerten zur Wilhelmstrasse, um Hitler zu huldigen. Menschenknäuel ballten sich den ganzen Tag bis spät in die Nacht vor der Reichskanzlei, vor der die braunen Regierungsstatisten mit Fahnen, Musik und Gesang vorüberzogen. Immer wieder erschienen Deputationen, die um ‚Audienz‘ baten, dazwischen erschien der ‚Führer‘ auf dem Balkon, grüsstest mit dem deutschen Gruss, verschwand wieder, und die Menschenmenge skandierte inbrünstig infantile Verse, als ob alle mit einem Mal Kleinkinder geworden wären: ‚Lieber Führer, sei so nett und zeige dich am Fensterbrett‘.

Fensterbrett.' Und: .Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, weil wir unsern Führer lieben.» Und der ‚Führer‘ liess sich aus seinem Bau locken, erschien inmitten seiner Kumpane. Es ist gut, Zeuge dieser irren Zeit zu sein. Leider war ich kein Rétif de la Bretonne, der so herrlich die Atmosphäre der Französischen Revolution beschrieben hatte.

Meine Freundin Terry, die zuerst für den Nazismus war, wurde bald durch Erfahrung belehrt, was er bedeutete: ihr Portier, zum ‚Hauswart‘ ernannt, erschien mit einer Liste, auf der vermerkt war, wieviel sie für die ‚Winterhilfe‘ spenden musste. Es war eine ungeheure Summe. Als sie sie auf die Hälfte herabsetzen wollte, erklärte der Hauswart schroff, dann müsste er sie melden. Und Terry spendete unfreiwillig was gefordert wurde.»

Wie in diesen Szenen in Berlin, so sah der Start ins «Dritte Reich» mehr oder weniger überall in Deutschland aus. Auf der einen Seite traten nun die bisher illegalen Knüppelhelden der SA offiziell als Inhaber der Macht auf, auf der anderen machte sich die Masse der Bevölkerung, vorher gleichgültig und abwartend, jetzt einen Spass daraus, Beifall für das Schauspiel des Machtrausches zu klatschen. Was mit den Tausenden geschah, die gleich in den ersten Tagen des «Umbruchs» in die Gefängnisse geworfen wurden oder – oft aus ganz zufälligen Gründen – in die Fäuste der Hitlerrabauken gerieten, darum kümmerte sich die Öffentlichkeit kaum.

Nur verhältnismässig wenige Menschen erkannten die Gefahr im ganzen Ausmass, weder für sich selbst noch für das ganze Volk. Es herrschte die Meinung vor, der Sturm werde sich bald wieder legen. Aber als der Reichskanzler Hitler dann seinen Parteijägern mit überschnappender Stimme im Sportpalast zurief: «Jetzt nach dem Sieg nur keine Lethargie!», wussten die aufmerksamen Beobachter, was die Glocke geschlagen hatte. Es sprach sich ja auch schnell herum, dass die neuen Machthaber die Verhafteten und Gefangenen mit aller Roheit als Verbrecher und Sträflinge behandelten, die Nachrichten von den

ersten Konzentrationslagern und ihrer Praxis sickerten durch. Wer die Tatsachen zu deuten verstand, konnte wissen, dass hier nicht eine neue Ordnung, nicht Recht und Gesetz, nicht die in der Propaganda viel zitierte «Sauberkeit» verwirklicht werden sollten. Es war vielmehr offensichtlich, dass Hass und Grausamkeit und von Anfang an eine geradezu perverse Lust, andersdenkende und andersrassische Menschen zu quälen, die Triebfeder der neuen Machthaber waren. Geständnisse, Namenslisten, falsche Zeugnisse wurden aus den Gefangenen herausgeprügelt und herausgefoltert. Ohne Achtung der Person und

des Eigentums gingen die Schergen gegen die verhassten Gegner vor. Nach aussen hin wurden zunächst die Aktionen noch als rechtmässige Vorgänge getarnt. Es wurde sogar einmal eine Rundfunksendung angesetzt, in der prominente Häftlinge vor dem Mikrophon bekunden mussten, dass es ihnen in der Gefangenschaft gut gehe, dass sie gut behandelt würden usw. Man wollte damit wohl den anderslautenden Gerüchten begegnen. Zwei Gefangene sagten in dieser Sendung zunächst in nichtssagenden Phrasen

aus. Der dritte – es war wohl der frühere württembergische Minister Dr. Bolz – sprach schnell und bestimmt die Sätze: «Man will unseren Willen brechen, man will unsere Existenz vernichten, man will . . .» Damit brach die Sendung ab, es war nur noch ein tumultartiges Geräusch im Lautsprecher zu hören.

Ähnlichkeit mit diesem Zwischenfall hatte später im Jahr 1933 die Rundfunkübertragung von dem Prozess gegen die angeblichen Reichstagsbrandstifter. Bekanntlich hatten die Nazis das Reichs-

tagsgebäude in Berlin in Brand gesetzt, um durch falsche Beschuldigung eine Handhabe zu bekommen, die Kommunisten zu verbieten und von den angesetzten Märzahlen auszuschliessen, und um gleichzeitig umfangreiche neue Verhaftungen vornehmen zu können. Der Komipunist Dimitroff, der im Prozess mit vielen anderen auf der Anklagebank sass, setzte in der Verhandlung dem Obernazi Göring derartig mit herausfordernden und präzise anklagenden Aussagen zu, dass Zeuge Göring einen Tobsuchtsanfall bekam. Wer zuhörte, musste sich sofort darüber

klar sein, wo die wirklich Schuldigen sass. Während Pg. Göring unartikulierte Laute und wüste Schimpfworte ausstiess, wurde die Sendung abgebrochen.

Wie sich die deutsche Öffentlichkeit zu all diesen an sich sehr deutlichen Ereignissen, zu den offiziellen Verhaftungen, zu den offensichtlichen Rechtsverletzungen durch Parteiorgane der Nazis und durch die von ihnen dirigierte Polizei verhielt, ist schwer auf einen Nenner zu bringen. Der politische Instinkt, vorher schon schwach entwickelt, versagte nun vollends.



Hauswand 1933

Der andere Pranger



Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel. Selbst von deutschen Bürgern, die sich bedroht fühlen mussten, wurde in der ersten Zeit die Drohung «Köpfe werden rollen» nicht so unmittelbar ernst genommen, wie sie es verdiente, an den späteren Erfahrungen gemessen. Nur einige hundert setzten sich sofort ins Ausland ab, einige tausend folgten später in die Emigration. Aber nach Hunderttausenden zählen diejenigen, welche sich damals hätten retten können und das unterlassen haben. Die einen blieben aus bewundernswertem, aber sinnlosem Mut, die andern wollten die Familie, die dritten das Geschäft nicht im Stich lassen.

Dies gilt besonders für die Juden unter den Deutschen. Freilich, sie hatten nach den ersten schweren Erfahrungen, nach der Entlassung aus öffentlichen Diensten, nach geschäftlicher Beeinträchtigung und Einengung ihres persönlichen Lebens, selbst nach den Nürnberger Gesetzen noch eine gewisse Atempause, bis 1938 in der Kri-

stallnacht die Situation eindeutig und grell beleuchtet erschien. Aber sie hätten an der Durchführung anderer Nazi-Programmpunkte erkennen können, dass die hitlerschen Vertreibungs- und Ausrottungsdrohungen keineswegs vergessen waren. Jedoch wie sollten sie – vielfach politisch weder orientiert noch interessiert – das erkennen, wo doch auch trotz aller Naziuntaten die europäischen Regierungen auf Hitlers Bluff hereinfielen und immer wieder glaubten, den teuflischen Diktator beschwichtigen zu können!



Der Segen, Frans Masereel

Ein Kapitel für sich ist das Verhalten der Kirche oder der Kirchen in dieser Zeit. Eine Bemerkung, die kürzlich Robert Neumann in einer Zeitschrift (Konkret April 68) allgemein über das Problem «Kirche und Faschismus» machte, trifft auch für die Vorkriegsjahre zu. Er schrieb dort: «Autoritäre Systeme ‚links‘, die gegen die Kirche sind, werden heiss bekriegt, mit autoritären Systemen ‚rechts‘, und handle es sich um den blutrünstigen

Faschismus, verständigt sich diese selbe Kirche nach Absolvierung sanfter Protestgeräusche (wie der zwölfte Pius) praktisch reibungslos, segnet allseits die Waffen, lehrt die Rekruten hüben und drüben die Pflicht zum freudigen Heldentod.» So war es in Spanien, in Polen, entsprechend aber war es auch gegenüber den schauerlichen Gewaltmassnahmen der Nazis innerhalb der

Reichsgrenzen. Man schloss bereits im Sommer 1933 flugs mit den braunen Verbrechern ein Konkordat und bildete sich ein, oder tat doch so als ob, man habe diese Leute christianisiert. Deren Grausamkeit störte die Kirchenfürsten, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, erst, als die Geistlichkeit selbst das Regime zu spüren bekam. Das war anlässlich der Hetzkampagne des Propaganda-Goebbels gegen Mönche und Ordensschwwestern, die sich angeblich gegen Devisengesetze vergangen haben sollten. In schamlosester Weise wurden sie in den braunen Blättern damals als Sexualstrolche und Lüstlinge verunglimpft, vielfach auch verhaftet und in die KZ's gebracht.

Aber auch da noch, als die Fronten doch ganz klar waren, fehlte es an einer entscheidenden Stellungnahme von höchster Stelle, an einer wirklichen Kampfansage, an die sich das Kirchenvolk hätte halten können. Robert Neumann hat mit seiner vernichtenden Kritik recht, Rolf Hochhuth hat mit seinem «Stellvertreter» zweifellos auch recht, dem Schauspiel, das vor etlichen Jahren schon das schmachliche Versagen der römischen Kirche aus der Zeit der Judenverfolgung auf die Bretter brachte, durch das Hunderttausende ans Messer geliefert wurden.

In der Wochenzeitschrift «Die Zeit» wurde im September 1967 der folgende Bericht über die Reaktion der Kirche auf die Katastrophe in Polen von 1939 und in den anschliessenden Jahren veröffentlicht.

«Es ist fast unerträglich zu sehen, dass trotz der immer schärfer werdenden Verfolgung der Polen und der täglich zunehmenden unglaublichen, von der deutschen Besatzung verübten Verbrechen die höchste Instanz der katholischen Welt seit zwei Jahren schweigt», so schrieb Monsignore Carl Radonski, Bischof von Wlozlawek (Leslau), der den Krieg im Exil in London verbrachte, am 15. Februar 1943 an Papst Pius XII. Dieser Bi-

schof zögerte nicht, nach dem Krieg die Möglichkeit einer von Rom getrennten polnischen Nationalkirche an die Wand zu malen. So sehr waren die polnischen Katholiken von der Haltung des Papstes enttäuscht.

Wenige Monate später schilderte der Exilbischof dem Papst die Stimmung im polnischen Volk: «Seht nur, so sagt es, die Kirchen sind entweder geschlossen oder entweiht, die Religion wird unterdrückt, Hunderte von Priestern wurden ermordet oder eingekerkert, die polnischen Mädchen sind der Lust verderbter deutscher Soldaten ausgesetzt, fast täglich werden unschuldige Geiseln vor den Augen von Kindern ermordet. Und der Papst schweigt, als ob ihn die Herde nichts angehe!»

Das ist der Höhepunkt der Kritik an Pius XII., die bei der Lektüre der neuesten Veröffentlichung von Dokumenten aus dem vatikanischen Geheimarchiv hervortritt. Die in den beiden Bänden zusammengefassten 605 Briefe und Memoranden enthalten: die Korrespondenz zwischen dem Papst und seinem Kardinalstaatssekretär, Luigi Maglione, einerseits und den polnischen Bischöfen andererseits, den Schriftwechsel zwischen dem Berliner Nuntius Cesare Orsenigo und der römischen Kurie und die diplomatischen Noten zugunsten Polens und der baltischen Staaten an die Reichsregierung.

Die vom Bischof Radonski vorgetragene Kritik an Pius XII. wurde – allerdings in weit milderer Form – schon früher von dem ebenfalls im Exil lebenden Primas von Polen, Kardinalerzbischof August Hlond, und vom Krakauer Erzbischof Adam Stefan Sapieha erhoben. Kardinalstaatssekretär Maglione erwiderte auf diese Klagen, der Papst sei angesichts der Leiden der polnischen Nation durchaus nicht verstummt. Wenn die Briefe Pius XII. an seine Bischöfe nicht veröffentlicht worden seien, so auf Wunsch der Briefempfänger selbst, um Repressalien der deutschen



Zwei Montagen von John Heartfield. – Links: *Das Kreuz ist nicht schwer genug*. – Rechts: «Reichsbischof Müller: *Der Ritter von links – das Kreuz mehr nach rechts!*» Unten: Ein Nazi-Kultraum





«Eine feste Burg ist unser Gold»

Besatzungsbehörden gegen die Polen zu vermeiden.

Die Vertrauenskrise wurde erst überwunden, als der Papst am 2. Juni 1943 vor dem Kardinalskollegium in Rom an seinem Namenstage des tragischen Geschickes des polnischen Volkes gedachte. «Niemand, der die Geschichte des christlichen Europa kennt, kann ignorieren, wieviel die Heiligen und die Helden Polens, seine Gelehrten und Denker zur Bildung der geistigen Güter Europas und der Welt beigetragen haben und wieviel das einfache und treue polnische Volk mit dem stillen Heroismus seiner jahrhundertelangen Leiden zur Erhaltung eines christlichen Europa beigetragen hat. Wir bitten die Himmelskönigin, diesem hart geprüften Volk . . . eine Zukunft zu sichern, die seine legitimen Wünsche erfüllt und

die der Grösse seiner Opfer entspricht.» Doch er vermied es, in einer Zeit, als die Deutschen in Stalingrad und Tunis schon kapituliert hatten, die deutsche Führung für die Verbrechen, die im deutschen Namen in Polen begangen wurden, direkt zur Verantwortung zu ziehen.

Es sei dem Leser überlassen, das Urteil über diese Art kirchlicher Diplomatie zu fällen, die seelenruhig den Kriegsgreueln an Frauen, Kindern und anderen Unschuldigen zuschaut, solange nur die «Macht der Kirche» noch Aussicht auf Rettung hat. Dass die protestantischen Pfarrer sich zunächst kaum gegen den Grausamkeitsstaat gewandt haben, dass 3'000 von 17'000 unter Führung des «Reibi» (Reichsbischof Müller aus Königsberg) sogar einen eigenen Naziverein, die «Deutschen Christen», bildeten, mutet heute wie ein schlechter Witz an. Sie hatten doch ihren Niemöller, den tapferen Frankfurter Kanzelredner, der kein Blatt vor den Mund nahm und die braunen Horden und ihre Methoden so lange anprangerte, bis er dafür ins Gefängnis musste. Die «Bekennende Kirche», gegen Ende der Nazizeit eine massgebliche Kraft des Widerstandes, raffte sich erst auf, als es zu spät war. Solange noch verhindernder Widerstand möglich gewesen wäre, ordneten sich die protestantischen Pfarrer in überwiegender Zahl als brave Beamte in die braunen Kolonnen ein.

Ob die Kirchen aus dieser insgesamt beschämenden Vergangenheit gelernt haben? Gelernt haben, dass es mit zaghaften Protesten Einzelner nicht getan ist, wenn es gilt, ein klares Nein auszusprechen? Und weitere Fragen: Sollten die hohen geistlichen Herren wirklich in den ersten Nazijahren nicht erkannt haben, dass der Weg in einen Krieg führen musste? Sollten sie die Abscheulichkeiten eines Krieges gar für gottgewollt halten und die Waffen des Segens wert? Man kann es sich nicht vorstellen. Wohl aber kann



«Alte Kameraden»: Hitler darf dem Exkronprinzen ins Hohenzollernauge schauen

man sich vorstellen, dass sich dieser entsetzliche Segen nicht wiederholen wird, weil sonst die letzten Reste der Glaubwürdigkeit christlicher Kirchen Zusammenstürzen würden.

«Wer Hitler wählt, wählt den Krieg!» Das war eine der Plakatparolen der Sozialdemokraten während der Wahlkämpfe der 30er Jahre. Die Zahl derer, die das wirklich als wahr erkannt hatten, mag grösser sein, als man gemeinhin annimmt. Sie war aber nicht gross genug, um ein wirksames Gegengewicht gegen die dummen nationalen Parolen abzugeben, die vor allem das halbgebildete Bürgertum beherrschten.

«Mit was denn Krieg? Wir haben ja keine Waffen.» So lautete die Antwort dieser «Kreise», die nun einmal die Mehrheit ausmachten, und sie stimmten für Hitler. Noch einmal der «Mann auf der Strasse». Er gehört hier wieder ins Bild der Sittengeschichte. Dass er den Krieg nicht wollte, ist auf den ersten Seiten dieses Buches bereits gesagt worden. Die Gleichung Hitler= Krieg war nach vielerlei Zeugnissen klugen Menschen der älteren Generation von 1933 deutlich bewusst. Statt vieler Beispiele sei eine Episode berichtet, die sich in den Tagebüchern des süddeutschen Heimatschriftstellers Rainer Lenz findet.



Schmerbauch 1933

«3. Februar 48. – Endlich mal wieder Skifahren. Aber die lahm geschossenen Knochen machen nicht mehr mit. Neun Jahre sind eine lange Zeit, und Krieg zählt doppelt. Gestern kamen wir auch ins österreichische hinüber, es war nicht einfach, denn an der Grenze stehen meistens noch Franzosen und verlangen alle möglichen Bescheinigungen. Interessant war das Wiedersehen mit dem Hirschwirt. Wir wussten ja, dass sie ihn Anfang 40 verhaftet hatten. Er hatte über den Adolf geschimpft. Von der Zeit hat er fast unglaubliche Sachen erzählt. Geschimpft hatte er schon immer, aber als sein Bub bei der SS eingestellt wurde, muss er es wohl zu toll getrieben haben. Man hat ihn zwar in Kempten freigesprochen, aber anschliessend wurde er gleich in Schutzhaft genommen und nach Dachau gebracht. Er be-

richtete, es sei die Untersuchungshaft mit den ewigen Prügelverhören noch eine Kleinigkeit dagegen gewesen, was sie da im KZ mit den Eingesperrten angestellt hätten. Der Hirschwirt wollte darüber gar nichts erzählen. Das ist ja wohl bei den meisten ehemaligen KZlern so. Aber davon, wie sie dann auch seine Frau, die 20 Jahre jünger war als er, geholt haben, hat er mehr gesagt. Das war an einem Sonntagmorgen, als sie gerade aus dem Stall kam. Da stand die Gestapo in der Wirtschaft. Ihr Mann hätte Bücher und anderes verbotenes Material versteckt, behaupteten die Polizisten. Sie wusste natürlich von nichts. Dann suchten sie und warfen alles in der Wohnung durcheinander. Ich kann mir vorstellen, wie die Frau dann explodiert ist und die Leute alles Mögliche geheissen hat, denn die hatte ein ziemliches Mundwerk. Sie kam dann nach München zum Verhör. Der Hirschwirt glaubt, dass man sie dabei vergewaltigt hat, und macht alle möglichen Andeutungen. Die Frau kam jedenfalls krank zurück und ist gestorben, ehe er von Dachau entlassen wurde. Das muss Ende 1941 gewesen sein, denn der Jetzige Bürgermeister erzählte mir, der Hirschwirt hätte 1942 noch einmal die Gestapo im Haus gehabt. Da hatte er in der Wirtschaft den Witz von dem Optimisten und dem Pessimisten erzählt: Der erste sagt «Wir verlieren den Krieg!», der Pessimist antwortet darauf: «Ta, – aber wann?» Man kann es gar nicht mehr begreifen, dass sich die Polizei damals um solchen Kram gekümmert hat.

Aber etwas anderes war viel interessanter. Der Hirschwirt erinnerte mich daran, dass ich Ende Januar 1933 bei ihm zum Skifahren gewesen sei. Das war mit der Gruppe Freiburger Studenten, unter denen auch ein paar SA-Leute waren. Als Hitler damals Reichskanzler wurde, sagte der Hirschwirt nur: «Das bedeutet Krieg.» Wir lachten ihn aus, aber er erklärte uns genau, warum er



Generalprobe in Spanien

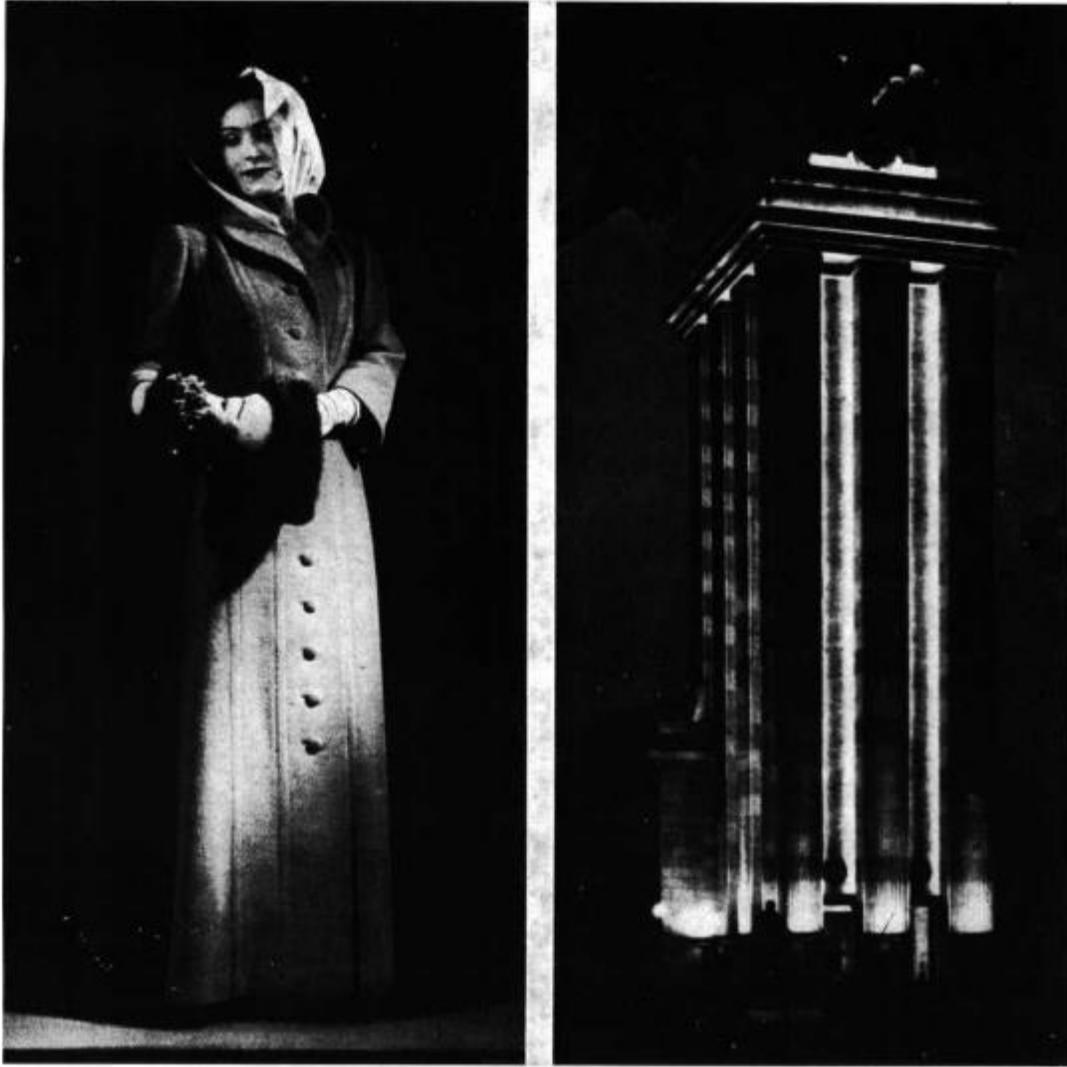
der Ansicht war: Hitler – so sagte er ungefähr – und seine Leute haben Uniform- und Strammsteh-Fimmel. Sie seien weder national noch sozialistisch, sondern einfach zurückgebliebene Soldaten, die sich eine moralische und gesittete Welt nicht vorstellen können. «Der kann gar nicht anders», – so der Hirschwirt damals –, «als aus Deutschland eine riesige Kaserne machen. Und was macht er dann damit? Irgendwo muss er doch das Geld wieder hereinholen. Aber das lassen sich die andern nicht gefallen. Und daher kommt's dann.» – Wie recht der Mann gehabt hat, sehe ich natürlich heute auch ein. Damals vor 15 Jahren habe ich mit den andern über ihn gelacht. Der Hirschwirt erinnerte mich aber jetzt auch daran – das weiss der alles noch genau –, dass er dann 1937 zu mir gesagt hatte: «Na, haben wir jetzt Krieg oder nicht?» Das war der Krieg in Spanien, und er war der Meinung, ohne Hitler wäre der niemals ausgebrochen. «Na ja, in Spanien», sagten wir. – 1939 im März waren wir

wieder beim Hirschwirt, aus alter Anhänglichkeit. Damals hatten die dort im Tal natürlich auch schon einen Ortsgruppenleiter. Kaum waren wir da, erklärte uns der, im Hirschen könnten wir nicht gut wohnen, der hätte noch nie eine Hakenkreuzfahne sehen lassen. Wir blieben aber trotzdem. Damals hat uns der Hirschwirt eine Karte von Europa vorgelegt und wollte wissen, was nun als nächstes «drankommt», nach Österreich und Tschechei. Er deutete auf Dänemark, Holland und Polen und sagte, so behauptete er wenigstens gestern, damit wäre der richtige Krieg dann da. Wir konnten es damals immer noch nicht so redit glauben, meinte er, aber ich erinnere mich doch, dass mir unheimlich wurde vor der Sicherheit, mit der dieser zwar einfache, aber doch kluge und nachdenkliche Mann seine Prognose stellte.»



Die Urlaubsleganz von 1939

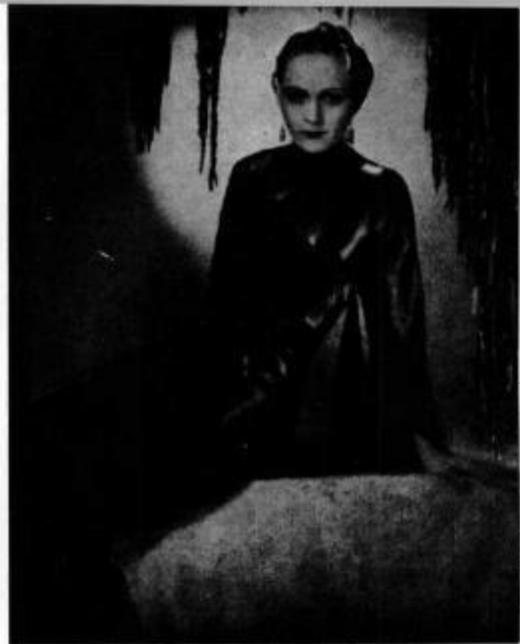




«Gültige Linien» – aus Tausend Jahre



Anni Markart



Ingrid Rothers



Noch mehr nordische Nacktkultur: Noana und die Merryfield in KdF-Revueen



Die herrschende Klasse – Göring, Emmy Sonnemann, Diplomaten

Zweites Kapitel

Mord als Gnadenakt getarnt

Den Machthabern einer Diktatur ist ein Menschenleben nicht viel wert. Menschen sind für sie die Masse, von deren Arbeit ihre Pracht sich mästet, deren Kräfte sie zu benutzen verstehen, um weitere Machtausdehnung zu erreichen. Als Individuen mit eigenem Lebensrecht, als geistig selbstständige Wesen, als «Geschöpfe Gottes» hat ein Diktator noch nie seine Mitmenschen anerkannt.

Der Hitlerdiktatur in Deutschland war es vorbehalten, diese Tatsache bis zur letzten Konsequenz zu verwirklichen. Da gab es kein «menschliches Rühren» wie bei dem Tyrannen in Schillers «Bürgschaft», nicht in den eigenen Reihen und noch viel weniger ihren Gegnern gegenüber kannten die Nazis das Wort «Gnade», die Regung Mitgefühl. Wer im Weg war, wurde «umgelegt».

Einer der teuflischen Gedanken des braunen Systems war die sogenannte Euthanasie, der Gnadentod, die «Beseitigung unwerten Lebens», und wie die Tarnnamen für diese Unmenschlichkeit alle heißen. Aus den nachfolgenden Dokumenten und Zitaten lässt sich erkennen, welche Greuel sich hinter den klingenden Namen verbargen. Es ist mit Nachdruck bei diesen Berichten daran zu erinnern, dass erst der Kriegszustand die Dinge in vollen Fluss kommen liess, die hier geschildert werden. Zwar haben die Unmenschlichen in braunen und schwarzen Uniformen den Plan zu diesen Verbrechen schon vor dem Krieg gefasst, wie überhaupt die meisten ihrer Anschläge gegen die menschliche Kultur im Keim schon in den Anfängen des Nationalsozialismus vorhanden waren. Aber im Fall der Euthanasie ist es ganz klar, dass sie ihre Pläne erst nach dem

Herbst 1939 voll zu verwirklichen wagten, weil erst der Krieg mit seinen rigorosen Zensurbestimmungen die Verschleierung der Verbrechen möglich machte.

Um die Denkweise der Euthanasiemörder zu beleuchten, zitiert eine Dokumentation der französischen Besatzungsmacht kurz nach dem Krieg Hitler selbst:

In «Mein Kampf» werden jene Zeiten in das Gedächtnis zurückgerufen, wo die Natur selbst die natürliche Zuchtwahl an der menschlichen Gattung vornahm – ebenso wie an den anderen Gattungen. Hitler geht gegen das christliche Ideal mit seiner «Barmherzigkeit» vor, ebenso gegen das freimaurerische Ideal der «Menschlichkeit». Für ihn sind diese Prinzipien, diese moralischen Mächte, nichts weiter als eine Verirrung, weil sie das «Schwache» und «Nutzlose», ja selbst das Verbrecherische schützen und dadurch nur toten Ballast schaffen, eine Belastung und Gefahr für den Staat, zum Nachteil des gesunden produktiven Volksteils.

Ferner wird aus Rosenbergs «Mythos des 20. Jahrhundert» eine Polemik gegen den Papst zur Erklärung angeführt:

«Wer ein gesundes Deutschland mit einer starken Seele erstrebt, muss aus tiefster Überzeugung die päpstliche Enzyklika verwerfen, die den Geist der römischen Kirche charakterisiert und sich für die Aufzucht des menschlichen Abschaums einsetzt – eine unnatürliche und gegen das Leben gerichtete Auffassung.

Wer also ein gesundes und seelisch starkes Deutschland will, muss diese auf Aufzucht des Untermenschentums ausgehende päpstliche Enzyklika und damit die Grundlage des römischen Denkens als widernatürlich und lebensfeindlich mit aller Leidenschaft ablehnen.»

Die Namen der kleinen Orte Grafeneck und Hadamar, dieses im «Rheingau», jenes auf der Schwäbischen Alb gelegen, werden in Berichten und Prozessen die Euthanasie betreffend am mei-



Der Griff nach der Jugend



Jugend – wohin?

sten genannt. Man muss sich aber darüber klar sein, dass fast alle psychiatrischen Heilanstalten des damaligen Deutschland in diesen Zusammenhang gezogen wurden. Die grausigen Vorgänge konnten also nicht Geheimnis bleiben. Wie war es möglich, so viele Mörder zu finden? Zu dieser «Personalfrage» äusserte sich während der Nürnberger Ärzte-Prozesse eine Krankenschwester mit der folgenden Aussage («Medizin ohne Menschlichkeit» herausgegeben von A. Mitscherlich und F. Mielke, Fischerbücherei).

«... 1939 erhielt ich eine Berufung vom Polizeipräsidenten, mich am 4.1.1940 im Innenministerium, welches im Gebäude des Columbushauses war, zu melden. Dort sprach ein Herr namens Blankenburg zu unserer Gruppe, welches aus 22 oder 23 Personen bestand. Er erörterte die Wichtigkeit der Geheimhaltung des Euthanasieprogramms und erklärte uns, dass der Führer ein Gesetz für Euthanasie ausgearbeitet habe, das mit Rücksicht auf den Krieg nicht veröffentlicht werde. Es war absolut freiwillig für die Anwesenden dieser Versammlung, ihre Mitarbeit zuzusichern. Keiner der Anwesenden hatte irgendwelche Einwände gegen dieses Programm, und Blankenburg nahm uns den Eid ab. Wir wurden auf Schweigepflicht und Gehorsam vereidigt, und Blankenburg machte uns darauf aufmerksam, dass jede Eidesverletzung mit dem Tode bestraft würde ...

Nach Beendigung dieser Versammlung fuhren wir im Omnibus nach Schloss Grafeneck, wo uns der Leiter dieser Anstalt, Dr. Schumann, empfing. Unsere Arbeit in Grafeneck begann erst im März 1940, aber das männliche Personal arbeitete schon früher dort. Eine meiner Aufgaben war es, mit Herrn Schwenninger, der auch ein Mitglied der ‚Gemeinnützigen Stiftung für Anstaltspflege‘ war, nach den verschiedenen Anstalten zu fahren und dort Patienten abzuholen, um sie nach Grafeneck zu bringen.

Herr Schwenninger, der unser Transportleiter war, hatte die namentlichen Listen der Patienten, die verlegt werden sollten... Die Patienten, die von uns verlegt wurden, waren nicht unbedingt schwere Fälle, sie waren wohl geisteskrank, aber sehr oft in gutem körperlichem Zustand. Jeder Transport bestand aus ungefähr 70 Personen, und wir hatten derartige Transporte fast täglich ... Nach Ankunft der Patienten in Grafeneck wurden diese in den dortigen Baracken untergebracht, wo sie von Dr. Schumann und Dr. Baumhardt an Hand der Fragebogen oberflächlich untersucht wurden. Diese beiden Ärzte hatten das letzte Wort zu sprechen, ob ein Patient vergast werden sollte oder nicht. In einzelnen Fällen wurden Patienten von der Vergasung zurückgestellt. In den meisten Fällen wurden die Patienten innerhalb 24 Stunden nach Ankunft in Grafeneck getötet. Ich war fast ein Jahr in Grafeneck und weiss nur von wenigen Fällen, in denen die Patienten nicht vergast wurden. In den meisten Fällen bekamen die Patienten vor der Vergasung eine Einspritzung von 2ccm Morphium-Skopolamin. Diese Einspritzungen wurden durch den Arzt verabreicht. Die Vergasung wurde durch bestimmte ausgewählte Männer vorgenommen. Dr. Hennecke seziierte einige der Opfer. Auch idiotische Kinder zwischen 6 und 13 Jahren waren in dieses Programm eingeschlossen.

Nach der Schliessung von Grafeneck kam ich nach Hadamar und war dort bis 1943. In Hadamar wurde die gleiche Arbeit fortgesetzt mit dem Unterschied, dass man mit der Vergasung aufhörte und die Patienten durch Veronal, Luminal und Morphium-Skopolamin tötete. Ungefähr 75 Patienten wurden täglich getötet.

Von Hadamar wurde ich nach Irrsee bei Kaufbeuren versetzt, wo ich meine Arbeit fortsetzte. Dr. Valentin Faltilhauser war der Direktor dieser Anstalt. Dort wurden die Patienten sowohl durch



Uniformierte Romantik – Massensuggestion



Einspritzungen, als auch durch Tabletten getötet. Dieses Programm wurde bis zum Zusammenbruch Deutschlands durchgeführt.» Aktenkundig aus einem Briefwechsel zwischen dem Oberlandesgericht Frankfurt a. M. und dem Justizministerium ist es, welche starke Beunruhigung die Mordaktionen zunächst in der Bevölkerung hervorriefen.

Die folgenden Ausschnitte aus amtlichen Schreiben an den Reichsminister für Justiz vervollständigen das Bild der Euthanasie-Aktion. Im Dezember 1939 berichtete ihm das Oberlandesgericht Frankfurt a. M.: «In den Orten, in denen sich Heil- und Pflegeanstalten befinden und in benachbarten Orten, teilweise schon in grösserem Umkreis, z.B. im ganzen Rheingau, wird fortgesetzt über die Frage der Vernichtung lebensunwerten Lebens gesprochen. Die Fahrzeuge, mit denen die Kranken aus ihren Unterbringungsanstalten zu Zwischenanstalten und von da zu den Liquidationsanstalten gebracht werden, sind der Bevölkerung bekannt. Wie man mir sagt, rufen schon die Kinder wenn solche Transportwagen kommen: ‚Da werden wieder welche vergast/ In Limburg sollen auf der Fahrt von Weilmünster nach Hadamar täglich 1-3 grosse Omnibusse mit verhängten Fenstern durchkommen, die Insassen in die Liquidationsanstalt Hadamar abliefern. Dort sollen nach den Erzählungen die Ankömmlinge sofort nach Eintreffen nackt ausgezogen werden, es werde ihnen ein Papierhemd angezogen, und sie würden alsbald in einen Gasraum verbracht, wo sie mit Blausäure und einem betäubenden Zusatzgas liquidiert würden. Die Leichen würden auf einem laufenden Band in einen Verbrennungsraum geschafft, jeweils 6 in einen Ofen, die anfallende Asche würde auf 6 Urnen verteilt und den Angehörigen zugeschickt. Den dicken Rauch der Verbrennungshalle sehe man

täglich über Hadamar. Es wird weiter davon gesprochen, dass den Leichen in einzelnen Fällen die Köpfe oder sonstige Körperteile abgeschnitten würden, um sie anatomisch untersuchen zu lassen. Das mit der Liquidation befasste Personal dieser Anstalten, das von auswärts abgeordnet sei, werde von der Bevölkerung völlig gemieden. Das Personal sitze abends in den Gastwirtschaften und spreche dem Alkohol auffallend stark zu. Abgesehen von dem äusseren Hergang, der die Phantasie der Bevölkerung beschäftigt, beunruhigt sich die Bevölkerung vor allem auch über die Frage, ob nicht auch alte Leute, die im Leben Tüchtiges geleistet hätten und jetzt im Alter etwas schwachsinnig geworden sind, mit liquidiert würden. Es wird davon gesprochen, dass auch die Altersheime geräumt werden sollen. Es heisst, die Bevölkerung warte auf eine gesetzliche Regelung mit einem geordneten Verfahren, damit sichergestellt sei, dass insbesondere nicht solche alten, schwachsinnig gewordenen Menschen mit in die Aktion einbezogen würden.»

Zahlreiche Ärzte wehrten sich gegen die von oben angeordneten Morde. Aber nur wenige konnten wirklich etwas dagegen tun, denn auch ihnen gegenüber gingen die ausführenden Naziorgane keineswegs offen vor. Es wurden raffinierte Fragebogen an die Anstalten verschickt, die auf den ersten Blick die heuchlerische Absicht gar nicht erkennen liessen. Kalt und unpersönlich bestimmten auf Grund der Fragebogen zentrale Ämter dann die Todeskandidaten, ohne sie je gesehen oder untersucht zu haben. Die französische Dokumentation schreibt darüber:

Die Berichte über die Ergebnisse der Untersuchungen, welche bei dem Reichsausschuss zur Verhütung erbkranken Nachwuchses in Berlin niedergelegt sind, preisen gleichzeitig die Massnahmen zur Ausschaltung unerwünschter und schädlicher Individuen an.



Spiel



– und Ernst

Das erste Gesetz, welches die Zeugung durch Anwendung der Sterilisation verhütete, trat in Kraft. Dieses Verfahren wurde auf breiter Basis bei erheblich belasteten Personen oder solchen, die in diesem Verdacht standen, vorgenommen, und zwar bei Geisteskranken in Fällen von Schizophrenie, bei Degenerationserscheinungen sowie in allen konstitutionellen und chronischen Fällen. Die Anwendung dieses Gesetzes auf Geisteskranke, die sich in geschlossenen Anstalten befanden, stiess infolge des Widerstandes der Psychiater auf erhebliche Schwierigkeiten.

Es handelt sich hier nur um begrenzte Massnahmen, über deren Durchführung erfahrungsgemäss nur sehr schwer Klarheit zu bekommen war. Im Jahre 1939 kam dieselbe dann zum Abschluss. Während dieser Zeitspanne lässt die Propaganda nicht nach, die öffentliche Meinung zur Billigung noch radikalerer Massnahmen zu bewegen, endend mit der Beseitigung ihrer eigenen unproduktiven Volksgenossen. Der Ausbruch der Feindseligkeiten im September 1939 und die Begeisterung über den ersten grossen Erfolg in Polen war eine günstige Gelegenheit, um die entsprechenden Vernichtungsmassnahmen zu beschliessen und vorzubereiten. Sie stellten nur den Anfang der Vollstreckung dar – eine Phase des Experimentierens, gewissermassen den Auftakt – und erst im Jahre 1940, nach einem neuen Sieg des Reiches, wurden sie radikal durchgeführt.

Das Charakteristische dieser Massnahmen bestand darin, dass sie niemals offiziell waren – die Gesetze, die ihnen zugrunde lagen, sprechen nur von ‚Verlegung‘ der Kranken –, und heuchlerische Redensarten täuschten Vorsichtsmassnahmen während des Transportes vor, um die Kranken und die Angehörigen zu täuschen. Die Verlegungen, welche eine zu diesem Zwecke gegründete Gesellschaft übernahm, ermöglichten die Beseitigung der Kranken an einem weitab

von der Ursprungsanstalt gelegenen Ort, weit entfernt von den Angehörigen, und da es sich nur um eine Durchgangsstation für vorübergehenden Aufenthalt handelte, war die Spur den Angehörigen und Freunden gegenüber leicht zu verwischen.»

Am Anfang sollten alle kranken Juden (chronisch Erkrankte und andere), sowie alle erkrankten Ausländer beseitigt werden, dann die Geisteskranken und Verbrecher und anschliessend daran die Kinder. Dann sollten die Erwachsenen folgen, welche Degenerations-, Entartungserscheinungen oder sonstige Minderwertigkeitssymptome aufzuweisen hatten, Psychopathen etc. Doch als die Aktion in ihrer vollen Auswirkung vor sich ging, mussten die Anstaltsärzte zusehen, wie ganze Transporte von Kranken, die keineswegs unter die Degenerierten fielen, «verlegt» wurden, wie z.B. Arbeiter, die – wenn auch chronisch leidend – doch trotzdem für die Landwirtschaft der Anstalt unentbehrlich waren, ja sogar Kriegsbeschädigte aus dem Weltkriege 1914/18 und solche, die nach dem Urteil der behandelnden Ärzte heilbar waren, und «Geheilte», deren Entlassung nur durch gewisse Umstände noch hinausgeschoben worden war, wie z.B. durch die Erfüllung der Vorschrift der vorzunehmenden Sterilisation.

Als kein Zweifel mehr über den Charakter dieser Verlegungen möglich war, begann in psychiatrischen Kreisen eine grosse Erregung um sich zu greifen. Die Anstaltsärzte baten überall dort um Unterstützung, wo sie noch glaubten, auf Verständnis rechnen zu können! Doch die Universität hüllte sich in Schweigen, die Kreisleiter machten ihnen die Geheimhaltung unter Drohungen zur Pflicht, die Gerichte erwiesen sich als ohnmächtig. Nur die Geistlichkeit und die Armee versuchten direkt einzugreifen, um der wachsenden Unruhe unter der Bevölkerung dieser Provinzen Herr zu werden, die von grosser Angst ergrif-



Trommler



Träumer



Betrogene

fen war. Mochte der Eifer der Organisatoren auch noch so gross sein, es war den Zentralstellen des Reiches nicht mehr möglich, die Widerstandsbewegung gegen diese Geheimnismassnahmen zu übersehen, von welchen die Bevölkerung ganz öffentlich sprach, und welche von der Geistlichkeit in Predigten und Hirtenbriefen und in Aufrufen der Armee angegriffen wurden. Zu Beginn des Jahres 1941 wurden diese Verlegungen in Württemberg ganz plötzlich eingestellt, und Grafeneck im Monat März 1941 abgebaut. Man schätzt die Zahl der Hinrichtungen an Geisteskranken in Baden und Württemberg auf 15'000.

Andererseits haben die braunen Gesinnungsschufte ihre Pläne durch eine intensive Propaganda vorbereitet. Man erkennt daran, dass es mindestens den Intelligenteren unter ihnen klar war, welche sittliche Ungeheuerlichkeit sie mit dem «Gnadentod» begingen. Die Intelligenteren jedoch waren zugleich auch die perfidesten Zyniker. Die Filmpropaganda verfolgte zäh und systematisch ihr Ziel. Nachdem sie das Übel dargestellt hatte, pries sie das Heilmittel an. Es handelte sich jetzt nicht mehr um Geistesranke. Der bekannte Film «Ich klage an», der mehr durch seine äussere Form als durch inneren Gehalt wirkte, stellt einen Arzt vor, welcher seiner unheilbar erkrankten Frau zu einem sanften Tod «verhilft». Die Handlung ist so geschickt aufgebaut, dass alle Zuschauer dem Arzt recht geben müssen.

Auf diese Weise – durch den sogenannten «Gnadentod» – wurde den Massenmorden der Weg bereitet. Unaufhörlich wurde die öffentliche Meinung zugunsten der neuen Anschauung beeinflusst, nachdem man alle Grundsätze der Menschlichkeit verleugnet hatte. Die Krankheit als solche, in ihrer abstossendsten Form vorgeführt, war die «Wurzel des Übels» im deutschen Volk. Die behandelnden Ärzte beschuldigte

man, dass sie aus schnöder Gewinnsucht diese armen Wesen am Leben erhielten, und eine direkte politische «Aktion» innerhalb der Anstalten untergrub durch geschickte Ausnutzung der menschlichen Schwächen die Solidarität des Pflegepersonals, welche bisher den Kranken gegenüber bestanden hatte.

Dr. Poitrot, Chefarzt der Neurologischen Kliniken in der französisch besetzten Zone im Jahr 1946, bemerkt zu der Methode, nach der die Mörderposten besetzt wurden, Folgendes:

«Dr. Egon Stähle, krankhaft veranlagt, jähzornig und impulsiv, verdankte seine hohe Stellung als Leiter des Württ. Gesundheitsdienstes seinem politischen Eifer: er war Träger des Goldenen Parteiabzeichens und führte den Titel Professor. Er leitete diese Aktion in seinem Gebiet mit der grössten Energie, ja sogar mit Leidenschaft, und sein Adjutant Dr. Mauthe unterstützte ihn nicht weniger eifrig.

Für Baden lag die Leitung des Gesundheitsdienstes in Karlsruhe in den Händen der Ärzte Dr. Sprauer und Schneider. Sie wurden von Dr. Schreck unterstützt, welcher das Amt eines Inspektors versah.

Es hat den Anschein, dass man absichtlich in diesen beiden Ländern, wo die nationalsozialistische These noch nicht allzutief eingedrungen war, hohe Beamte von ungewöhnlicher Härte eingesetzt hat. In der Durchführung der Aktion haben sie auf alle Fälle das in sie gesetzte Vertrauen nicht enttäuscht.

Auf den Belegen über die Hinrichtungen stellten wir aus den Namen der Unterzeichneten das Personal der ‚Gemeinnützigen Krankentransportgesellschaft‘ fest. Es war aus den Kreisen der SS zusammengesetzt, und das genügt, um es zu charakterisieren: zynisch und brutal verliehen sie der Aktion ihr bestialisches Gepräge. In Grafeneck selbst gehörten Ärzte und Personal der SS an.»

Nummer 51 21. Dezember 1939

48. Jahrgang Preis 20 Pfennig
Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Berliner Illustrierte Zeitung



Das liebste Weihnachts-Geschenk
„Weil ich ja auch Soldat.“



Aufnahmen:
Hans Hubmaier

Zur ersten Kriegswihnacht: Kinderspielzeug – die Saat geht auf

Aus der Praxis der grausigen Vorgänge haben zahlreiche Ärzte, die in der kritischen Zeit an neurologischen Anstalten leitende Posten hatten, berichtet. So schreibt Dr. Kraus über Grafeneck: «Meistens wurden zuerst die israelitischen Patienten diesen Exekutionsanstalten zugeschickt. Die allerersten Bestimmungen über das zu vernichtende Leben waren ziemlich weitgreifend. Alle Kranken, die nach § 42, b (Sicherungsverwahrung) des StGB, eingewiesen waren, ob arbeitsfähig oder nicht, wurden vernichtet, ferner alle diejenigen Kranken, die schon 5 Jahre in Anstalten waren; man musste hier einen Patienten schon als wirklich vollwertige Arbeitskraft hinstellen, bis es gelang, ihn freizubekommen. Ausserdem blieben auch anfangs Kriegsteilnehmer völlig unberücksichtigt. Die einen wurden also wegen ihres schon seit Jahren bestehenden unheilbaren Leidens vernichtet, die anderen wegen ihrer grundsätzlichen Arbeitsunfähigkeit, wieder andere, weil sie in ihrer Geistesstörung irgendeine Straftat begangen haben. Es ist bekannt geworden, dass besonders in der ersten Zeit des Jahres 1940 viele durchaus arbeitswillige und arbeitsfähige Kranke zur Vernichtung verurteilt waren. Interessant ist der immer wieder beobachtete Umstand, dass gewisse Leute aus höheren Parteikreisen auf unbekanntem Wege es fertig brachten, ihre geisteskranken Angehörigen zu retten und in Sicherheit zu bringen.

Im Laufe der sogenannten ‚Planmassnahmen des Reichsverteidigungskommissars‘ wurde dann eine Aufsichtsstelle unter dem Namen ‚Gemeinnützige Krankentransport-G.m.b.H. Berlin‘ ins Leben gerufen, die laufend Suchaktionen nach schon einmal mit Fragebogen erfassten Kranken unbekanntem Aufenthalts veranstaltete. Als Anstaltsarzt erhielt man immer wieder plötzlich einen Anruf direkt aus Berlin, in dem nach dem Verbleib irgendeines Kranken gefragt wurde.

Vor der Aufnahme in die eigentliche Exekutionsanstalt wurden die Kranken meistens durch mehrere Zwischenanstalten geschleust, so dass die Angehörigen die Verbindung mit ihren Kranken verloren. Es gab wohl vorgedruckte Postkarten, mit denen den Angehörigen immer wieder mitgeteilt wurde: ‚Der Patient XY . . . wurde heute aus unserer Anstalt im Auftrage des Herrn Reichsverteidigungskommissars in eine uns unbekannt Anstalt verlegt. Sie werden von der aufnehmenden Anstalt wieder verständigt werden.‹ «Ich selbst war Zeuge von erschütternden Szenen, die sich anlässlich von Besuchen in meinem Dienstzimmer abspielten, als ich den Leuten, die von irgendwoher reisten, eröffnen musste, dass ihre Angehörigen mit mir unbekanntem Ziel am soundsovielten abgeholt worden waren. Meistens wussten die Leute sofort, was es geschlagen hatte. Ohnmachtsanfälle waren an der Tagesordnung. Die ganzen Vorwürfe musste man über sich ergehen lassen, obwohl man an der Sache doch so gut wie unbeteiligt war. Man musste den Leuten immer antworten: Ich weiss nicht mehr und nicht weniger als Sie, – eben nur das, was die Spatzen vom Dach pfeifen. Die Leute konnten und wollten es immer gar nicht glauben, dass diese ganze Aktion eigentlich nicht Sache der jeweiligen Anstalten sei. Das Ansehen des ganzen Psychiaterstandes erlitt allerschwerste Einbusse.»

Dr. Bischoff berichtete in der gleichen Denkschrift Folgendes über die «Verlegung von Geisteskranken», welche in den Jahren 1940/41 von der Mordzentrale in Berlin angeordnet worden war:

«Mit einer geradezu bösartigen Sinnlosigkeit waren hier offenbar in den ersten Transporten mit die besten Arbeiter ausgesucht worden. Die Abholung erfolgte in grauen Omnibussen (im Volksmund ‚die grauen Wägen‘) durch Personal der oben genannten Gesellschaft. Darunter waren



«Die angeborene Gefühlsarmut. ..., betrifft in erster Linie die Fremdwertgefühle: diese Menschen sind lieblos, egoistisch, brutal, gleichgültig gegen das Ergehen ihrer Mitmenschen und anderer Lebewesen. Sie sind gefühlsarm aber auch im Sinne der Selbstwertgefühle: ohne Stolz, ohne Schuldgefühle, ohne Reue, ohne Gewissen.»

(Kurt Schneider)

Himmler und Hitler
«Gemütlose Psychopathen»

«Gemütlose Psychopathen heißen wir Menschen ohne oder fast ohne Mitleid, Charme, Ehrgefühl, Reue, Gewissen. In ihrem Wesen sind sie oft finster, kalt, mürrisch, in ihren Handlungen oft triebhaft und brutal. . . Gemütlose sind grundsätzlich unverbesserlich und unerziehbar, denn es fehlt in ausgesprochenen Fällen jede Grundlage, auf der die Beeinflussung aufbauen könnte. Über den kriminellen Gemütlosen vergesse man nicht, dass es auch durchaus soziale Gemütlose gibt, stahlharte Naturen, die «über Leichen gehen». Hier ist die Intelligenz oft hervorragend.

«Es ist ja einleuchtend, dass solche Eigenschaften selten total sind. Höchstens bei einem ganz primitiven Gemütlosen ist es so, doch hat auch er meistens gefühlswarme Inseln und sei es auch nur die Sorge um eine Katze.»



auch Ärzte. Die Namen, unter denen sich jene Ärzte vorstellten, waren in Ärzteverzeichnissen nie aufzufinden. In Zwiefalten befand sich damals eine evakuierte Pflegeanstalt von etwa 600 Kranken aus Rastatt in Baden. Diese wanderten fast alle in kurzer Zeit nach Grafeneck. Wenn die Omnibusse kamen, luden sie unter den Augen der Dorfbewohner, der Angestellten und der Kranken die Kleider und Schuhe der vorher abtransportierten Kranken in der Anstalt ab, um dann eine neue Ladung Kranker aufzunehmen. Ich erinnere mich, wie geordnete, nur psychopathische Patienten, die allmählich ahnten, worum es ging, blass und zitternd zu den Transporten geführt wurden. Ich denke in diesem Zusammenhang an Schizophrene in Weissenau, die bei der Abholung aus ihrer Lethargie erwachten und mit einem Pathos, das ihnen niemand zugetraut hätte, von den Mitpatienten als zum Tode gehende Abschied nahmen. Dies waren zum Glück die wenigsten. Die meisten der Schwerkranken reagierten äusserlich nicht. In konfessionellen Anstalten wurden die Patienten in der Nacht vor dem Abtransport religiös auf den Tod vorbereitet. In staatlichen Anstalten war solches verboten. Ein zuverlässiger Kollege aus einer bayerischen Anstalt erzählte, wie Kranke, die von ihrem Abtransport am nächsten Tage wussten, die ganze Nacht nach einem Priester gerufen hätten. Ich wurde im Juni 1940 nach Weissenau versetzt und erlebte die zweite Transportphase als Abteilungsarzt an dieser Anstalt, zugleich auch die Reaktion der Bevölkerung. Neben vielen gleichgültigen Angehörigen und wenigen, die froh waren, ihre Kranken los zu werden, waren wieder Fälle heftiger Reaktionen. Soldaten kamen vom Frankreichfeldzug nach Hause und fragten: ‚Wohin haben Sie meine Mutter gebracht? Sie haben sie getötet!‘ Es bestand die Anweisung, die Angehörigen an das Innenministerium in Stuttgart zu verweisen.

Dort wurden sie nach Berlin verwiesen oder mit der Gestapo bedroht.’ «

«Irgendeine schriftliche oder mündliche Information über den Zweck und die Organisation der Verlegungen ist mir gegenüber nie erfolgt. Nur durch Gerüchte erfuhr ich, wie alle anderen Menschen, dass die Kranken in Grafeneck eintreffen und dort verschwinden. Sich verdichtende Gerüchte stimmten dann auch mit den alliierten Propagandasendungen überein, dass die Kranken durch Verbrennen und Vergasen beseitigt wurden. Meine starke persönliche Reaktion führte dazu, dass ich dem Referenten des Ministeriums in einer persönlichen, nicht dienstlichen Unterredung, trotz aller Sorge, die jeder um seine Stellung haben musste, meine Bedenken in kultureller wie moralischer und ärztlich ethischer Hinsicht mitteilte. Er verwies mich mit der Bemerkung, dass er nicht gehört haben möchte, was er ihm sagte, da ich nichts wissen dürfe, und er unter Todesstrafe nicht davon reden dürfe. Ich äusserte weiterhin, dass ich unter diesen Umständen an einen Berufswechsel dachte, wurde aber damit zu rechtgewiesen, dass ich durch die Kriegsverordnungen verpflichtet sei, da zu bleiben, wo man mich hinstellte. Die Einstellung der Transporte führte dann zu einer vorläufigen Kompromisslösung der aufgeworfenen Berufsfrage.»

Die Todesanstalt Schloss Grafeneck in Württemberg wurde im Herbst 1939 eingerichtet, zunächst aber nur beschränkt und wahrscheinlich für Experimente des grausigen Spiels benützt. Über den weiteren Verlauf berichtet die Denkschrift Folgendes:

«Im Juni 1940, im Rausch des Sieges, glaubten die Anstifter dieser grausamen Massnahmen, dass alles unbemerkt verlaufen würde, und berechnete der Erfolg der Waffen das Regime nicht auch, die Anerkennung ihrer weltanschaulichen Grundsätze

Fortsetzung Seite 92

«Der gängig – aber falsch – als ‚Euthanasie‘ bezeichnete Massenmord an Kranken kann als eine Art Privatunternehmung Hitlers angesehen werden. Von vornherein unter Beteiligung von Ärzten wurde er durch die (Privat-) ‚Kanzlei des Führers der NSDAP‘ (KdF) organisiert, einer in ihrer Zuständigkeit schwer zu fassenden, ziemlich grossen Behörde, an deren Spitze Reichsleiter Philipp Bouhler stand. Ihr Hauptamt II, geleitet von Oberdienstleiter Viktor Brack, und besonders dessen Unterabteilung II b, dirigiert von Dr. Hans Hefemann, bearbeitete ‚Gnadentod‘-Angelegenheiten. Die – nach Beginn der Aktion verfasste, auf den Tag des Kriegsbeginns zurückdatierte – ‚Rechtsgrundlage‘ des Tötungsunternehmens bildete folgender, auf Hitlers Briefpapier geschriebener Satz: ‚Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischer Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann, (gez.) Adolf Hitler‘.

Dieses Schreiben, das in seiner Form auch den damals üblichen ‚Führerbefehlen‘ entsprach, bekam im Original kaum jemand zu sehen, jedoch wurden einige Fotokopien herumgezeigt.



Ein harmloser Äpler: Adolf Hitler

zu verlangen? Im Übrigen schien gerade diese Theorie kaum angegriffen worden zu sein, und ein unangenehmer Zeuge – Frankreich – war ausgeschaltet. Die übrigen Feinde des Regimes, die noch auf dem Kampfplatz verblieben, hatten ganz andere Sorgen, als Kritik an Ereignissen zu üben, die sie in Friedenszeiten allerdings nicht gleichgültig gelassen hätten. Und so schien alles zusammenzutreffen ...»

Rückwirkungen auf die öffentliche Meinung blieben damals nicht aus. Die Nazis mögen an Widerstand gegen ihre Vernichtungsabsichten gespürt haben, dass sie noch viele Gegner hatten, die sich wehrten, wenn es um entscheidende sittliche Prinzipien ging-

«Die Führer der evangelischen Gemeinden, wie Bischof D. Wurm in Stuttgart und Pastor Leube in Schussenried, haben ihre Stimmen zugunsten der Geisteskranken erhoben und sprachen ganz offen über die ‚geheime Angelegenheit des Reiches‘.

Haben ihre Proteste ihr Ziel erreicht? Sie wissen es nicht, denn keine Antwort ist ihnen zuteil geworden. Doch das Netz der Polizei zog sich immer enger um sie zusammen, und durch direkte und indirekte Massnahmen waren sie bald isoliert. Nicht alle eigneten sich zu Märtyrern, und nur Vereinzelte wagten es, sich direkt an die verantwortliche Stelle – Dr. Leonhard Conti – zu wenden. Die Beunruhigung, wenn man die kümmerlichen Schritte, welche einige Angehörige von Kranken heimlich unternahmen, so bezeichnen will, wurde durch Drohungen der Gestapo unterdrückt, die sich folgendermassen auswirkten: ‚Wenn der und der Blutsverwandte des Kranken in dem Widerstand gegen die Massnahmen der Reichsverteidigung beharrt, wird er selbst als geisteskrank betrachtet und interniert/ Auf diese Weise wurde die Lage des Verwandten selbst sehr gefährdet.›

Der Verfasser der Denkschrift zieht aus dem Ringen um Menschlichkeit, das die «Euthanasie» entbrennen liess, das nachfolgende Resümee. Bemerkenswert ist die dümmlich-freche Art, in der der SS-Verbrecher Himmler die Sache abtun wollte. Die in seiner Äusserung genannten zehn Jahre hat der «wildgewordene Schulmeister» Gottseidank nicht erlebt.

«Die einzige in ihrer Art wirksame Abwehr war die ablehnende Haltung der öffentlichen Meinung, die in Württemberg eine Atmosphäre schuf, welche es ihren Wortführern ermöglichte, Protest zu erheben; und wenn es der Kirche und der Armee gelang, dass ihre Einwendungen ‚gehört‘ wurden, so deswegen, weil es selbst den Zentralstellen des Reiches unmöglich war, diese geheime Abwehrbewegung zu übergehen.

Die führenden Persönlichkeiten schienen allmählich unruhig zu werden und sahen sich veranlasst, die Aktion in diesem Lande einzustellen und Grafeneck aufzulösen. Himmler nahm in einem Brief an Milch ‚gegen die christlichen Kreise‘ Stellung, indem er schrieb: ‚Ich habe geglaubt, dass alle auf religiöser Grundlage basierenden Einwände völlig ausgemerzt werden könnten. Doch wir brauchen uns deswegen nicht zu ereifern – es kann etwa zehn Jahre dauern, bis unser Volk sich von allen diesen Vorurteilen befreit hat.›»

Simon Wiesenthal, der bekannte Auschwitz-Dokumentator und Eichmann-Jäger, macht in seinem Buch «Doch die Mörder leben» (Verlag Drömer/Knaur) eine knappe Zusammenstellung der «Euthanasie»-Praktiken, wie sie in den späteren Kriegsjahren vor allem auch in Österreich gehandhabt wurden. Das dort erwähnte Schloss Hartheim wird in anderem Zusammenhang noch zu beschreiben sein. Wiesenthals Darstellung macht mit aller Klarheit deutlich, dass der anfangs noch verfolgbare pseudomedizinische Gedanke des «Gnaden Todes» sich später in einem allgemeinen systematischen Morden verlor.



Görings Trauung



Hitler und die ihm Verfallenen

«Während der ersten Phase der ‚Euthanasie‘-Morde waren die Opfer bestimmte Gruppen von Menschen: die Geistesgestörten, die unheilbar Kranken, die sehr Alten – also alle, die man für ‚unnütze Esser‘ hielt. Wer nichts leistete und dennoch Essen brauchte, hatte kein ‚Recht auf Leben‘. Die meisten der Unglücklichen waren Christen – Patienten deutscher und österreichischer Krankenhäuser und Heilanstalten. Juden waren nicht darunter – die meisten hatte man ja schon in die Konzentrationslager gebracht. Die Nazis betrachteten ‚Euthanasie‘ als eine quasi-ethische Art des Mordes, die den Angehörigen der eigenen ‚Rasse‘ vorbehalten blieb. Amtlich wurde das Unternehmen unter dem Decknamen ‚T 4‘ geführt, nach einer eleganten Villa in der Berliner Tiergartenstrasse 4, wo sich die Zentrale befand.»

Die Entscheidung über Leben oder Tod eines Menschen trafen Ärzte – die «T 4-Sachverständigen». Sie erhielten die Akten der «nutzlosen Esser» von Krankenhäusern und Heilanstalten in Deutschland, Österreich und anderen Ländern zugesandt und überflogen die Aufzeichnungen, ohne die dazugehörigen Menschen auch nur je gesehen zu haben. Hatte ein solcher «Sachverständiger» die Akte mit einem Kreuz gekennzeichnet, so bedeutete dies das Todesurteil.

Anschliessend gingen die Unterlagen an eine Spezialtransporteinheit, deren kräftige «Pfleger» die dem Tod überantworteten Männer und Frauen zu der nächstgelegenen «Klinik» oder dem entsprechenden «Sanatorium» brachten. Dort erhielten die Opfer eine Injektion von schnellwirkendem Gift. In den mir bekannten Berichten werden vier solcher Stätten des Mordens genannt: drei in Deutschland, nämlich Hadamar bei Limburg, Sonnenstein bei Pirna in Sachsen und Schloss Grafenegg in der Mark

Brandenburg. Nummer vier war Schloss Hartheim bei Linz.

Nachdem man die meisten «unnützen Esser» aus den Kranken- und Heilanstalten beseitigt hatte, wurde das Unternehmen unter der Tarnbezeichnung «14 f 13» erweitert. Es bezog nun auch deutsche und österreichische KZ-Häftlinge ein, die bei der zermürbenden Zwangsarbeit erkrankt oder invalide geworden waren. (Der österreichische Altbundeskanzler, Dr. Alfons Gorbach, ein Invalide, war für Schloss Hartheim bestimmt gewesen. Nur seine schöne Handschrift rettete ihn – er wurde in die Schreibstube des KZs Dachau abgestellt.) Die «Aktion 14 f 13» begann 1941 und hielt bis Kriegsende an. Nach 1943 kamen auch viele französische KZ-Häftlinge nach Schloss Hartheim, um dort zu sterben.

Die Zusammenhänge zwischen der ärztlich getarnten Ausrottung des «Lebensunwerten» und dem organisierten Massenmord an Missliebigen und politisch unerwünschten Menschen rückt auch Hermann Langbein in seiner Schrift «... wir haben es getan» (Europa-Verlag) in ein grelles Licht. Er schreibt dort:

«Der staatlich organisierte Massenmord von Menschen begann im Dritten Reich mit der Tötung von Geisteskranken und Unheilbaren. Zu derartigen Aktionen benötigte der Nationalsozialismus – so sonderbar das auch ist – immer wieder Ärzte. Bei einem solchen Beginnen war unter den Angehörigen dieses Berufs zweifellos der geringste Widerstand zu überwinden; bedeutet es doch für jeden Arzt eine Gewissensfrage, sich zu entscheiden, ob er seine Kunst dafür einsetzen soll, das Leben – und damit auch die Leiden – von unheilbar Kranken zu verlängern.

Lange bevor Hitler seinen Krieg begann, hatte er diese erste Aktion bereits geplant. Schon im Jahr 1935 hat er in einem Gespräch mit dem damaligen Reichs-Ärztelführer Dr. Wagner dieses Thema berührt.

Schon zu diesem Zeitpunkt sagte er, dass er die endgültige Ausschaltung unheilbar Erkrankter zunächst noch zurückstelle. Er wolle diese Frage erst aufgreifen, wenn «ein Krieg sein müsste». Der ehemalige Reichskommissar für das Sanitäts- und Gesundheitswesen, Generalleutnant der Waffen-SS Professor Dr. Karl Brandt, sagte vor dem amerikanischen Militärgericht im Nürnberger Prozess gegen SS-Ärzte im gleichen Sinn aus:

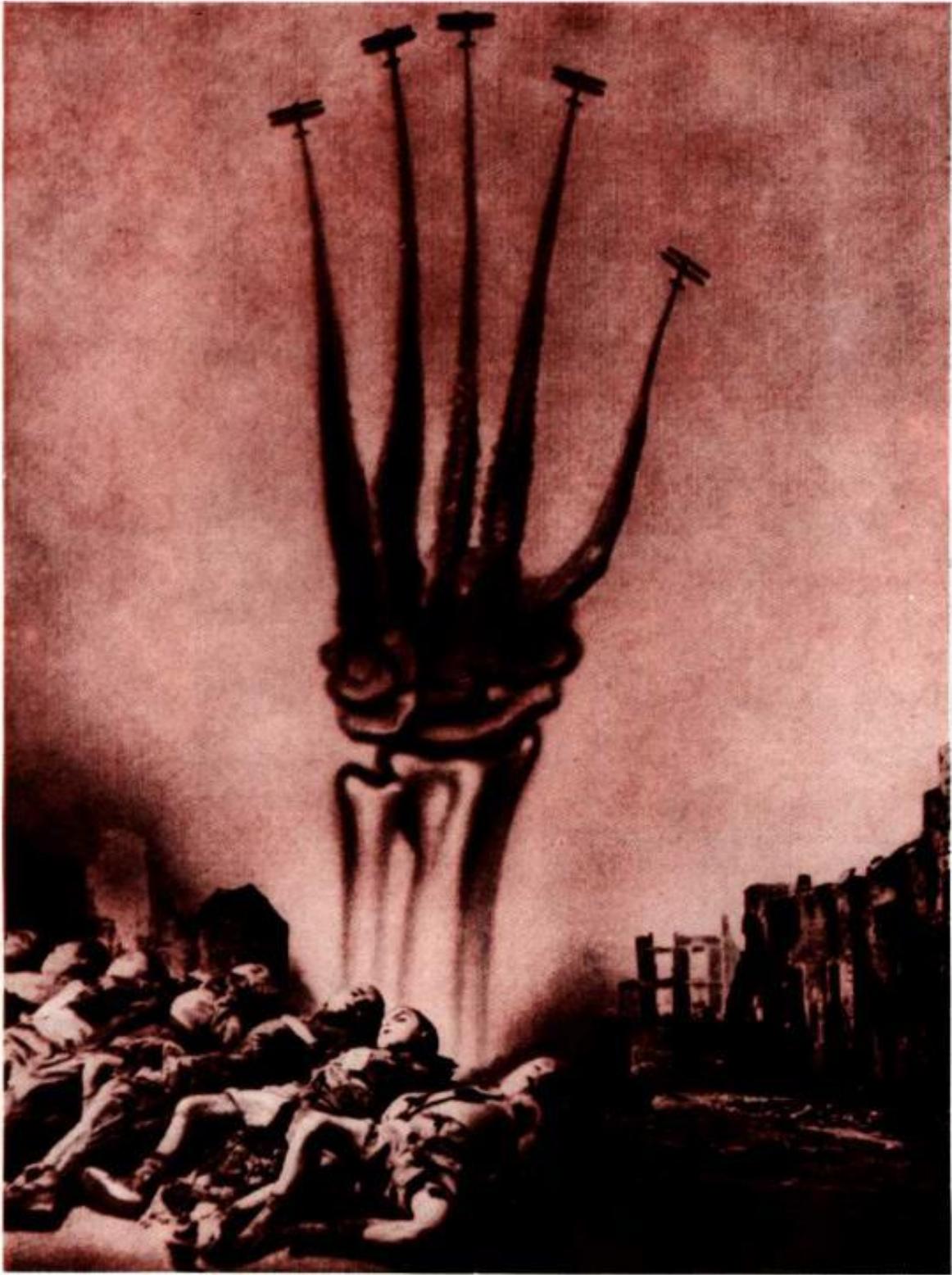
«Ich muss annehmen, dass der Führer der Meinung war, dass ein solches Problem – nämlich die Tötung von «Lebensunwerten» – im Kriege zunächst glatter und leichter durchzuführen ist, dass offenbar Widerstände, die von kirchlicher Seite zu erwarten waren, in dem allgemeinen Kriegsgeschehen nicht diese Rolle spielen würden wie sonst.»

«Die Tötungsaktion nahm bald grösseren Umfang an. Man beschränkte sich nicht mehr auf Unheilbare oder Patienten, die unheilbar schienen. Hatte man einmal die Ärzte gefunden und die Organisation geschaffen, die bereit und imstande war, in grosser Zahl und ohne Skrupel Menschen zu töten, so ging man weiter. Immer summarischer und oberflächlicher wurde die Untersuchung derer, die einem heimlichen Tod überantwortet wurden, immer bürokratischer die Methode, die gehandhabt wurde. Der Begriff «lebensunwert» wurde auf diejenigen ausgedehnt, deren Leben dem Nationalsozialismus aus gänzlich unmedizinischen Gründen keinen Wert zu haben schien. Die Missliebigen wurden die Opfer. Schliesslich mündete die Aktion in der Durchkämmung der Konzentrationslager. Vor den Häftlingen wurden die Selektionen dadurch getarnt, dass man verlauten liess, es würden Invalidentransporte zusammengestellt. Diese Invaliden könnten es in anderen Lagern bei leichterer Arbeit und günstigeren Lebensbedingungen besser haben. In der ersten Zeit gab es Häftlinge,

die das glaubten und sich zu solchen Transporten freiwillig meldeten.»

Für die Zehntausende von Kranken und Unschuldigen, die dem Wahnsinn der «Euthanasie» nazistischer Erfindung zum Opfer gefallen sind, mag ein erschütterndes Schicksal sprechen, das die französische Dokumentation «Die Ermordeten waren schuldig?» mitteilt.

«Ein Leutnant der Reserve Rueff, Karl, geboren am 1. 2. 1882 in Winterthur (Schweiz), Eisernes Kreuz I. Klasse, Kopfverletzung aus dem Kriege 1914-18, war seit mehreren Jahren in der Anstalt Schussenried interniert, wo er häufige Besuche seiner Familie erhielt: von seinem Vater, Generalkonsul a. D. in Ulm, von seiner Schwester, Ärztin und Leiterin einer psychiatrischen Klinik in Ulm. Die Unterhaltskosten – Pension zweiter Klasse 5 RM pro Tag – wurden von seiner Invalidenrente bezahlt. Es handelte sich an sich um einen absolut normalen Kranken, welcher nur ab und zu unter epileptischen Anfällen zu leiden hatte und daher weitestgehende Freiheiten in der Anstalt genoss. Am 18. Juni 1940 legte die Gemeinnützige Krankentransportgesellschaft m.b.H. eine Liste vor, in welcher Lt. Karl Rueff eingetragen war (Nr. 36) – er wurde noch an demselben Tage in Grafeneck umgebracht.»





Nur für deutsche Kinder



Euthanasie – Verbrechen
So fand man nach Jahren die Opfer der «Gemeinnützigen
Krankentransportgesellschaft mbH»

Ferdinand Lassalle: «Noch grösser als die Schmach einer fremden grossen Nation zu erliegen, ist die Schmach eines Volkes, das eines einzigen Mannes Beute wird.»

Siegfried Jakobsohn 1919: «Gewalt überall. Wollt Ihr den Pazifismus im Innern, so beseitigt vor allem die Autokratie der Militärs, das nicht wartet, bis man es holt, sondern, wie der Ochs im Porzellanladen, das Geschirr zertrampelt, aber seinesteils die Verwaltungsbehörden erst dann alarmiert, wenn der ganze Ausschank brennt. Friede auf Erden, dann ohne die Generalkommandos den Menschen ein Wohlgefallen.»



«Der Führer rief sie». 450'000 Auslandsdeutsche «heim ins Reich» – und weiter als «Wehrbauern» in die besetzten Ostgebiete. Ein Planspiel zu Kriegsbeginn.

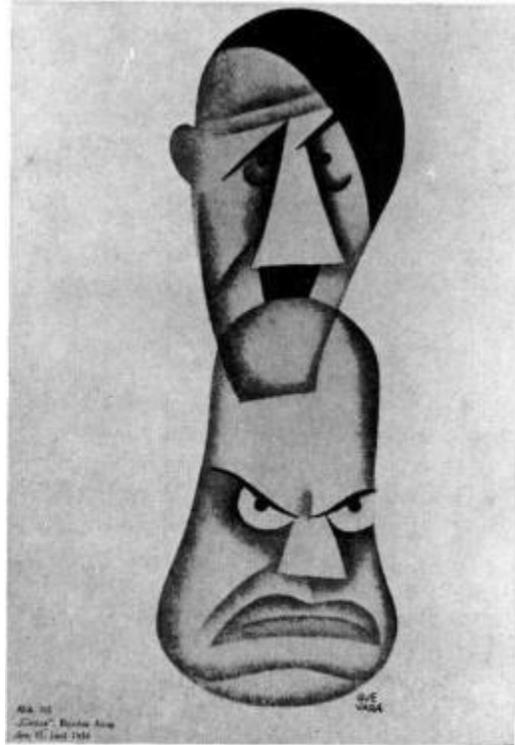
Drittes Kapitel

Die Wirklichkeit des Krieges

Zwei Kriegsexperimente

Das erste Land, das die Pranke der faschistischen Kriegsmaschine zu spüren bekam, lag nicht in Europa, es war Abessinien. Jahrelang schon hatte Mussolini seine Marenostro-Idee, den Plan seine Herrschaft über das ganze Mittelmeer auszudehnen, propagiert. 1935, als die Westmächte Angst genug vor Hitlers Machtpolitik hatten, um den römischen Diktator ja nicht zu verärgern, riskierte der Duce seinen ebenso gemeinen wie törichten Anschlag gegen das äthiopische Kaiserreich. Es war ein Rückfall in kolonial-imperialistische Methoden, die geschichtlich längst überholt waren. Die Faschisten führten diesen Krieg mit einer unvorstellbaren Grausamkeit und kamen sich dabei obendrein als säkulare Helden vor. Militärisch setzten sie Giftgas ein, die Zivilbevölkerung in den Dörfern wurde gnadenlos ausgerottet, wo sie den Machthabern im Wege zu sein schien. Nebenbei sei bemerkt, dass die faschistischen Militärs trotz ihrer unendlichen Überlegenheit an Waffen zahlreiche blamable Schlappen einstecken mussten. Jedoch als ganzes glückte das Abenteuer, der Faschismus hatte ein Exempel dafür statuiert, dass er mit Krieg und Gewalt seinen Willen auch im Gegensatz zum brüchig gewordenen Genfer Völkerbund durchzusetzen vermochte.

Die Nazis liessen sich die Gelegenheit nicht entgehen, eine ducefremde Haltung zu demonstrieren. Ihre Propaganda feierte die römischen Faschisten, Hitler, 1934 noch von Mussolini beim ersten Versuch zum Umsturz in Österreich, in dessen Verlauf SA-Leute den Bundeskanzler



«Verbrecheralbum» (aus «Critica», Buenos Aires)

Dollfuss ermordeten, sehr kühl behandelt, unterstützte mit plumper Raffinesse den italienischen Angriffskrieg durch deutsche Lieferungen. Bei den westlichen Staaten fehlte die Einigkeit zu einem wirksamen Protest. Damit war der Weg frei für weitere Gewaltunternehmungen der totalitären Staaten. Gelegenheit dazu ergab sich schon 1936, als der meuternde General Franco von Marokko aus mit seinen Söldnern gegen die demokratische Regierung in Madrid zu Felde zog. Er konnte der Unterstützung des Faschismus, den er selbst vertrat, sicher sein. Mussolini, der das grösste Interesse an einer weiteren Diktatur im Mittelmeerraum hatte, beteiligte sich ungehindert an Francos Feldzug. Hitler, der damals durch seinen schuftigen Verrat an den Deutschen Südtirols

bei den Faschisten vollends salonfähig geworden war, hatte das gleiche Interesse an einem Sieg des General Franco. So war der Weg zum zweiten verbrecherischen Kriegsexperiment dieser Jahre beschritten. Bürgerkriege sind bekanntlich immer besonders grausam gewesen, und der Bürgerkrieg in Spanien tobte bis zum Sommer 1939, von beiden Seiten mit äusserster Erbitterung geführt. Die Soldatesca Francos plünderte, mordete und sengte so fürchterlich, wie man es nur aus den schlimmsten Zeiten des dreissigjährigen Krieges in historischer Erinnerung hatte. Ermordete Zivilisten, geschändete Frauen, zerstörte Ortschaften, hinterliess ihre Spur. Die Kriegsvisionen Goyas waren Wirklichkeit geworden. Die Gegner Francos antworteten mit entsprechenden Massnahmen. Mehr und mehr kamen auch auf ihrer Seite die radikalen Elemente an die Führung.

Das eigentliche Verbrechen aber begann erst mit der internationalen Einmischung in diesen Bürgerkrieg zwischen Faschisten und Demokraten. Sozialisten aus allen europäischen Ländern und aus Amerika strömten nach Spanien, auch viele deutsche Emigranten. Sie sahen den Augenblick gekommen, wo sie auf fremdem Boden ihr Vaterland zurückerobern konnten. Es dauerte auch nicht lange, da schickte die Sowjetunion ihre revolutionären Fachleute. Damit hatte sich ein weiterer totalitärer Staat eingemischt, und die Demokraten sahen mit Entsetzen, dass auch auf ihrer Seite Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen wurden.

Alfred Kantorowicz, selbst Emigrant und Spanienkämpfer, schreibt über diesen Punkt mit der gebotenen Vorsicht und Wahrheitsliebe in seinen Erinnerungen «Spanisches Kriegstagebuch» (Verlag Wissenschaft und Politik, Köln). Er wisse es nicht aus eigener Erfahrung, so berichtet er, doch er sei darüber belehrt worden, «dass es in Barcelona tatsächlich Misshandlungen von An-

archisten, Anhängern der POUM, als ‚trotzkistisdT bezeichnete Arbeiterpartei, und anderen, den Apparaten unbequemen und verdächtigen Personen gegeben hat. Mein Freund N. hat mir vor einigen Jahren das schwimmende Konzentrationslager geschildert, ein Schiff im Hafen von Barcelona, auf dem Folterungen und Erschiesungen vorgekommen sind. Später las ich bei Orwell von den willkürlichen Verhaftungen und Einkerkerungen in den Gefängnissen von Barcelona – vermutlich nicht dort allein. Man spricht davon, dass es auch in der Stadt Albacete, dem Zentrum des Verwaltungsapparates der internationalen Brigaden, Folterkeller gegeben habe, von Ulbricht (!!) selber bei seinem einzigen kurzen Aufenthalt in Spanien eingerichtet – eine Gewähr dafür habe ich nicht.»

Dass diese GPU-Einrichtungen zur Quälerei an politischen Gegnern oder Verdächtigen mit umgekehrten Vorzeichen bei den Faschisten üblich waren, ist in zahllosen Berichten belegt. Keine Partei kann irgendeine Entschuldigung für ihre Unmenschlichkeit geltend machen. Uns scheint, am wenigsten die Partei der Faschisten, die vorgab, im Namen der «christlichen Ordnung» zu kämpfen.

Georges Bernanos, ein französischer Royalist, schrieb darüber (nach Kantorowicz): «Meine Illusionen über das Unternehmen des Generals Franco dauerten nicht lange; nur einige Wochen ... Dieses Regime habe ich während acht Monaten an der Arbeit gesehen ...

Monatelang haben die Mörderbanden, die in speziell zu diesem Zweck requirierten Lastautos schnellstens von Dorf zu Dorf befördert wurden, in voller Öffentlichkeit Tausende als ‚verdächtig‘ bezeichnete Individuen abgeschlachtet, gegen die selbst das Militärtribunal nicht den geringfügigsten legalen Scheingrund vorbringen konnte. Der Hochwürdige Bischof von Palma wusste das

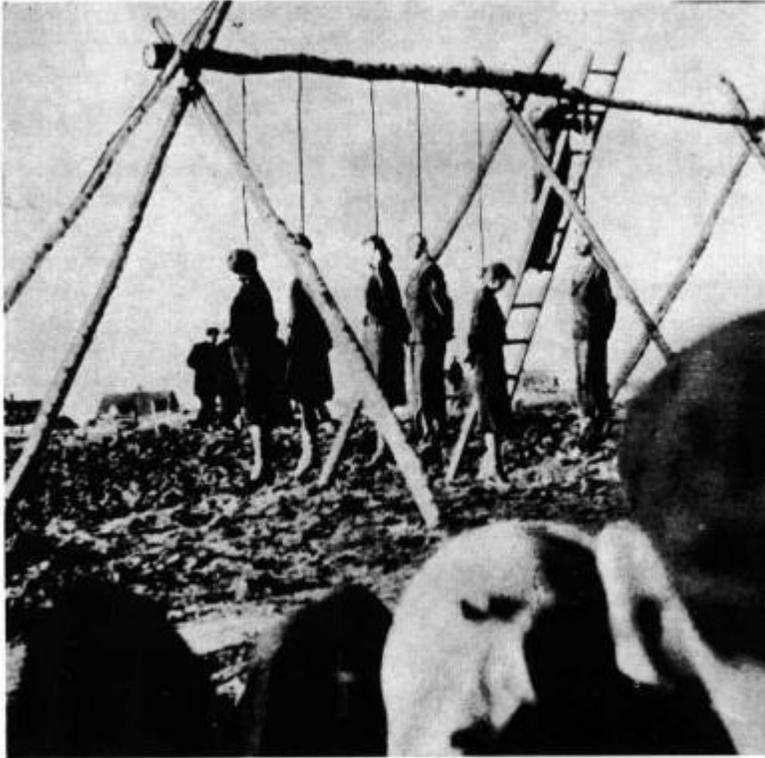
Vergewaltigt und ermordet –



genausogut wie alle Welt. Das hinderte ihn keineswegs, sich jedesmal, wo er es konnte, Seite an Seite mit diesen Henkern zu zeigen, an deren Händen nachweisbar das frische Blut hunderter Menschen klebte. Wird das morgen die allgemeine Haltung der Kirche sein? Die Frage hat

von nun an weniger Bedeutung für die Spanier als für uns . . .»

Das Verbrechen im Grossen in diesem spanischen Krieg begingen ohne Zweifel die deutschen Nazis. Ihre «Legion Condor» ist eine ewi-



– gefoltert und gehenkt

ge Schande, denn sie erprobte mit einem Zynismus ohnegleichen an der unschuldigen spanischen Bevölkerung die militärischen Mittel, die Hitler sich zur gewaltsamen Durchsetzung seiner Eroberungen von seinen allzu tüchtigen Deutschen hatte konstruieren lassen.

Die nordspanische Stadt Guernica hatte das traurige Schicksal, als Versuchsobjekt für die Nazi-Stukas ausersehen zu sein. An ihr probierte Görings Luftwaffe aus, was die Kriegshetzer später als «Ausradieren» bezeichneten. Es blieb kein Stein auf dem anderen, und die Zivilbevölkerung wurde durch den Bombenhagel rücksichtslos dezimiert. Spätestens nach diesem hinterhältigen Angriff auf eine ungeschützte Stadt wusste die ganze Welt, was von einem nazistischen Krieg zu erwarten war.

Thomas Mann wandte sich damals an die Weltöffentlichkeit und nahm entschieden für die leidende spanische Bevölkerung Stellung. Seine Worte, 1937 geschrieben, wurden von allen die Freiheit liebenden Menschen verstanden. Taub blieben nur die demokratischen Politiker, sie brauchten noch weitere zwei Jahre, um endlich ernsthaft dem entmenschten Faschismus entgegenzutreten. Und da war es zu spät.

So schrieb Thomas Mann (Zitat nach Kantorowicz): «In Spanien wütet das Interesse. Es wütet mit einer Schamlosigkeit, wie die Welt sie selten gesehen. Tatsächlich gehört, was sich dort seit vielen Monaten abspielt, zum Schändlichsten und Skandalösesten, was die Geschichte aufzuweisen hat. . . Will man sich durch das Interesse, das immer an die schlechtesten Instinkte, wenn

auch unter Namen verlogenen Wohlstandes wie Kultur, Gott, Ordnung, Vaterland appelliert, widerstandslos um den letzten Rest seines freien menschlichen Urteils bringen lassen? Ein niedergehaltenes, im überlebtesten, rückständigsten Stile ausgebeutetes Volk trachtet nach einem helleren, menschenwürdigeren Dasein, nach einer sozialen Ordnung, mit der es besser als bisher vor dem Angesicht, der Gesittung zu bestehen gedenkt... Es bildet sich eine Regierung, die mit aller durch die besonderen Umstände gebotenen Vorsicht die grössten Missstände zu beheben, die notwendigsten Verbesserungen durchzuführen unternimmt.

Was geschieht? Eine Generals-Emeute, im Dienst der alten Ausbeuter- und Unterdrückungsmächte unternommenen und übrigens mit dem spekulierenden Ausland abgekartet, flammt auf und misslingt, ist schon so gut wie niederge-

schlagen, wird aber von den fremden, freiheitsfeindlichen Regierungen gegen das Versprechen ökonomischer und strategischer Vorteile für den Fall des Sieges der Insurgenten unterstützt, mit Geld, Menschen und Kriegsmaterial genährt und hingefristet, so dass des Blutvergiessens, der trostlosen, verbissenen, auf beiden Seiten immer schonungslosere Grausamkeit zeugenden Selbsterfleischung des Landes kein Ende ist. Gegen das um seine Freiheit, sein Menschenrecht verzweifelt kämpfende Volk werden die Truppen seiner eigenen Kolonialgebiete in den Kampf geführt. Von den Bombenflugzeugen des Auslandes werden seine Städte demoliert, seine Frauen und Kinder niedergemetzelt – und alles dies heisst ‚national‘, all diese himmelschreiende Schurkerei heisst Gott, Ordnung und Schönheit...»

Ihre Gewalttaten mit hochtrabenden nationalistischen Phrasen zu bemänteln, haben sich die Faschisten nie geniert. Wie es im Fall Spanien gelang, die «Legion Condor» mit dem trügerischen Glorienschein soldatischen Heldentums zu krönen und damit das politisch wenig intelligente deutsche Volk einzunebeln, so liefen die Dinge auch bei den weiteren Unternehmungen der Nazis. Österreich musste «heimgeholt» werden, ebenso die sogenannten Sudetendeutschen. Von den sieben Millionen Tschechen hiess es zwar zunächst, «wir wollen sie gar nicht», aber dann wurden sie «befriedet». Als Danzig und das Memelland dran waren, schluckte man in Deutschland ähnliche Lügen. «Unblutige Eroberungen», sagten bestenfalls einige Skeptiker im Flüsterton, und sie verschlossen die Augen vor den Grausamkeiten, die sich hinter der waffenschimmernden Fassade der Uniformen ereigneten. «Unblutig» waren diese hitlerschen Eroberungen ja keineswegs, denn die Andersdenkenden und alle «Andersrassigen» fielen dem Hakenkreuz zu Tausenden zum Opfer. Sittengeschichtlich bemerkenswert ist beim Studium der faschistischen Eskalation immer wieder die Tatsache, dass sich der privatnationale, in Italien und in Deutschland anfangs nur innenpolitisch spürbare Sadismus der Gewaltherrscher fast ungehindert auch auf nazifremden Territorien austoben konnte. Warum krochen alle ausser dem Kaiser von Abessinien zu Kreuze?

Zu den Haupt-Rechtfertigungen der Nazis für ihre Verbrechen in Polen gehört der sogenannte «Bromberger Blutsonntag».

Der folgende Bericht der Amerikanerin Fräulein Baker Beall erschien in der Juni-Nummer 1940 von «The Nineteenth Century and After».

«An diesem Tage fielen viele Bomben und ich musste auf dem Heimweg mehrere Male Schutz



– um Juden zu verschonen

suchen. Um 2 Uhr nachmittags ging ich in das Haus von Bekannten in der Hauptstrasse und kurz darauf hörte ich eine polnische Artillerie-Einheit daran vorbeifahren. Eine Batterie deckte deren Rückzug und beeilte sich dabei nicht sehr, sondern ging immer wieder in Stellung, um die nachdrängenden Deutschen aufzuhalten. Als sie ein von Deutschen bewohntes Haus auf der anderen Strassenseite passierten, krachte eine Salve aus den Fenstern. Der Offizier liess halten, ein Geschütz auf das Haus richten und feuern, worauf das Feuer aufhörte und die Batterie sich geordnet weiter zurückziehen konnte. Hierauf nahmen Landwehrmänner alle Deutschen fest und erschossen die, die sie mit Waffen in der Hand antrafen.

Unterdessen kam ein Mitglied der Familie, bei der ich Schutz suchte, und berichtete, dass von den Türmen der Jesuitenkirche auf die Gläubigen geschossen worden war, die aus dem Gottesdienst kamen und dass auch hier Verhaftungen vorgenommen und die Leute erschossen wurden, die man bewaffnet antraf.

Deutsche Berichte sprachen später von wilden Strassenkämpfen in der Gegend, in der ich mich

befand. In der fraglichen Zeit stand ich in der offenen Tür des Hauses, in dem ich Schutz suchte. Am anderen Ende der Strasse sah ich ein altes Ehepaar einen Hund ausführen und ein Stück weiter polnische Soldaten, die in Schützenreihe längs der Hauswände zurückgingen, um bei neuen Bombenangriffen schnell Deckung zu finden. Später erfuhr ich, dass sich die «Volksdeutschen» verrechnet hatten: Man hatte ihnen versprochen, die Deutschen würden Bromberg am 3. nehmen, doch dauerte es bis zum Nachmittag des 5. bis sie erschienen. Deshalb also hatten sie schon am Sonntag alle scheinbare Mässigung fallen lassen.

... Am Abend des 4. hiess es, die Deutschen wären in der Stadt. Ich lief nach Hause, und nahe der Stelle, wo man mich am Sonntag schon beschossen hatte, sah ich einen jungen Luftschutzwart, den man in den Kopf geschossen hatte, obwohl er unbewaffnet war. Ich ging zur Rote-Kreuz-Ambulanz, wo ein Krankenträger im Sterben lag. Er war von einer Handgranate verwundet worden, einer Waffe, von der die «Volksdeutschen» unglaubliche Mengen zu haben schienen.

... Als ich nach Hause kam, hörte ich, dass die Luftschutzwarte des Gebäudes, ein junger Mann und seine Frau, niedergeschossen wurden, der Mann durch das Fenster und die Frau beim Verlassen des Hauses, als sie ein Nachbargebäude löschen wollte. Der Mann starb nach zwei Tagen, die Frau wurde für ihr Leben verkrüppelt.

Vom nächsten Tag ab war das Leben ein Alptraum. Die Deutschen starteten ihre «Blutsonntags-Legende», und die beinahe ersten Opfer dieser Propaganda waren eine Anzahl von Pfadfindern, Kinder zwischen zwölf und sechzehn Jahren, die man auf dem Marktplatz an die Wand stellte und erschoss. Ein Grund wurde nicht angegeben, aber ein Priester, der ihnen die Sterbesakramente reichen wollte, wurde gleichfalls erschossen. Vierunddreissig führende Industrielle



Ein ukrainischer Bauer wird gehenkt

und Kaufleute der Stadt und viele der prominentesten Bürger wurden auf dem Marktplatz zusammengetrieben, wo schon Maschinengewehre standen, und ebenfalls erschossen. Unter ihnen war ein Mann, der zu krank war, um sich mit Geschäften oder Politik zu beschäftigen. Er fiel vor Schwäche nieder, bevor man ihn erschiessen konnte. Man schlug ihn und zwang ihn wieder auf die Füsse. Ebenso war darunter der siebzehnjährige Sohn eines im Vorjahr verstorbenen Arztes, der von Polen wie Deutschen gleichermassen verehrt wurde.

... Es wurde verbreitet, hunderte verstümmelter Körper von Deutschen seien in den Wäldern gefunden worden, mit ausgestochenen Augen und herausgerissenen Zungen, und Fotos davon wurden ausländischen Presseleuten übergeben.

Es stimmte völlig, dass hunderte verstümmelter Leichen dort lagen, aber sie waren Polen, überwiegend Frauen und Kinder, die vor den deutschen Bomben geflüchtet waren. Natürlich waren auch Deutsche darunter, aber nicht Polen hatten

sie ermordet, sondern ihre eigenen Flugzeuge, die auf jeden schossen, der sich auf der Strasse bewegte. Es fiel auch auf, dass die Namen dieser Bombenopfer sechs bis acht Mal in den deutschen Verlust-Listen erschienen, wohl um sie länger aussehen zu lassen.

Sofort begann auch die Plünderung der Stadt. Schon am 6. September suchten Offiziere und ihr Anhang die Läden heim, wählten sich aus, was sie wollten und sagten den Inhabern, sie kassierten Reparationen für den von Polen begonnenen Krieg.

Später wurden alle polnischen Läden überhaupt geschlossen und die Waren von den «Jungdeutschen» auf Lastautos verladen, die nach Deutschland fuhren. «Treuhand» übernahmen die Geschäfte, ohne dass ein Pfennig gezahlt wurde, ebenso die polnischen Wohnhäuser. Als neue Waren kamen, durfte nichts an Polen verkauft werden.

Die besser gestellten polnischen Bürger und die Intellektuellen kamen in ein Internierungslager, wo die Bedingungen so waren, dass der deutsche Leiter des Gesundheitsamtes, ein achtzigjähriger

«Sanitätsrat», warnte, die Cholera mache keine Unterschiede zwischen Deutschen und Polen. Er wurde gemassregelt, weil man ihm vorwarf, die Polen damit beschützen zu wollen.» An dem nachfolgenden Bericht aus den Erinnerungen des Natan Selechower sind zwei Dinge bezeichnend und interessant. Einmal schildert er sehr unmittelbar die grausamen Methoden, derer sich die deutsche Wehrmacht bediente, um Sklaven für die niedrige Mordarbeit einzufangen. Andererseits verdient die Beobachtung des Berichterstatters alle Aufmerksamkeit, die er mit den Worten «Menschenkörper in Offiziersuniformen» festhält.

«Einmal hielt mich ein deutscher Soldat an. Er fischte mich aus einer belebten Strasse heraus und führte mich in eine Seitenstrasse, wo um einen Lastkraftwagen herum schon ungefähr vierzig Personen standen. Man schob uns unter die Wagenplane, und wir fuhren ab. Nur wenige von den Tausenden Passanten hatten die Razzia bemerkt. Man brachte uns in die Wiejska-Strasse. Dort, irgendwo in der Umgegend des Landtagsgebäudes, befahl man uns, einen Graben mit einer Fläche von ungefähr neun Quadratmetern, ungefähr anderthalb Meter tief, zu schaufeln. Die Arbeit im harten, testgestampften Kies war ziemlich schwierig, da die Arbeitenden wenig Übung besaßen. Aber die Kolbenhiebe gaben sehr schnell unseren Bewegungen mehr Gewandtheit, so dass wir binnen erstaunlich kurzer Zeit fertig waren. Dann trieb man uns ins Auto zurück. Unter der Plane sitzend, warteten wir auf unsere Rückkehr ins Ghetto, zufrieden, dass wir die Arbeit so schnell hinter uns hatten. Das Auto aber stand weiter, und die Stimmen unserer Wachleute zeugten nicht davon, dass wir bald abfahren würden. Plötzlich krachte in der Nähe eine Gewehrsalve, fast neben dem Auto; uns erstarrte das Blut in den Adern. Jemand riss von aussen die Plane



hoch und brüllte: «Rrraus! Schnell!» Wir sprangen wie toll hinaus und rannten in der angewiesenen Richtung. Plötzlich taumelte ich – das Entsetzen blendete meine Augen einen Moment lang. – «Schaufeln!» Das unmenschliche Gebrüll der Deutschen und ein Schlag mit dem Kolben in meinen Rücken gab mir das Bewusstsein wieder. Ich ergriff den Spaten, ohne die Augen von der von uns ausgegrabenen Grube abwenden zu können. Sie war voller Menschenkörper in Offiziersuniformen, blutbespritzter, aber lebendiger Körper, die sich in Todeskrämpfen wanden, stöhnten, heulten und um Hilfe schrien. Wieder fühlte ich im Rücken einen Schlag mit dem Gewehrkolben. Ich warf ein bisschen Erde

hin, sacht, um keinen noch Lebenden zuzuschütten. Ein Fusstritt gab mir vollends die Besinnung zurück. Ich sah, wie die Erde die Liegenden bedeckte und zu einem Berg anwuchs. Alle schaufelten angestrengt. Ich mit ihnen, um so schnell wie möglich den mich befallenden Wahnsinn zu betäuben, der beim Anblick der Grube zu mir aufstieg, mir die Bewegungen lähmte und mir eine bisher unbekannte Wahrheit gegen den Kopf schleuderte.

Viele Tage und Nächte lang verfolgte mich die Erinnerung an dieses lebendige Grab in der Wiejska-Strasse, mir Schlaf und Appetit raubend. Ich war nicht imstande, davon zu sprechen,

denn ich sah nur lebende Hände, die sich vergebens vor der herabfallenden Erde wehrten, offene Lippen, die verzerrte Laute hervorbrachten – und Augen!, lebendig zugeschüttete Augen, die mich auch heute noch verfolgen.» In seinem Buch «Geißel der Menschheit» stellt Russel dar, welche Wahnideen den Hintergrund zu solchen Greueln bildeten. Sie waren die konsequente Fortsetzung der Erziehung in der Hitlerjugend. Überheblichkeit und Grausamkeit sind ihre Kennzeichen. Das folgende Zitat bezieht sich auf den deutschen Generalfeldmarschall von Manstein, also auf einen prominenten Vertreter der deutschen militärischen Führung.

«Im Jahre 1941 erliess von Manstein als Anhang

zu einem seiner Operationsbefehle eine Direktive für das «Verhalten der Truppe im Osten». Darin wurde darauf gedrungen, rücksichtslose Massnahmen gegen «bolschewistische Hetzer, Freischärler, Saboteure und Juden» zu ergreifen. In der deutschen Armee gab es sogar Kurse, in denen Rücksichtslosigkeit gegenüber der Bevölkerung der besetzten Gebiete gelehrt wurde. Ein Gefreiter des Sonderbataillons «Altenberg», das aktiv an den Greueln der deutschen Truppen in der Stadt und dem Gebiet Charkow beteiligt war, berichtete, dass er als Teilnehmer eines solchen Lehrganges Vorträge von höheren Offizieren der Geheimen Feldpolizei gehört hatte, die erklärten, das russische Volk bestehe aus Untermenschen; es müsse in seiner Mehrheit vernichtet werden,

und alle, die geschont würden, sollten von den Deutschen als Sklaven benutzt werden. «Diese Instruktion», fuhr der Soldat fort, «stand im Einklang mit der Politik der deutschen Regierung gegenüber den Völkern der besetzten Gebiete und wurde, das muss zugegeben werden, von jedem Wehrmichtsangehörigen, auch von mir selbst, in die Praxis umgesetzt.»

Es gab auch eine besondere Schulung für diejenigen, die dazu ausersehen waren, die Todesmaschinerie in den Vernichtungslagern zu beaufsichtigen. So wurden in einem Lager nach den Aussagen eines Russen namens Manusewitsch während seiner dortigen Haftzeit zehntägige

Sonderkurse für Leichenverbrennung abgehalten. Die Teilnehmer waren gewöhnlich Offiziere und Oberfeldwebel. Chefinstrukteur war ein Oberst Schallok, der über grosse Erfahrungen auf diesem Gebiet verfügte. Dort, wo die Leichen verbrannt wurden, erläuterte er das Verfahren und erklärte auch die Aufstellung einer Knochenmahlmaschine.

Man benutzte sogar russische Kinder als lebende Ziele für die Schiessübungen der Hitlerjugend. Eine Französin namens Ida Vasso, die während der deutschen Besetzung in Lwow ein Altersheim für Franzosen leitete, erklärte, sie habe das selbst gesehen, und ihre Aussage wurde durch

gründliche Nachforschungen bestätigt. Die betreffende Untersuchungskommission erklärte in dem Bericht über ihre Ermittlungen, dass die Deutschen in Lwow «weder Männer, Frauen noch Kinder schonten. Die Erwachsenen wurden einfach an Ort und Stelle getötet, und die Kinder stellte man der Hitlerjugend zu Zielübungen zur Verfügung».

Diesen Tatsachen gegenüber wirkt es wie Hohn, was der in Soldatenkreisen wohlbekannte «Reibert» dem deutschen Landser für sein Verhalten mit auf den Weg gab. Nur einige Passagen seien zitiert aus dieser «heuchlerischen Gebrauchsanweisung».

Soldatenpflichten nach dem Kriegsrecht

Die Gesetze und Gebräuche des Krieges sind durch verschiedene internationale Abmachungen geregelt. Nach ihnen ist zu beachten:

Die Ausübung von Feindseligkeiten ist nur den bewaffneten Streitkräften der Kriegführenden untereinander gestattet. Zur bewaffneten Macht gehören alle organisierten Streitkräfte eines Staates soweit sie:

1. einen **verantwortlichen Führer** haben,
2. ein **bestimmtes Abzeichen** tragen, das aus der Ferne erkennbar ist,
3. **die Waffen offen führen,**
4. **Gesetze und Gebräuche des Krieges** beachten.

Alle anderen Personen gehören nicht zur bewaffneten Macht. Eine Ausnahme bildet die sogenannte Levée en masse (=Landsturm), d.h. wenn die Bevölkerung beim Herannahen des Feindes zu dessen Bekämpfung zu den Waffen greift und die Bedingungen unter 3 und 4 erfüllt. Die Organisation und Bewaffnung müssen aber beendet sein, bevor der Feind eingedrungen ist. Ist das Gebiet besetzt, und Bürger beteiligen sich an kriegerischen Handlungen, so verfallen sie dem Standrecht.

Es gilt der Grundsatz, dass dem Feinde nicht

mehr Leid zuzufügen ist, als zur Erreichung des militärischen Zweckes erforderlich ist. **Verboten** ist:

1. Verwendung von Gift und vergifteten Waffen.
2. Meuchelmord.
3. Tötung und Verwundung von Gefangenen.
4. Verweigerung von Pardon.
5. Geschosse oder Waffen, die unnötige Leiden verursachen, z.B. Dumdum-Geschosse.
6. Missbrauch der Parlamentärflagge (auch der Nationalflagge), der militärischen Abzeichen, der Uniform des Feindes und des Abzeichens des Roten Kreuzes (doch Vorsicht bei Kriegeslist!).
7. Willkürliche Zerstörung oder Wegnahme feindlichen Eigentums.
8. Pressung feindlicher Staatsangehöriger zum Kampf gegen ihr eigenes Land (z.B. Deutsche in der französischen Fremdenlegion).

Nicht verboten ist die Anwendung von Kriegeslisten. Sie sollen sich in den Grenzen der militärischen Ehre halten.

Als Spion gilt, wer heimlich oder unter falschem Vorwand im Gebiet eines Kriegführenden Nachrichten für die Gegenpartei einzieht oder einzuziehen versucht. Angehörige der bewaffneten Macht mit Abzeichen und Personen, die offenen Auftrag ausführen, sowie Flieger sind keine Spione. **Parlamentäre** sind Bevollmächtigte, die mit der anderen Partei in Unterhandlungen treten und sich mit der weissen Flagge zeigen. Sie und ihre Begleiter haben Anspruch auf Unverletzlichkeit, wenn sie schriftliche Vollmacht zeigen. Der mit ihnen zusammentreffende Soldat veranlasst sie zum Ablegen der Waffen (Vorsicht bei Missbrauch!), zum Verbinden der Augen, und bringt sie, wenn es sein Dienst gestattet, zum nächsten Vorgesetzten. Sonst behält er sie bei sich, bis er sie an einen Vorgesetzten abliefern kann.



Hitlers Siegestanz im Wald von Compiègne nach der Kapitulation der Franzosen

Gefangene sind mit Menschlichkeit zu behandeln. Ihr persönliches Eigentum bleibt bei ihnen. Ein Zwang, um Nachrichten von ihnen zu erhalten, darf nicht auf sie ausgeübt werden. Jedoch ist der Gefangene verpflichtet, auf Befragen Name und Dienstgrad anzugeben.

Kranke und Verwundete – ohne Unterschied der Parteizugehörigkeit – sollen geachtet und gepflegt werden (selbstverständlich nur, soweit es die sonstigen Pflichten des Soldaten zulassen).

Das Sanitätspersonal, das an weisser Armbinde mit rotem Kreuz kenntlich ist, soll von beiden Parteien geachtet und geschützt werden.

Franktireurs sind Privatpersonen, die feindliche Handlungen begehen, ohne die Voraussetzung

der Levée en masse erfüllt zu haben. Soweit gegen sie nicht Abwehr gegeben ist, verfallen sie dem Standrecht.

Verhalten bei mobiler Verwendung. Im Felde darf der Soldat niemals vergessen, dass der Krieg nicht gegen die friedliche Zivilbevölkerung geführt wird. Das Leben der Bürger, ihr Privateigentum, die Ehre und Rechte der Familie, ihre religiösen Handlungen usw. sind zu achten. Eigenmächtiges Beutemachen, Plündern, Mord, Erpressung, Körperverletzung, Notzucht, boshafte oder mutwillige Beschädigung oder Vernichtung fremder Sachen und sonstige Straftaten werden mit den schwersten Strafen belegt. Ein solches Verhalten ist eines deutschen Soldaten unwürdig. **Vorbildlich war das Verhalten unserer Solda-**

ten im letzten Kriege. – Wo sich allerdings bei der Bevölkerung des feindlichen Landes bewaffneter Widerstand, Verrat und feindselige Gesinnung zeigen, muss selbstverständlich zum Schutz der eigenen Sicherheit rücksichtslos durchgegriffen werden.

Dem gefangenen (gefallenen) oder verwundeten Feinde nimmt man die Waffen (Munition!) ab und, soweit Zeit und Gelegenheit es erlauben, auch Karten, Skizzen, photographische Aufnahmen, die sich auf Angelegenheiten des Krieges beziehen, und reicht diese Gegenstände sofort an den nächsten Vorgesetzten weiter. Gefallene oder Gefangene zu berauben, ist für einen deutschen Soldaten undenkbar.

Kommt der Soldat bei Sonderaufträgen oder Gefechtshandlungen von der Truppe ab, so meldet man sich bei der nächstbesten und bittet um Auskunft. Kann solche über den Verbleib der eigenen Truppe nicht gegeben werden, so bleibt er zunächst bei dieser Truppe, falls weiteres Suchen zwecklos ist, und versucht später zurückzukehren.

Selbstverständlich werden auch im Felde die militärischen Formen gewahrt. Gerade hier zeigt sich der Erfolg der Erziehung und Ausbildung. Zum Überfluss sollen noch die «10 Gebote für die Kriegsführung des deutschen Soldaten» erwähnt werden, die im Allgemeinen jedem Soldbuch beigelegt wurden.

1. Der deutsche Soldat kämpft ritterlich für den Sieg seines Volkes. Grausamkeiten und nutzlose Zerstörungen sind seiner unwürdig.
2. Der Kämpfer muss uniformiert oder mit einem besonders eingeführten, weithin sichtbaren Abzeichen versehen sein. Kämpfen in Zivilkleidung ohne ein solches Abzeichen ist verboten.
3. Es darf kein Gegner getötet werden, der sich ergibt, auch nicht Freischärler und der Spion. Diese erhalten ihre gerechte Strafe durch die Gerichte.

4. Kriegsgefangene dürfen nicht misshandelt oder beleidigt werden. Waffen, Pläne und Aufzeichnungen sind abzunehmen. Von ihrer Habe darf sonst nichts weggenommen werden.
5. Dumdumgeschosse sind verboten. Geschosse dürfen auch nicht in solche umgestaltet werden.
6. Das Rote Kreuz ist unverletzlich. Verwundete Gegner sind menschlich zu behandeln. Sanitätspersonal und Feldgeistliche dürfen in ihrer ärztlichen bzw. seelsorgerischen Tätigkeit nicht gehindert werden.
7. Die Zivilbevölkerung ist unverletzlich. Der Soldat darf nicht plündern oder mutwillig zerstören. Geschichtliche Denkmäler und Gebäude, die dem Gottesdienst, der Kunst, Wissenschaft oder der Wohltätigkeit dienen, sind besonders zu achten. Natural- und Dienstleistungen von der Bevölkerung dürfen nur auf Befehl von Vorgesetzten gegen Entschädigung beansprucht werden.

Die unfassbare Lüge solcher «Gebrauchsanweisungen» beweist, dass sich der Faschismus mit bewusstem Zynismus die sogenannten Soldatentugenden unter den Nagel zu reißen wusste. Wie die deutsche Kriegsführung im Osten tatsächlich aussah, ergibt sich aus den Mitteilungen über ihr Ausrottungsprogramm, die sich in Robert M. W. Kempners Dokumentation «SS im Kreuzverhör» finden.

«Auf Grund dieses Programmes waren Ärzte, falls sie in den Kriegsgefangenenlagern gefunden wurden, entweder weil sie ‚russische Intelligenz‘ oder weil sie Juden waren, dem Tode verfallen. Am 29. Oktober 1941 erachtete es Heydrich jedoch für notwendig, folgende Anordnung zu erlassen:

‚Wegen des bestehenden Mangels an Ärzten und Sanitätspersonal in den Lagern sind diese, auch wenn es sich um Juden handelt, ausser in ganz besonders begründeten Fällen, von der Ausson-

derung auszunehmen und in den Gefangenenlagern zu belassen' (NO-3422).

Eine andere Stelle in diesem Befehl Heydrichs demonstriert anschaulich, wie weit das Reich ganz offiziell in der Missachtung der grundlegendsten Regeln des Völkerrechts und der Menschlichkeit ging: ‚Die Chefs der Einsatzgruppen entscheiden über die Exekutionsvorschläge in eigener Verantwortlichkeit und erteilen den Sonderkommandos entsprechende Weisungen' (NO-3422).

Es ist ganz offenbar, dass alle an diesem Programm Beteiligten sich seiner Ungesetzlichkeit vollkommen bewusst waren: ‚Eine schriftliche – auch auszugsweise – Weitergabe dieses Befehls hat zu unterbleiben. Die Bekanntgabe an die Kriegsgefangenen – Bezirkskommandanten und Kommandanten der Dulag hat mündlich zu erfolgen' (NO-3422).

Zum Lobe eines vereinzelt Offiziers muss gesagt werden, dass er dieser schamlosen und entwürdigenden Missachtung der Kriegsgebräuche widersprach. In einem Bericht finden wir:

‚Als besonders krasses Beispiel ist das Verhalten eines Lagerkommandanten in Winniza zu erwähnen, der die durch seinen Vertreter erfolgte Überstellung von 362 jüdischen Kriegsgefangenen restlos missbilligte, und sogar gegen diesen sowie zwei weitere Offiziere ein kriegsgerichtliches Verfahren eingeleitet hatte.' Generalfeldmarschall von Reichenau, der Kommandeur der 6. Armee, war jedoch nicht so ritterlich wie der erwähnte Offizier. Die Meldung fährt fort;

‚Generalfeldmarschall von Reichenau hat nämlich unter dem 10. Oktober 1941 einen Befehl herausgegeben, der eindeutig festlegt, dass der russische Soldat grundsätzlich als ein Vertreter des Bolschewismus anzusehen und dementsprechend auch von der Wehrmacht zu behandeln ist.'



Geschleift

Vielleicht der Tiefpunkt an Herzlosigkeit und Feigheit wurde von diesen Mördergruppen erreicht, als eines der Kommandos wehrlose verwundete Kriegsgefangene in brutaler Weise umbrachte. Die Einsatzgruppe C erklärte in einer Meldung (vom November 1941) über eine vom Sonderkommando 4a vorgenommene Hinrichtung:

‚. . . waren in erster Linie Juden, und hier wieder ein grosser Teil von durch die Wehrmacht überstellten jüdischen Kriegsgefangenen. In Borispol wurden auf Anordnung des Kommandanten der dortigen Kriegsgefangenenlager durch einen Zug des Sonderkommandos 4a am 14.10.41 752 und am 18.10.41 357 jüdische Kriegsgefangene, darunter einige Kommissare und 78 vom Lagerarzt übergebene jüdische Verwundete erschossen.'

Es wäre natürlich ein Irrtum, zu glauben, nur in Russland habe der Krieg derartig grauenhafte Verbrechen gezeitigt. Das Bild, vielleicht bei manchen Fronttruppenteilen ein wenig ritterlicher und menschlicher,

Bomben auf
eine Stadt





«Vergeltung»

war nach der Besitzergreifung eines Landes im Machtbereich der Nazis überall das gleiche. Vollends wo den Eroberern später Gefahr und Rückschlag drohte, kannte die Brutalität keine Grenzen. Reinhard Henkys berichtet in «Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen» aus dem unterworfenen Jugoslawien.

«In Serbien gelang es der deutschen Besatzung nie, sich das Land völlig zu unterwerfen. Ständige Partisanenkämpfe führten zu besonders grausamer Behandlung der Bevölkerung. Auf militärischen Befehl wurden gegen jedes Kriegsgesetz massenweise Geiseln erschossen. So mussten etwa als Vergeltungsmassnahme für den Versuch, ein deutsches Militärfahrzeug zu verbrennen, 122 Kommunisten und Jüdische Intel-

lektuelle' ihr Leben lassen. Die serbischen Juden und Zigeuner waren bevorzugte Opfer.

Der Gesandte Benzler bemühte sich um die ‚Lösung der Judenfrage‘ und versuchte, unterstützt von Legationsrat Veessenmayer, dem späteren Reichsbevollmächtigten in Ungarn, Stimmung für die Deportation von 8'000 männlichen Juden zu machen. Rademacher und Luther nahmen deswegen Kontakt mit dem RSHA auf. In Beratung mit Eichmann kam man zu dem Schluss, eifrige Geislerschiessungen würden Deportationen überflüssig machen. Tatsächlich sind aus Serbien weder Juden noch Zigeuner deportiert worden. Alle wurden im Lande ermordet, und zwar vorwiegend unter militärischer Regie. Juden und Zigeuner wurden in Lagern konzentriert: im Ghetto Belgrad, in Sabac und in Semlin (Zamum).

Am 2.10.1941 töteten jugoslawische Partisanen 22 deutsche Soldaten. Daraufhin liess General Böhme 2'100 jüdische beziehungsweise zigeunerische Insassen der Lager Belgrad und Sabac erschliessen. Wenige Tage darauf ordnete er die ‚schlagartige‘ Verhaftung aller Kommunisten, Juden und sonstiger als politisch unzuverlässig geltender Einwohner an. Sie dienten als Geislereserve, und zwar sollten von ihnen für jeden getöteten deutschen Soldaten oder Volksdeutschen hundert, für jeden verwundeten fünfzig erschossen werden. Und so geschah es. Die Erschiessungskommandos hatten die Wehrmachteinheiten zu stellen, vornehmlich die Einheiten, die im Partisanenkampf Leute verloren hatten. Offenbar hatte der General das Bedürfnis, seine Abschlachtungen etwas von den Blutorgien der SD-Einsatzkommandos in Russland abzuheben. Deshalb ordnete er an, dass nur Männer, und diese nach bestimmten Regeln, erschossen werden sollten. Dass die Partisanen und Attentäter Serben waren, die dafür ermordeten Opfer aber Juden und Zigeuner, kümmerte ihn wenig. Die

Erschiessungsprozedur hat Gruppenführer Harald Dr. Turner, unter Böhme Chef der Militärverwaltung in Serbien, in einem Brief detailliert beschrieben. Unter den zahlreichen in Nürnberg vorgelegten Dokumenten ist auch ein ‚Bericht über das Erschiessen von Juden und Zigeunern‘ erhalten geblieben, in dem ein Oberleutnant Walther seiner Infanteriedivision seine einschlägigen Erfahrungen mitteilt. Als Extrakt seiner Erfahrungen schreibt er am Schluss: ‚Das Erschiessen der Juden ist einfacher als das der Zigeuner. Man muss zugeben, dass die Juden sehr gefasst in den Tod gehen – sie stehen ruhig –, während die Zigeuner heulen, schreien und sich dauernd bewegen, wenn sie schon auf dem Erschiessungsplatz stehen. Einige sprangen sogar vor der Salve in die Grube und versuchten, sich tot zu stellen. Anfangs waren meine Soldaten nicht beeindruckt. Am 2. Tage jedoch machte sich schon bemerkbar, dass der eine oder andere nicht die Nerven besitzt, auf längere Zeit die Erschiessungen durchzuführen. Mein persönlicher Eindruck ist, dass man während der Erschiessung keine seelischen Hemmungen bekommt. Diese stellen sich jedoch ein, wenn man nach Tagen abends in Ruhe darüber nachdenkt/

Weil die Wehrmacht nur Männer erschoss, mussten sich die Diplomaten und die SS-Leute Gedanken darüber machen, was mit den Frauen der Ermordeten geschehen sollte. Benzler, Turner, Fuchs und der mehrfach aus Berlin nach Belgrad gereiste Rademacher berieten darüber. Das Ergebnis war, dass das RSHA Gaswagen ins Lager Semlin schickte, wohin die Wehrmacht die Frauen und Kinder der Ermordeten brachte. Die Fahrer der grossen, grauen Wagen waren freundlich, wie eine der ganz wenigen Überlebenden berichtete. Sie gaben den Kindern Süßigkeiten und erzählten ihnen, sie kämen in ein schöneres Lager. Die Zurückbleibenden fragten sich, wohin



– über Leichen

die merkwürdigen Wagen ihre Leidensgenossen brächten. Es wurde verabredet, dass die Weggeschafften am Ende ihrer Reise mit Kreide ein Zeichen auf das Auto machen sollten, das Auskunft über den Ort gäbe. Tag für Tag, wenn die Autos wieder ins Lager kamen, suchten Blicke sie nach irgendeinem Kreidezeichen ab, aber nie war eins zu sehen ...

Im Juni 1941 hatten die Gaswagen die letzten serbischen Juden an ihr Ziel gebracht. BdS Schäfer konnte auf ihre weiteren Dienste verzichten und sie nach Russland schicken.»

«Heute wissen wir etwas, was weder der Nürnberger Gerichtshof noch das italienische Militärgericht im Jahr 1957 gewusst haben: Martin Bor-

mann, als Leiter der Parteikanzlei Hitlers rechte Hand, hatte in einer ‚Geheimen Reichssache‘ befohlen, dass alle italienischen Kriegsgefangenen sofort zu erschiessen seien als Vergeltung dafür, dass sie die Kapitulation verweigert hatten.« So schreibt Simon Wiesenthal 1967 in «Die Mörder leben» als Kommentar zu seiner Darstellung einer Tragödie, die sich im Spätsommer 1943 auf der griechischen Insel Kephallenia abgespielt hat. Der Vorgang wird bei Wiesenthal als «eines der schlimmsten Verbrechen» in unserem Jahrhundert, begangen von deutschen Offizieren und Soldaten, bezeichnet.

«Kephallenia ist die grösste der Ionischen Inseln; zwischen ihr und der Westküste von Griechenland liegt der Golf von Patras. Eine fünf Kilometer breite Meerenge trennt Kephallenia von Ithaka, der kleinen von Homer besungenen Insel. Der Boden von Kephallenia ist weithin unbebaut, bedeckt vom immergrünen Gesträuch der Macchia und von Beständen der Fichtenart *Abies cephalonia*. Die kahlen Berge im Innern der Insel erreichen eine Höhe von knapp tausend Metern. Entlang der Küste zieht sich ein schmaler Streifen bebauten Landes mit Hainen von Ölbäumen und Weingärten und Korinthepflanzungen.

Im Sommer 1943, während der letzten Wochen des deutsch-italienischen Bündnisses, hatte die Division ‚Acqui‘ – etwa zehntausend Mann unter dem Befehl von General Gandin – Stellungen auf Kephallenia besetzt. Ein kleines deutsches Verbindungskommando, bestehend aus Einheiten von Wehrmacht und Kriegsmarine, war auf der Halbinsel Palis am Ostende der Insel stationiert. Im August 1943 war das Zahlenverhältnis zwischen deutschen und italienischen Truppen auf Kephallenia wie 1 zu 6. Am 8. September 1943 kapitulierte Italien vor den anglo-amerikanischen Alliierten. Nach Unterzeichnung des Waffenstillstandes durch Marschall Badoglio erhielt General Gandin über Funk vom Hauptquartier der

11. italienischen Armee folgenden Befehl: ‚Halten Sie Ihre Stellungen. Sollten die Deutschen Gewalt anwenden, so machen Sie von Ihren Waffen Gebrauch.‘ Am 9. September – alle Einheiten der Division ‚Acqui‘ lagen in Alarmbereitschaft – erhielt General Gandin einen weiteren Funkpruch, mit dem der Befehl vom Tag zuvor widerrufen wurde; er habe alle Waffen den Deutschen auszuliefern. Gandin hielt sich nicht an den neuen Befehl, weil er ihn für eine Fälschung ansah, sondern wandte sich über Funk an das italienische Oberkommando um weitere Befehle. Am Morgen des 10. September 1943 erschienen zwei Offiziere des deutschen Wehrmachtbefehlshabers Südost, Oberstleutnant Hans Barge und Leutnant Franz Fauth, in Gandins Hauptquartier und verlangten die Auslieferung aller Waffen, wie am Tag vorher befohlen. Gandin erklärte, er habe Anlass, die Echtheit des zweiten Befehls zu bezweifeln, und ersuchte um Bedenkzeit. Er berief seine Offiziere zu einer Lagebesprechung und zog das 3. Bataillon des Regiments 317 aus seiner vorgeschobenen Stellung bei Cardacata zurück, ‚um allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen‘. Gleichzeitig liefen Meldungen ein über Landungen deutscher Truppen. Die italienischen Soldaten wurden sich des Ernstes ihrer Lage bewusst.

Genau um 9 Uhr morgens am 11. September erschienen die beiden deutschen Unterhändler abermals in General Gandins Stabsquartier und überreichten ihm ein Ultimatum: Bis 19 Uhr des gleichen Tages habe er die deutschen Forderungen zu erfüllen. Die Stimmung der Italiener wurde daraufhin offen feindselig. Am späten Vormittag versuchten deutsche Soldaten, ein italienisches Panzerfahrzeug wegzunehmen; sie wurden zurückgetrieben. Die Lage wurde von Stunde zu Stunde kritischer. Um 15 Uhr hielt General Gandin eine weitere Lagebesprechung. Die Feldgeistlichen der Division redeten einer friedli-

chen Kapitulation das Wort. General Gandin verhandelte nochmals mit den beiden deutschen Offizieren, schob aber seine endgültige Entscheidung bis zum Eingehen eines Befehls vom Oberkommando auf. Inzwischen landeten immer mehr deutsche Truppen auf der Insel. Das Kräfteverhältnis zwischen Deutschen und Italienern war nun bereits 1 zu 3.

Am 12. September meldeten einige italienische Artilleristen, die von der nahen kleinen Insel St. Maura entkommen waren, dass man alle Italiener, die kapituliert hatten, in ein Gefangenenlager geschafft habe. Auf Kephallenia wuchs die Unruhe; Schüsse wurden gewechselt. Die Erregung der italienischen Soldaten wuchs, als die Deutschen zwei Batterien, eine Carabinieri-Wache und die Zollstation von Argostolin besetzten. Oberstleutnant Barge forderte immer dringender die Kapitulation der Italiener. Eine Besprechung der Truppenkommandeure im Divisionsgefechtsstand führte zu dem Entschluss, die Forderung zurückzuweisen. Eine Übergabe der Waffen werde keinesfalls erfolgen, und im Falle der Verletzung des Status quo durch die Deutschen werde man Gewalt mit Gewalt beantworten.

Am Morgen des 13. September beschossen die Italiener zwei deutsche Boote, die zu landen versuchten. Ein Boot sank, die Besatzung des zweiten ergab sich, fünf Deutsche waren gefallen. Um 13 Uhr teilte General Gandin seinen Truppen mit, dass noch immer Verhandlungen mit den Deutschen im Gange seien. Kurz vor Mitternacht aber rief der General seine Soldaten zu einer Abstimmung über das deutsche Ultimatum auf – eine aussergewöhnliche Massnahme, die allerdings gerechtfertigt war durch die aussergewöhnliche Situation. Die Abstimmung am nächsten Tage ergab eine einmütige Ablehnung der deutschen Forderung nach Übergabe der Waffen sowie jeder Form einer Kollaboration mit den Deutschen.



Mussolini in dem Augenblick der Wahrheit

Gleichzeitig erhielt General Gandin von der italienischen Regierung Befehl, das deutsche Ultimatum zurückzuweisen, notfalls unter Anwendung von Gewalt. Mittags gab der General den deutschen Unterhändlern Kenntnis von diesem Befehl und von dem Entschluss seiner Soldaten. Die Deutschen ersuchten daraufhin um Bedenkzeit bis zum nächsten Tag 9 Uhr früh.

Am 15. September, 9 Uhr, baten die Deutschen um einen weiteren Waffenstillstand bis 13 Uhr. Eine Stunde später erschienen die ersten Stukas über der Insel. General Gandin gab Feuerbefehl. Die Schlacht zwischen Deutschen und Italienern hatte begonnen. Die Zahl der Truppen auf beiden Seiten war nun gleich, aber die Deutschen besaßen mehr Artillerie und Unterstützung aus der Luft. Die Schlacht dauerte sechs Tage, bis zum 21. September. An diesem Tage hissten die Italiener die weisse Fahne, nachdem sie zweitausend Mann verloren hatten, und begaben sich in Kriegsgefangenschaft.»

9'000 Italiener wurden dann von den Deutschen erschossen. So stellte der Nürnberger Gerichtshof fest und verurteilte einige Generale dafür zu Gefängnisstrafen. Ein italienisches Gericht verhandelte den Fall im Jahre 1957 und verurteilte 30 weitere deutsche Offiziere «in Abwesenheit». – Zu dem, was auf Kephalaria geschah, passt nicht mehr die Formel «C' est la guerre», das war einwandfrei Mord im Auftrag der Naziclique.

Menschen im Krieg

Hat ein Krieg neben allen Finsternissen auch eine erträgliche, eine heitere, eine menschliche Seite? Um den Menschen, die in den Krieg gezwungen werden, gerecht zu werden, muss man das zugeben. Denn ein Krieg und seine ungewöhnlichen Umstände werden ja für die Beteiligten zwangsläufig zum Alltag. Seine Grausamkeiten werden gewissermassen dosiert. Neben ihnen führt der Poilu, der Landser, der GI, der Tommy ein Leben, wie er es ohne Uniform auch täte, ein Leben mit Hunger und Liebe, ein Leben mit Sehnsucht, Unruhe, Neugierde und Interessen. Krieg bedeutet für die Masse der Sklaven, die ihn praktizieren müssen, wohl ein anderes Dasein, aber nicht ein anderes Wesen, wohl andere und oft schreckliche Taten, aber nicht unbedingt eine Veränderung der psychischen Struktur.

Welch kleine Eitelkeiten und Gelüste im Soldatenleben eine Rolle spielen, davon spricht zum Beispiel die Erzählung «Mein General» von Opitz.

Er trug eine kleine Ordensschnalle und ein auf Hochglanz poliertes Kriegsverdienstkreuz 1. Klasse.

«Nanu?» staunte ich darüber. «Bist du so ein scharfer Hund?»

Der Spiess lachte. «Diesen Klimbim beziehen wir hier beim Divisionsstab direkt vom Fabrikanten. Den Doppelzentner für fünfzehn Mark.»

In der Kantine war nicht allzuviel los.

Ein paar Stabsheiferinnen lümmelten sich herum. «Schöne Zibben», sagte «Schweinebacke» und äugelte nach den Mädchen. «Die Blonde, dahinten in der Ecke, die kann ich dir sehr empfehlen», sagte er. «Ein prima Badeofen, die Kleine.»

«Ich danke», sagte ich. «Bei solchen blauäugigen Weihnachtsgänsen holt man sich ziemlich



Holländische Karikatur auf SS-Freiwillige:

«Lieber jemand totschiessen als zwanzig Jahre «Ersatz» fressen.»



Übermütige Soldatensitten

schnell die türkische Musik. Ausserdem sind sie nur wegen des Lamettas auf uns scharf.»

Selbstverständlich machte ich mich gleich mit dem Kasinobullen bekannt.

Er war eine verrückte Quasseltante und der ehemalige Chef eines verhältnismässig guten Restaurants. Wegen eines chronischen Augenleidens schob er beim Divisionsstab eine ruhige Kugel.

«Ich hole mir bei diesem Verein langsam aber sicher einen Kollaps», erklärte er mir. «Diese grossfressigen Lackaffen haben Ansprüche wie die Grafen! Diesen Kerlen passt aber auch gar nichts! Einmal ist der Rotwein zu kalt, dann ist

der Mosel zu warm oder das Fleisch zu zäh und der Salat zu bitter ...»

«Menschenskind, hör auf», sagte ich.

Aber der Kasinobulle leierte seine Litanei herunter, er liess mich nicht mehr los. «Am aller-schlimmsten sind die, denen die Weiber daheim einen Saufrass fabriziert haben», sagte er und stocherte mit einem Messer in den Zähnen. «Dagegen hat der General kaum was auszusetzen. Es geht eben nichts über eine Erziehung in einer preussischen Kadettenanstalt!»

«Das stimmt», sagte ich. «Da lernen sie Fusslappen fressen, und sie dürfen keinen Mucks dabei machen. Was sich auf ihr späteres Leben ungemün günstig aus wirkt.»



Wir redeten eine Menge Unsinn zusammen. Ein Sonderfrühstück war mir bereits so gut wie sicher, da kam der Adjutant hereingeschneit. Er war ein bemerkenswerter Mensch und ein anerkannter Weinkenner. Ein Reiter vor dem Herrn. Sein Gesicht war voller Schmissee. «Mensch, verschwinden Sie», piff er mich an. Es hörte sich an wie: Juden 'raus!

Himmel noch mal, ärgerte ich mich. Da hat uns der Krieg am Schlafittchen, und so ein lausiger Blindgänger macht sich Sorgen, dass ich ihm ein Kotelett wegfressen könnte. Eigenartige Sitten herrschten beim Divisionsstab. Grimmiger Landserhumor spricht aus dem auf den folgenden Seiten wiedergegebenen «Merkblatt für Fronturlauber», das einst eine Soldatenzeitung («Die Wolgafrent») abgedruckt hat.



Das Hakenkreuz und die Krüppel

Demjenigen, der «dabei war», fällt es nicht schwer, sich die dahinterstehende abscheuliche Lebenssituation in Erinnerung zu rufen. Den Lesern ohne eigene Kriegserfahrung lässt sich nur die nachdenkliche Lektüre dieses Textes einer lachenden Verzweiflung empfehlen.

Urlauber der Ostfront! Bedenke, dass Du in ein Land kommst, dessen faschistische Lebensverhältnisse wesentlich von denen abweichen, die Du aus der UdSSR gewöhnt bist. Es muss von Dir erwartet werden, dass Du Dich mit Geschick und Takt in die Lebensgewohnheiten der deutschen Bevölkerung einfügst und liebgewordene Gewohnheiten für einige Zeit aufgibst.

Im Einzelnen ist Folgendes zu beachten:

1. Bahnfahrt: Nicht gedankenlos in Vieh- und Güterwagen einsteigen. Die Reichsbahn hat für

die Personenbeförderung besondere Wagen. Untunlich ist es, die Sitzbänke und die Fensterscheiben gleich auszubauen und mitzunehmen. Das hat Zeit bis zur Rückfahrt.

2. Quartier: Beim Suchen einer Unterkunft empfiehlt es sich nicht, einfach in das nächste Haus zu gehen und sich auf dem Fussboden oder der Zentralheizung niederzulegen. Das Erstaunen des Wohnungsinhabers wäre verständlich. Prüfe zuerst, ob Du nicht selbst von früher her eine Wohnung besitzt.

3. Übernachtung: Die in Deutschland gebräuchlichen Öfen eignen sich nicht besonders als Schlafstätte. Die in den Schlafzimmern aufgestellten rechteckigen, weiss überzogenen Gegenstände (Betten) können dagegen bedenkenlos

zum Schlafen benutzt werden, auch wenn sie schon zur Hälfte belegt sein sollten. (In diesem Fall jedoch zuerst Personalien prüfen.) Es entspricht jedoch nicht den Anpassungsfähigkeiten eines harten Kriegers, unbedingt auf Stroh als Lagerstätte auf dem Fussboden zu bestehen.

4. Verpflegung: Unterlasse das Aufreissen von Dielen und Parkettböden. Kartoffeln werden in Deutschland an anderer Stelle aufbewahrt.

5. Speisenzubereitung: Deine Kochkunst in allen Ehren. Die Erfahrungen, die Du Dir auf diesem Gebiet in Russland erworben hast, sind umfassend. Aber verzichte darauf, Dich fortwährend in der Küche aufzuhalten und Deiner Frau in die Speisenzubereitung hineinzureden. Es könnte vorkommen, dass sie in Anerkennung Deiner kulinarischen Überlegenheit Dir für alle Zeiten die Küchenarbeit überlässt. Und die Magenspezialisten in Deutschland sind sowieso schon überlastet.

6. Heizung: Es hat keinen Wert, zum Einheizen kurzerhand das Nachbarhaus einzureissen, da die Deutschen eigenartigerweise zum Häuserbau Steine benutzen. Ausserdem wäre zu befürchten, dass die faschistische Bürokratie Schwierigkeiten macht.

7. Gesundheitspflege: In der Frühe mit dem Eimer loszusauen, um in der weiteren Umgebung Wasser zu suchen, ist sinnlos. Man lasse sich von den Eingeborenen an ihre Zimmerquelle führen. Hygienische Bedenken gegen das Wassertrinken bestehen in diesem Fall zwar nicht, doch vergiss dabei nicht, dass es sich um eine durchaus unproletarische Gewohnheit handelt. An dem übertriebenen Wasserverbrauch der Eingeborenen darf man sich nicht stören.

8. Sanitäre Anlagen: Niedrige weisse Porzellschüsseln eigenartiger Form mit Holzrand, wie sie in bestimmten Räumen deutscher Wohnungen aufgestellt sind, dienen besonderen Zwecken, die man sich am besten von der Hausfrau er-

läutern lässt. Nach Beendigung des besonderen Zwecks an der seitlich angebrachten Kette ziehen! (Nicht erschrecken, Geräusch ist harmlos!) Zum Haarewaschen und Rasieren unpraktisch.

9. Zapfenstreich: Wenn Du Deinen Schlüssel vergessen hast, dann versuche nur im Notfall, die Haustür mit einer geballten Ladung aufzuschliessen. Probiere es zunächst mit der elektrischen Klingel.

10. Beim Besuch bei Bekannten könnte es Befremden erregen, wenn Du vor dem Platznehmen Tapeten und Sofa auf Wanzen und Läuse untersuchst. Bei Deinem ersten Besuch wäre der Befund sowieso negativ.

11. Verkehr mit der Bevölkerung: Weiblich gekleidete Personen sind in Deutschland zwar nicht in allen Fällen Flintenweiber, doch bilden sie trotzdem für den Fronturlauber eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Annäherungsversuchen begegne man mit einem sturen «Nix ponjemajo».

12. Anzugvorschrift: Maschinenpistole und Handgranaten im Stiefelschaft gehören in der Heimat nicht zum Ausgehanzug.

13. Benehmen in der Öffentlichkeit: Beim Besuch von Gaststätten, Cafés und Theatern kann auf das Einigeln verzichtet werden.

14. Partisanenabwehr: Es ist nicht notwendig, jeden Zivilisten nach der Parole zu fragen und bei nicht genügender Auskunft das Feuer zu eröffnen. Bei Partisanenverdacht wende man sich an die Polizei.

15. Vorsicht bei Gesprächen: Die Annahme, dass auch die deutsche Bevölkerung nichts davon versteht, wenn sich Landser in ihrer Gegenwart in der üblichen ungezwungenen Tonart unterhalten, ist irrig. Es empfiehlt sich daher auch nicht, in dieser Annahme zu einer Dame mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt zu sagen: «Du dreckete Schlampen, Du verlauste, wann Du Dich amal wieder waschen tats, wär's auch kein



Besatzerinnen

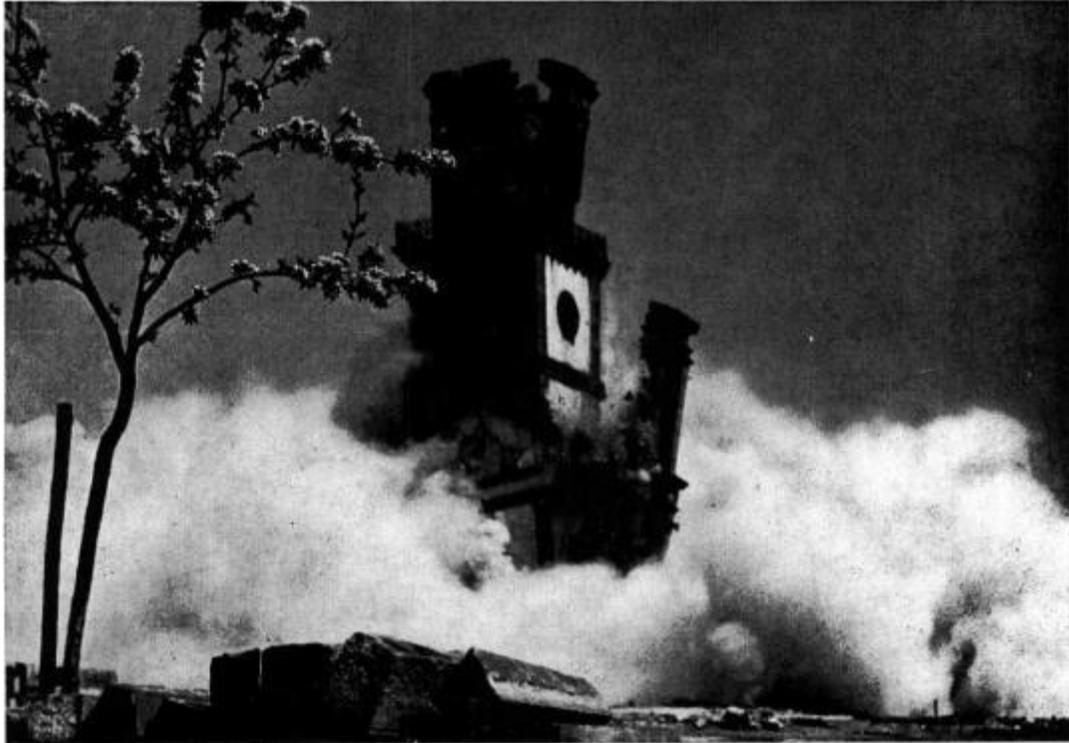
Schaden.» Es könnte verstanden und übelgenommen werden. Am besten spricht man in solchen Fällen russisch.

16. Tierschutz: Die Erfindung des Minenhundes ist geistiges Eigentum der Sowjetunion; deutsche Hunde beißen schlimmstenfalls, aber sie explodieren nicht. Das hierzulande ratsame Abschiesen jedes auftauchenden Hundes könnte in Deutschland unliebsames Aufsehen erregen und ist deshalb zu unterlassen.

17. Strafordnung: Ebenso sind feindliche Handlungen deutscher Hühner gegen die Wehrmacht (im Gegensatz zum russischen Geflügel)

bisher nicht bekannt geworden. Von der standrechtlichen Vollziehung der Todesstrafe ist daher abzusehen.

18. Warnung vor Alkoholmissbrauch: Nach der konsequenten Entziehungskur im Osten dürfte das unvermittelte Rückgreifen des Urlaubers auf seinen früheren Alkoholstandard zu katastrophalen Folgen führen. Der Urlauber erhält daher an der Grenze eine Säuglingsflasche mit Stricheinteilung ausgehändigt. Mit dem ersten Massstrich beginnend, kann er täglich um einen Strich gesteigert werden. Vor Beendigung des Urlaubs rechtzeitig wieder rückwärts trinken!



Krieg: Ein Bauwerk wird gesprengt – der Blütenbaum bleibt

19. Zahlungsverkehr: Sicherem Vernehmen nach bestehen in Deutschland ausgedehnte Möglichkeiten zum Geldausgeben. Der übliche Zahlungsverkehr ist die Barzahlung. Requisitionsscheine mit unleserlicher Feldpostnummer und Sammelschecks von «Haus Neuerburg» werden von seriösen Geschäftsleuten nur ungern in Zahlung genommen.

20. Allgemeines: Urlauber! Sei in der Heimat vorsichtig mit Deinen Schilderungen der paradiesischen Zustände in der Sowjetunion. Sonst strömen sie alle hierher, und mit unserer idyllischen Bequemlichkeit ist es aus!

Schwindel der Kriegspropaganda



Die «Times» im Spiegel der Nazipropaganda



Allerlei Humor

Links: Idylle die es nur in der Propaganda gab

Unten links: Die Soldatenbraut schäkert mit Seiner Exzellenz

Unten rechts: Der Bombenflieger erzählt





Japanische Propaganda: Während der Australier kämpft, stiehlt der Amerikaner sein Girl.



Zu Schiff nach England (*Englische Pressestimmen*) Kladderadatsch 1944



«Was heisst ‚Ich liebe dich‘ auf Englisch?»



Die Spur des Eisernen Kreuzes



Der Dschungelkämpfer – *jap. Propaganda für Australierinnen*



Nazi-Größen vor Moskau



Galgenvogel



Goebbels spricht zu den Trümmern



«An die Österreicher»

Bilder des Grauens



Der grosse Trümmerhaufen

«Was würden Sie sagen, wenn Ihre Heimatstadt das Schicksal von Charkow gehabt hätte?» Mit dieser Frage überraschte ein russischer Offizier den Bürger einer fast unversehrten Gemeinde 1945 in Thüringen. Der Bürger hatte sich bei der Kommandantur über eine gewaltsame Requirierung in seinem Geschäft beschwert. Der nachstehende Bericht schildert knapp und keineswegs erschöpfend, wie es in den eroberten Städten Russlands zugegangen ist.

«Die meisten dieser Wolkenkratzer am Derschinski-Platz hatten die Deutschen vor ihrem Abzug in Brand gesetzt; nur zwei waren noch heil.

Vor dem Krieg hatten in Charkow 900'000 Menschen gelebt. Als dann die Flüchtlinge vom Westen her in die Stadt strömten, stieg die Zahl auf 1,3 Millionen an. Als sich im Oktober 1941 die Deutschen näherten, begann die Evakuierung Charkows. Doch hatten, als die Deutschen in die Stadt kamen, dort immerhin noch rund 700'000 Menschen gelebt. Jetzt waren es nur noch 350'000. Was war mit den anderen Einwohnern geschehen?

Nach offiziellen russischen Angaben errechnet sich dieser Bevölkerungsschwund so: 120'000 Menschen, vor allem junge Leute, wurden zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschafft; 70'000 oder 80'000 verhungerten oder erfroren, vor allem im fürchterlichen Winter 1941/42; etwa 30'000, darunter 16'000 Juden (Männer, Frauen und Kinder), die in Charkow geblieben waren, wurden von den Deutschen getötet. Der Rest war auf das Land geflohen.

Ich habe versucht, die Zahlen zu überprüfen und bin zu folgendem Ergebnis gekommen: Die Zahlen der Verhungerten und Erfrorenen waren leicht übertrieben, ähnlich die Zahl der erschossenen Nichtjuden. Die anderen waren korrekt, die der Deportierten sogar zu niedrig angesetzt. Allenthalben standen noch deutsche Verbots-

schilder: «Parken verboten», dies «verboten» und das «verboten». Auch die Strassenschilder waren deutsch, und an einem Haus befand sich noch das ominöse Schild: «Arbeitsamt Charkow». Hier wurden die Zwangsarbeiter, die man nach Deutschland schickte, rekrutiert.

Auf dem Derschinski-Platz waren viele Leute unterwegs. Die meisten sahen abgerissen, unterernährt und nervös aus.

Die Leute auf den Strassen Charkows waren recht gesprächig; man hatte das Gefühl, dass sie einem alle etwas erzählen wollten. Ich erinnere mich beispielsweise an einen kleinen Mann, der verhaftet wurde, kurz nachdem die Deutschen gekommen waren.

Sie sperrten ihn vierzehn Tage lang im inzwischen ausgebrannten Hotel «International» ein und gaben ihm fast nichts zu essen. Dann wurde er entlassen. Aber er hatte furchtbare Erlebnisse gehabt; jede Nacht konnte er hören, wie man Leute zur Exekution fortbrachte. Viele von den Hingerichteten waren Kommunisten, die man bei den Deutschen denunziert hatte. Der Mann war vor dem Krieg Optiker gewesen. Von den Deutschen bekam er schliesslich in den grossen Charkower Elektrowerken, die ein deutscher Konzern übernommen hatte, eine Stellung. Da die Russen alle Maschinen weggeschafft hatten, mussten die Deutschen ihre eigenen mitbringen. Einmal am Tag gab es eine warme Mahlzeit. Die Brotration betrug etwa 350 Gramm.

«Der Lohn», sagte er, «betrug angeblich einen Rubel und 70 Kopeken in der Stunde, aber als ich nach zwei Wochen mein Geld abholen wollte, gab mir der deutsche Buchhalter nur 75 Rubel. Auf meinen Protest erwiderte der Deutsche: ‚Wir mussten Steuern abführen. Im Übrigen brauchen Sie das Geld ja nicht anzunehmen, und wenn Sie noch ein Wort sagen, schlage ich Ihnen die Fresse ein‘. Schliesslich konnte ich es dort nicht län-



Rotes Kreuz

ger aushalten. Die Deutschen liessen mich gehen, weil ich ein kranker Mann war.»

Danach verdiente er sich seinen Lebensunterhalt damit, dass er Brillen auf dem Markt verkaufte.» «Dann erzählten die Leute von den Hinrichtungen, öffentlichen Hinrichtungen. Diese hatten offenbar auf alle den tiefsten Eindruck gemacht. An der Ecke Sumskaja-Strasse und Derschinski-Platz stand ein grosses, ausgebranntes Gebäude. Es war das Hauptquartier der Gestapo gewesen.

Einige Frauen erzählten, wie man im November 1941 die Bevölkerung unter dem Vorwand auf dem Platz versammelt hatte, es finde eine wichtige Bekanntmachung statt. Plötzlich stiess man

vor den Augen der Menge mehrere Menschen von den Balkons des Gestapo-Hauptquartiers; man hatte ihnen Stricke um die Hälse gebunden und die anderen Enden am Balkongeländer befestigt.

An vielen Stellen in Charkow seien an diesem Tag Leute gehenkt worden. Es habe zahlreiche Denunzianten in Charkow gegeben, welche die Kommunisten an die Deutschen verraten hätten. Andere Frauen berichteten von der allmählichen Verwahrlosung der Kinder. Die Schulen waren geschlossen worden. Kleine Jungen mussten auf den Strassen betteln. Andere transportierten, um ein paar Rubel zu verdienen, auf kleinen Hand-



Die Strecke



Dom

wagen die Pakete und das Gepäck der deutschen Soldaten.

«Die halbe Bevölkerung», sagte eine Frau mit blassem Gesicht, «liess die Kinder für sich arbeiten. Kleine, hungrige Kinder mussten für sich selbst sorgen – so etwas hat es noch nie gegeben! Unter Stalin bekommen die Kinder das Beste von allem, aber nicht unter diesen deutschen Schweinen. Inzwischen sind aus vielen von ihnen ausgesprochene Diebe und Herumtreiber geworden. Aber was kann man machen, wenn das Kilo Brot auf dem schwarzen Markt 150 Rubel kostet?»

Ich hatte ein Gespräch mit einem Arbeiter namens Tscherapachin, der behauptete, während der Besatzungszeit Mitglied der Untergrundbe-

wegung gewesen zu sein. Er erzählte mir erschütternde Geschichten über die Gestapo.

«Es ist vielleicht nicht sehr marxistisch, das zu sagen», meinte er, «aber die Deutschen sind schlecht – und zwar nahezu jeder von ihnen. Vielleicht gibt es Ausnahmen, aber ich habe keine gesehen.»

Wie sich im Kriegsfall eine Besatzungsmacht die «Befriedung» eines Landstrichs vorstellt, ist aus dieser Bekanntmachung von Bialystok eindeutig zu erkennen. Es wirkt fast erheiternd, mit welcher Infamie in diesem Schriftstück die Menschen, die ihre Freiheit verteidigten, zu «Verbrechern» gestempelt werden.

Bekanntmachung

In letzter Zeit mehren sich im Bezirk Bialystok die Überfälle von Banditen auf Reichsdeutsche und Einheimische.

1. Am 6.7.1943 wurde auf der Strasse Wolkowsky-Piaski der Kreismedizinalrat Dr. Masuhr aus Wolkowysk und dessen **polnischer** Kraftfahrer erschossen.

2. Am 7.7.1943 wurde in Bialystok der Reichsdeutsche Hugo Berg in Ausübung seines Wachdienstes von unbekanntem Tätern erschossen.

3. Am 8.7.1943 wurde in Bialystok die **Polin** Stefanie Koch von bisher unbekanntem Tätern erschossen.

4. Am 7.7.1943 wurde der Amtskommissar von Wasilkow, Kreis Bialystok, bei der Verfolgung von Banditen schwer verletzt. Der Amtskommissar ist inzwischen seinen Verletzungen erlegen.

5. Am 11.7.1943 wurden in der Nähe von Dabrowka, Kreis Lomscha, 5 Wehrmachtsangehörige, 3 Gendarmen und ein **polnischer** Kutscher von Banditen hinterrücks erschossen, ein weiterer Wehrmachtsangehöriger und ein einheimischer Schutzmann schwer verletzt.

Als Vergeltung und zur Befriedung des Bezirkes Bialystok wurden folgende Massnahmen durchgeführt:

Zu 1: Das bandenverdächtige Dorf Szaulicze, Kreis Wolkowysk, wurde abgebrannt. Sämtliche Dorfbewohner wurden erschossen.

Zu 2:50 als Anhänger oder Angehörige der polnischen Widerstandsbewegung festgestellte und festgenommene Einheimische der Stadt Bialystok wurden erschossen.

Zu 3: 25 als Anhänger oder Angehörige der polnischen Widerstandsbewegung festgestellte und festgenommene Einheimische der Stadt Bialystok wurden erschossen.

Zu 4: 50 bandenverdächtige und der polnischen Widerstandsbewegung zuzurechnende Personen der Ortschaft Wasilkow wurden erschossen.

Zu 5: 1'000 Personen aus dem Kreis Lomscha, die entweder bandenverdächtig oder Anhänger der Widerstandsbewegung waren, wurden erschossen, ihr Vermögen eingezogen und ihre Häuser vernichtet.

In sämtlichen Kreisstädten wurden darüber hinaus je 19 Personen, und zwar aus den Schichten der Ärzte, Rechtsanwälte, städtischen Beamten und Lehrer, mit sämtlichen Familienangehörigen festgenommen und erschossen, weil sie Anhänger oder Angehörige der polnischen Widerstandsbewegung waren. Das Vermögen der Erschossenen wurde eingezogen.

Die Bevölkerung wird in allem Ernst darauf aufmerksam gemacht, dass die deutschen Behörden unter allen Umständen den friedliebenden und zur Mitarbeit bereiten Teil der Einheimischen schützen und gegen die Unruhestifter, Anhänger der polnischen Widerstandsbewegung und Angehörigen der Banden rücksichtslos vorgehen werden. Weitere Überfälle auf Reichsdeutsche und Einheimische werden schärfere Massnahmen besonders gegen die geistige Führungsschicht der Widerstandsbewegung nach sich ziehen. Es liegt im eigenen Interesse der hiesigen Bevölkerung, von sich aus alles zu tun, um derartige Verbrecher an der Ausführung ihrer Verbrechen zu hindern oder unschädlich zu machen.

Bialystok, den 15 Juli 1943



Luftangriff

«Unter schwerem Artilleriebeschuss mussten sie durch die Stadt marschieren. Am Bahnhof angelangt, stiess man sie in einen Güterwagen, der schon voller Polen war. Irgendjemand sagte, sie sollten in dem Wagen alle vergast werden. Als aber die Waggontür noch einmal aufging und ein SS-Mann namens Blum seinen kleinen schwarzen Hund und seinen Kanarienvogel herein hob und ihnen mit Erschiessen drohte, falls den Tieren ein Leid geschehe, wussten sie, dass sie nicht vergast werden sollten. Die SS-Leute waren sehr tierlieb ...

Am anderen Morgen erreichten sie Przemysl, wo Warzok ihnen eröffnete, er habe sie als «fremde Zwangsarbeiter» an die «Organisation Todt» verkauft. Sie sollten ja kein Wort darüber verlau-

ten lassen, dass sie Juden seien und aus dem KZ kämen. Jeder, der davon spreche, was passiert sei, werde sofort erschossen. Wir würden nach Westen evakuiert, die Juden sollten die gleiche Verpflegung und die gleichen Schnaps- und Zigarettenzuteilungen erhalten wie die anderen Arbeiter der O. T.

«Jetzt wussten wir, warum Warzok uns am Leben gelassen hatte», erzählt Wiesenthal. «Solange die SS-Männer jemanden zu bewachen hatten, brauchten sie keinen Frontdienst zu leisten. Wir vierunddreissig Juden waren die Lebensversicherung für fast zweihundert SS-Männer. Wir sollten uns alle wie eine grosse, glückliche Familie fühlen. Warzok erklärte uns, man wolle versuchen, die Wälder der Slowakei zu erreichen, um

Splittergraben



«Ausradiert»

dort in einem Versteck das Kriegsende abzuwarten.»

In Dobromil war die Eisenbahnlinie zu Ende. Von da ab mussten sie marschieren. Die Hauptstrasse war von fliehender Bevölkerung verstopft, durch die sich Abteilungen apathischer deutscher Soldaten auf dem Weg zur Front drängten. Als ein Treck von Volksdeutschen aus Polen die Kolonne der jüdischen Häftlinge und ihrer Wachen überholte, liess Warzok die Pferde-fuhrwerke anhalten und dreissig Wagen beschlagnahmen. Die unglücklichen Volksdeutschen durften zehn Fahrzeuge behalten.

Nun sass auf jedem Wagen ein jüdischer «Arbeiter» und ein Halbdutzend SS-Männer zur «Bewachung». Als die letzte Brücke über den San erreicht war, wuchs die Unordnung. Einem Gerücht zufolge waren die Russen in unmittelbarer Nähe. Vor Warzoks Kolonne verstopfte ein Transport der Wehrmacht die gesamte Strasse. Falls die Soldaten den Fluss zuerst überquerten, sass die SS-Leute vielleicht in der Falle. Warzok wusste sehr genau, was mit ihm geschehen würde, wenn er in die Hände der Sowjets fiel. Er fuhr an die Spitze des Wehrmachtstransports und bedrohte den Major, der den Transport führte, mit seiner Waffe, während ein anderer SS-Mann



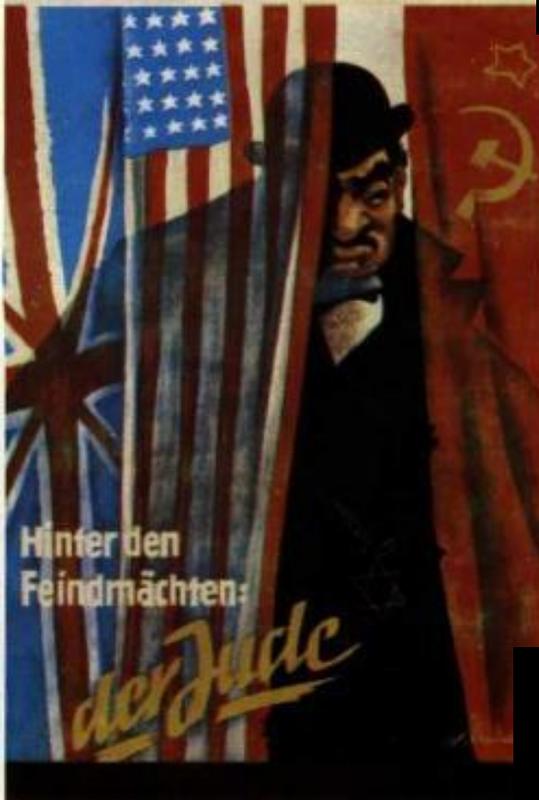
Die Geretteten



DE ME
WAFFEN ff

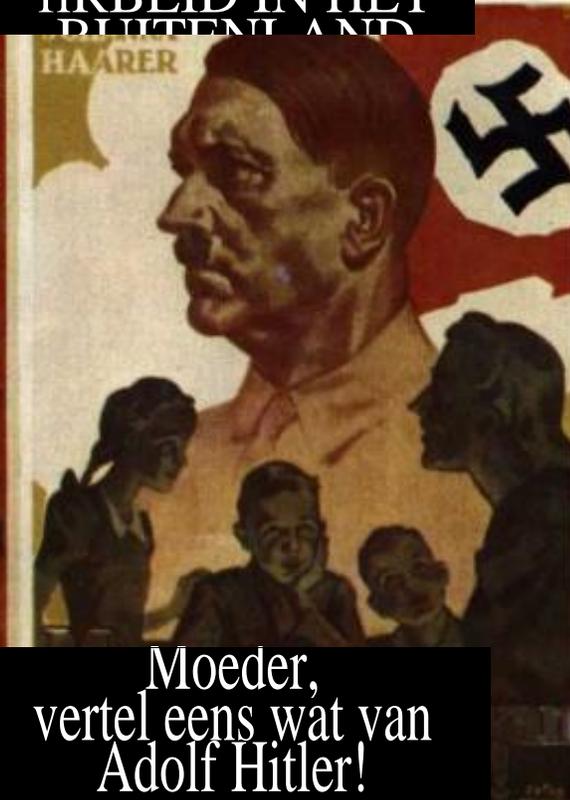


MAAR PRAAT EENS MET HET
ADVIESBUREAU
VOR
firBEID IN HET
BLUTENLAND



Hinter den
Feindmächten:

der Jude



Moeder,
vertel eens wat van
Adolf Hiter!



«Werwölfe»

die übrigen Offiziere mit einer Maschinenpistole in Schach hielt. Daraufhin befahl Warzok seiner SS, den Fluss zu überqueren. Beim Vorbeifahren sah Wiesenthal das vor Wut bleiche Gesicht des Majors, den Warzok noch immer mit der Pistole bedrohte. Am Westufer des Flusses angekommen, befahl Warzok einigen Pionieren der Wehrmacht, die schwer verminten Brücke zu sprengen. Die SS hatte sich in Sicherheit gebracht – der Wehrmachtstransport fiel den Russen in die Hände. (Wiesenthal hat dieses Erlebnis später einigen ehemaligen Offizieren der Wehr-

macht geschildert. Während sie sich vorher geweigert hatten, ihm bei seinen Ermittlungen gegen SS-Leute zu helfen, weil sie damit gegen den «Kameradschaftsgeist» zu verstossen glaubten, änderten sie ihre Einstellung, nachdem sie diese Geschichte gehört hatten.)

In der polnischen Stadt Grybow befahl Warzok Wiesenthal, ein grosses Plakat mit der Aufschrift «SS-Baustab Venus» zu malen. Es wurde in der Mitte eines weitläufigen Feldes aufgestellt; die Wagen und Pferde standen darum herum. Dies



Wegweiser nach Nirgendwo

also war die Befehlsstelle des nicht-existenten «Baustabs». Endlose Kolonnen erschöpfter deutscher Soldaten marschierten daran vorbei, lasen das Plakat und wunderten sich wahrscheinlich, was der «SS-Baustab Venus» wohl bauen wollte. Genauso erging es den Angehörigen des «Baustabs» selbst. Nach einiger Zeit ging es wieder ein Stück westwärts. Die Verpflegung war knapp, kleine Gruppen von Juden und SS-Leuten mussten die Gegend nach Lebensmitteln absuchen. In dem Dorf Chelmiec umstellte Warzoks SS eine Kirche während des Gottesdienstes, verhaftete alle Männer, Frauen und Kinder, die die Kirche besucht hatten, und trieb sie mit. Wiesen-

thal sah, worum es dabei ging: Warzok brauchte ein etwas glaubwürdiges Zahlenverhältnis zwischen Gefangenen und Wachmannschaften. In Neu-Sandec nahm Warzok bei einer Geländebe-sichtigung Wiesenthal mit, um geeignete Stellen zum Bau von Panzersperren ausfindig zu machen.

«Ich glaubte, Warzok habe den Verstand verloren. Eine steile, enge, sandige Strasse führte bergauf, wo sie unvermittelt endete. In mir erwachte der Ingenieur. Ich erklärte Warzok, die Strasse führe doch nirgendwohin. Welchen Sinn hatten da Panzersperren? Er schlug mit der Hand auf die Pistentasche und schrie: ‚Habe ich dich



Illusion und Wirklichkeit

um deine militärische Meinung gefragt?' Da begriff ich. Eine Zeitlang bauten wir Sperren gegen Panzer, die nie hierherkommen würden. Dann näherten sich die Russen, und wir zogen weiter. Wir kamen zum Konzentrationslager Plaszow, nahe bei Krakau, wo zwei von Warzoks Leuten, Dyga und Wurz, die meisten Juden in einen nahen Wald führten und dort erschossen – wieder einmal während eines von Warzoks Anfällen brüderlicher Liebe. Er treibt sich heute noch irgendwo herum. Hoffentlich finde ich ihn eines Tages!»

Das Kapitel «Wirklichkeit des Krieges» soll enden mit dem Bericht darüber, wie «Soldaten des Führers» ihr Kriegsdasein rühmlich beendeten, indem sie sich tapfer hinter ihren Gefangenen versteckten. Simon Wiesenthal erzählt von der Katastrophe 1944.

Viertes Kapitel

Dummheit

Es ist wahrscheinlich wahr, dass «die Weltgeschichte mit unbeschreiblicher Dumm-» heit» gemacht wird, wie einmal ein bekannter Politiker behauptet hat. Vielleicht muss die Menschheit das hinnehmen, weil klugen Menschen die Poli-

tik von Natur zuwider ist. Der Normalbürger wehrt sich aber mit Recht gegen die Mächte, die der Dummheit zum Triumph über alle Lebensbereiche verhelfen wollen, um so ihre finsternen Geschäfte machen zu können. Mit dieser Methode haben es ja die Cäsaren ebenso versucht wie die Päpste und andere anmassende Herrscher. Es ist die Methode der Diktatoren, und nur wenige Menschen können sich gegen dies System erfolgreich wehren, nur die wenigen selbständig denkenden Menschen. Carl Zuckmayer berichtet



Der Spiesser und sein Horizont

in seinem Erinnerungsband «Als wär's ein Stück von mir», wie es ihm ging, als er 1938 in Wien mit der Dummheit des Nazismus konfrontiert wurde.

«Merkwürdigerweise – ich kann das heute noch schwer erklären, aber der Wahrheit gemäss, ohne Gedächtnisfälschung, bezeugen – empfand ich in diesen Stunden und Tagen keine Angst. Sondern nichts als Zorn, Abscheu, Verzweiflung und eine völlige Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen Leben. Und ich hatte die Angst des Einzelnen vor einer Mehrheit Andersgesinnter, vor einer fanatisierten Masse, bei früheren Gelegenheiten wohl kennengelernt: bei einer Nazi-Wahlversammlung im Berliner Sportpalast 1932, bei der ich er

kannt und beschimpft wurde und mit ein paar Freunden nur mit knapper Not der Verfolgung entkam. Mehr noch, als ich, von Henndorf aus, schon während der Hitlerherrschaft zu einer Wahl über die Grenze nach Freilassing fuhr, um gegen Hitler zu stimmen – völlig sinnlos, denn die ganze Wahl war eine Farce; ich war damals nicht bedroht, sondern in einer Gruppe von ‚Auslandsdeutschen‘ unbehelligt und anonym, aber als ich allein in der Wahlzelle stand und auf meinem Zettel das Ja auskreuzte und das Nein unterstrich, lief mir der kalte Angstschweiss herunter – mir war, als ob ich von einem unsichtbaren Auge beobachtet sei und jeder mir draussen ansehen müsse, was ich getan hatte, obwohl Or-



So fotografiert man „Begeisterung“ — Die Menschenmenge beim Einzug Hitlers in Österreich



Zeitungsstand 1937

wells ,1984^e damals noch lange nicht geschrieben war.

Jetzt war ich von einer Kälte erfüllt, die die natürliche Empfindung der Furcht völlig auslöschte: etwas in mir, das sonst zum menschlichen Wesen gehört, war erstarrt oder erstorben. Ich habe einen solchen Zustand von unbeteiligter Fremdheit und Verachtung niemals vorher oder nachher erlebt. Anders erging es meinem Freund Dr. Franz Horch, Dramaturg bei Reinhardt und Lektor des Zsolnay-Verlags, der an diesem Abend mit mir im Taxi durch die Stadt fuhr, da wir uns mit einigen Schicksalsgenossen in einer neutralen Wohnung verabredet hatten, um die Lage zu besprechen. Er war ein nervenschwacher Mensch, zitterte am ganzen Leib und musste

dauernd die Tränen unterdrücken. Nun war es in jener Stunde kein Vergnügen, mit einem Taxi durch Wien zu fahren. Die Strassen waren derart von brüllenden und tobenden Menschen überfüllt, dass man kaum weiterkam und an manchen Plätzen, zum Beispiel der ‚Sirk-Ecke‘ bei der Oper, einfach in der Menge steckenblieb. Dann drängten sich wüste Kerle, typische Schlägergestalten, an die Fenster des Mietwagens und starrten böseartig hinein. Sie witterten in jedem Taxi bereits einen Flüchtling oder einen ‚Aussauger‘, ‚Im Taxi fahrn – dös san polnische Juden – holts‘es raus – schlagts‘es zsammm‘! Ich drehte, während meinem Freund vor Angst fast übel wurde, die Glasscheibe herunter und stieß meinen Arm, mit erhobener Hand, ruckartig heraus,



Studenten verbrennen «unerwünschte» Bücher (1933)

den Kerlen fast ins Gesicht, dazu brüllte ich etwas, das wie ‚Heikler!‘ klang, und zwar mit scharfem, reichsdeutschem Akzent, wie ein Oberfeldwebel vor der Truppe. Ich hatte bereits herausgespürt, dass das die einzige wirksame Methode war. So kamen wir schliesslich zu jener Wohnung. Dort sass schon ein Häuflein beisammen, fast alle, seit einer Stunde, verlorene Existenzen, und wie oft habe ich noch in der Emigration dieses Zusammenhocken der vom bösen Wind Verschlagenen erlebt, wie Schiffbrüchige auf einem Wrack oder einer Klippe.»

Gewaltherrscher haben von jeher der Verdummung ihrer Untertanen dadurch Vorschub leisten wollen, dass sie ihren Machtbereich von der Umgebung abzuschneiden versuchten. Die auf dieses Ziel gerichteten Arten der Zensur oder der Grenzsperrern umfassen das physische Dasein der Bürger nicht minder als das geistige. Sie reichen vom Kohlkopf bis zur komplizierten Maschine und verkünden hier die utopische Autarkie, sie reichen auch von der kleinen Alltagsmode bis zum philosophischen Werk. Mehr oder weniger alberne Phrasen von Volkstum und Nationalbe-



«Wer Bücher verbrennt, verbrennt auch Menschen»

wusstsein, Sprüche von Kraft, Ehre und Stolz dienen den Diktatoren in aller Welt dazu, das Gehirn des Volkes einzunehmen, seine Instinkte der Eitelkeit und des Stärkerseinwollens zu wecken. In erster Linie muss man, um die Masse der Menschen auf diese Weise in den Griff zu bekommen, Orientierung und Nachrichtenwesen in die gewünschten Bahnen lenken und die geistige Nahrung der Menschen überhaupt regulieren. Die Nazis verstanden das von Anfang an besser als je irgendetwas. Missliebige Zeitungen wurden sofort verboten, alle anderen gleichgeschaltet. Mit der geistigen Macht der Literatur glaubte

«der schlaue Goebbels» fertig zu werden, indem er sie unter grossem Stimmungsaufwand öffentlich verbrennen liess. Selbstverständlich fiel auch die «Sittengeschichte des Weltkrieges» von Magnus Hirschfeld, Vorgängerin des vorliegenden Buches, dem Feuer zum Opfer.

Man machte es sich nicht allzuschwer, dies gewalttätige Vorgehen mit Reden und Traktaten zu begründen, die zu vielen Hunderten auf die «Volksgenossen» losgelassen wurden. Eine Probe von dem Unsinn, der dabei verbreitet wurde, ist die folgende Abhandlung der «Reichsfrauenführerin» Scholz-Klink, einer der «hehrsten»

PROGRAMM DER OLYMPIADE BERLIN 1936



Ein Blick hinter die Fassade. (John Heartfield)

Nazifiguren, der bezeichnend primitive Versuch, die Begriffe Gut und Böse politisch rentabel festzulegen.

«Wir Deutsche haben 14 Jahre lang am eigenen Leib den Versuch verspürt, auch unserem Volk die bolschewistische Grundlage zu geben.

Die deutsche Frau hat sich hier bedingungslos an die Seite des deutschen Mannes gestellt, als sie fühlte, was für ein Kampf hier ausgetragen wurde, nämlich der Kampf zwischen der göttlichen Ordnung und Sinngebung der irdischen Dinge, die sich in der Erfüllung der volksgebundenen und nur im Rahmen dieser Bindung zu lösenden Aufgaben uns offenbart – und dem Versuch volksloser Menschheitsapostel, sich dieser ewigen Ordnung durch Willkür zu widerstehen,

widerstehen, d.h. den Kampf zwischen Gut und Böse in der Welt.

Gut und Böse sind an sich, als Elemente des Lebens gesehen, zwei gleich starke Kräfte. Beide beanspruchen Menschen oder Völker total. Weil sie das tun, werden sie sich immer und ewig bekämpfen und – wechselnd auch über einander siegen. Das Gute ist die starke positive Kraft, das Böse die ebenso starke negative Kraft, beide werden nie paktieren können, weil beide konsequent sind. Beide Kräfte sind in sichtbarster Form heute zu sehen in der Verkörperung des Nationalsozialismus und des Bolschewismus. Der Nationalsozialismus ist für uns Deutsche das Gestalt gewordene Gute, weil er durch seine Ehrfurcht vor der Erde, auf der sein Volk gewachsen ist, gottver-

DEUTSCHE

FESTTAGE IN MÖNCHE



Junge Läuferin, 5 n Werk von Wilhelm Otto, Charlottenburg

Monumentale Standbilder in einem Plastiksaal

Auim «ORTO OI, WISSMAHN (5), SCEOBLI, ATLANTIC



Durch Wetter und Wind
Gemälde von Junghans, Düsseldorf

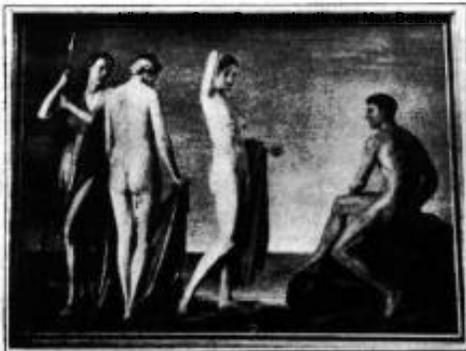


Mädchen mit Strohhut, ein sommerliches Bildnis von Ponies, Bertin.

«Deutsche Kunst» neben deutschem Kitsch

KUNST 1939

BILDHAUER UND MALER ZEIGEN IHRE
WERKE IM HAUS DER DEUTSCHEN KUNST



Das Urteil des Paris, ein
neues Werk von Profes-
sor Adolf Ziegler

Bäuerliche Venus, Gemälde
von Sepp Hilz, Bad Aibling

Zwei Statuent Galatea
von Professor Klinisch
und lunges Deutsch-
land von Obermaier



pflichtet ist – der Bolschewismus das absolute Böse, weil er eine volklose und damit der ewigen Sinngebung entrückte Lebenshaltung verkörpert. Gut und Böse sind immer in der Welt schon dagewesen und werden immer da sein, sie sind aber noch nie in der Weltgeschichte sich in so klaren Fronten gegenübergetreten wie in ihren heutigen Erscheinungsformen. Sie haben noch nie die Menschen der Gesamtwelt in diesem Ausmass vor die klare Frage der Entscheidung zu einer dieser beiden Kräfte gestellt wie heute.»

Was hier nebulös als «Volkstum» angesprochen wird, ist die Fiktion des Ariers. Treffend antwortete der Volkswitz auf die Frage, was ein Arier sei: «Blond wie Hitler, schlank wie Göring, gross wie Goebbels.» Jedoch so dumme Artikel wie den des parteiamtlichen Hetzblattes «Der Angriff» über den arisierten Kurfürstendamm schluckte die Öffentlichkeit trotzdem widerspruchslos.

Jede Weltstadt hat ihre repräsentative Bummelstrasse, wo sich Tag und Nacht – übrigens besonders nachts – das sogenannte internationale Publikum trifft, wo schöne Frauen die neuesten Moden zeigen und sich das abspielt, was die Feuilletonisten der bürgerlichen Welt «das mondäne Leben» nannten.

Das ist nicht unsere Welt, bestimmt nicht, aber Berlin ist Weltstadt genug, um auf solche Strasse nicht verzichten zu können, und seit dem «Zug nach dem Westen» ist der Kurfürstendamm mit seinen Cafés, Bars und zuweilen sonnigen Vorgärten die Strasse der Flaneurs geworden, gewesen und geblieben. Die Berliner nehmen am Leben des Kurfürstendamms nur in sehr beschränktem Umfange Anteil, besonders in jener Zeit, als unter den Systemregierungen an der deutschen Grenze weite Tore für die Ostjuden geöffnet wurden. Da kam dann der kleine Seligsohn aus Łódź, schlüpfte bei der Mischpoche im Scheunenviertel

unter, machte die ersten Geschäfte mit der alten Hose überm Arm und gaunerte sich so langsam in die Bankkonten. Und eines Tages ging er zum Friseur, wurde Westjude und «nahm» als Arrivierter künftig seinen Kaffee am Kurfürstendamm.

Als die Not in Deutschland am grössten war, waren die Juden am Kurfürstendamm völlig unter sich, und in den Vorgärten der Cafés war Jiddisch die anerkannte Umgangssprache. Das war dann eine Zeit, in der die Berliner doch wieder einmal an ihrem Kurfürstendamm Anteil nahmen und mit stürmischen Kundgebungen ihrer «unbändigen Freude» über dieses Parasitengesochs Ausdruck gaben. Kein Zufall, auf dem Kurfürstendamm ist der erste Berliner SA-Mann im Kampf um ein deutsches Berlin von dem Gesindel er-



Trotziger Jungmann

mordet worden, das die jüdischen Herren des Kurfürstendamms bezahlten.

Fast ein Jahrzehnt ist seitdem vergangen, und heute rücken die Juden, soweit sie nicht schon ausgewandert sind, in den jüdischen Häusern Berlins zusammen und machen die Wohnungen in deutschen Häusern frei. Der Polizeipräsident von Berlin hat jetzt verfügt, dass der Kurfürstendamm künftig nicht mehr Wohngegend für Juden sein wird. Das Blättchen hat sich gewendet. Jetzt wird der Jude vor dem Kurfürstendamm gewarnt, früher warnten wir vor der Judeninvasion am Kurfürstendamm.

Mondänes Leben am Kurfürstendamm? Viele Ausländer in den Vorgärten? Bitte sehr, wir haben nichts dagegen, aber es bleibt der Grundsatz: sie sind zu Gäste in einer deutschen Stadt. Und der Kurfürstendamm ist «in Arisierung begriffen».



Fotogetreue Malerei galt als Kunst



Leda komplett mit Schwan



Nackte Handarbeitslehrerin



Hitler zu Besuch bei Wagners

Fast unbegreiflich erscheint es heute, dass Menschen, die aufgrund ihrer Bildung, ihres Niveaus, ihres Lebensstiles als geistig verantwortlich bezeichnet werden könnten, auf solchen arischen Unsinn hereingefallen sind. Dazu hat damals viel das romantische Brimborium beigetragen, das die Nazis um ihre «Weltanschauung» zu machen verstanden. Die Schwärmerei Hitlers ausgerechnet für den vermutlich nicht restlos «arischen» Richard Wagner wurde mit der Schwärmerei des Hauses Wahnfried in Bayreuth für Hitler beantwortet. Dies ist ein recht übles Kapitel der Sittengeschichte, wenn man bedenkt, wer letzten

Endes die Verwirklichung der hochfliegenden Bayreuth-Pläne bezahlt hat, – das Volk nämlich zunächst und später so mancher kunstliebende Jude, der es vermochte. – Ganz ähnlich verhielt sich übrigens das Haus Bechstein. In beiden Fällen waren es wohl die Frauen, durch die der braune Parteiführer und spätere Diktator die Möglichkeit bekam, sich mit der haute volée anzubiedern. Ein Zeitgenosse berichtet darüber:

«Bechsteins Frau Helene wurde bald Hitlers begeisterte Anhängerin, gab für ihn grosse Empfänge, beschaffte Geld für die noch arme NS-DAP, und als Hitler nach dem misslungenen Münchner Putsch 1923 im Landsberger Gefängnis sass, besuchte sie ihn dort. Später fanden Hitlers Besprechungen mit verschiedenen Politikern in Bechsteins Wohnung in Berlin-Charlottenburg statt. Da Bechsteins eine Villa auf dem Obersalzberg besaßen, vernarrte sich Hitler so sehr in die Gegend, dass er kaum hundert Meter von der Bechstein-Villa entfernt das Holzhäuschen ‚Haus Wachenfeld‘ erwarb. Da Bechsteins ihn ‚Wolf‘ nannten, sollen seine späteren Führerhauptquartiere angeblich deshalb ‚Wolfschanze‘ und ‚Wolfschlucht‘ geheissen haben. »

So berichtet Josef Wulf in seiner Dokumentation «Musik und Theater im Dritten Reich». Zur geistigen Prominenz gehörte damals auch eine Künstlerin von internationalem Rang, die Pianistin Elly Ney. Sie stellte in unverständlicher Verknennung der Situation den Nazis ihre Kräfte zur Verfügung. Andere Künstler, wie Richard Strauss und Wilhelm Furtwängler, kollabierten zwar auch mit den braunen Herren, aber sie machten Vorbehalte. Von Frau Ney soll ihr «Führer» bei einem Empfang einmal verlangt haben, sie solle ihm etwas aus der «Lustigen Witwe» vorspielen. Ein solches Ansinnen hätte für sie die Verhältnisse klären können, aber freilich war ja durch das zwangsweise Ausscheiden

der Adolf Busch, Serkin, Feuermann, Bruno Walter und vieler anderer grosser Künstler für die Hitlerverehrer der Weg im deutschen Kunstleben freigemacht worden. Die Profitierenden wussten es dem Diktator zu danken.

Diese zwar nicht hervorstechenden, aber doch tiefwirkenden Vorgänge waren häufig mit Frauennamen verknüpft. Die Liaison Göring-Sonnenmann ist dafür ebenso wie des «Propangas»-Ministers Beziehungen zu den Damen des Films Beispiel genug. Auf unterer Ebene wiederholten sich die Vorgänge natürlich tausendfach. – Ob Hitler selbst? – Man weiss es nicht. Immerhin möge hier zitiert sein, wie der Autor Eggebrecht diese Frage in seinem Roman «Volk ans Gewehr» frei darstellt und damit einige bezeichnende Striche zum Sittenbild jener Zeit beiträgt. Helmut Hagenow sass im Café Adler am Dönhoffplatz und musterte aufmerksam den Inhalt eines Schnellordners, der vor ihm auf dem Marmortisch lag – Zeitungsausschnitte, Fotografien, dazwischen engbeschriebene Blätter.

Ihm gegenüber wartete geduldig ein junger, blasser Mensch. Ab und zu warf er einen scheuen Blick zur Tür, wenn jemand hereinkam.

Helmut überlegte.

Seit Monaten hatte er im Morgenblatt kein politisches Wort mehr schreiben dürfen. Die Ankunft Chaplins in Berlin, die Begrüssung des Boxweltmeisters Max Schmeling, die Wahl einer Baronesse Daisy Freyberg zur Schönheitskönigin – das waren so seine Themen. Und nun dies hier ... Ein dummer Schwindel, mit dem er sich nur blamieren würde? Oder die Chance, der dicke Knüller?

Langsam schloss er den Deckel, auf dem in Rundschrift stand:

HITLER UND DIE FRAUEN

«Ganz interessante – was soll gerade ich damit?»



Die deutsche Frau – Hitlers Ideal –



– und die Wirklichkeit: Die deutsche Frau (Eva Braun), die Hitler heiratete – eine Stunde, bevor er sie und sich erschoss

«Ich dachte, Sie kaufen mir das ab», sagte der andere bescheiden.

Helmut lachte auf:

«Wie Sie sich so was vorstellen! Ich bin ein kleiner Reporter, kann da gar nicht entscheiden. Natürlich könnte ich mal mit meinem Chef reden.»

«Gleich heute?»

«Sie haben es aber eilig! – Na schön, mal sehn.»

Der Fremde griff nach seinem Material: «Das gebe ich nicht aus der Hand.» «Dann kommen Sie mit.»

Helmut hatte sich entschlossen.

Als Dr. Taschner das seltsame Aktenstück wortlos durchblättert hatte, nickte er Helmut anerkennend zu:

«Sehr geschickt, dass Sie gleich zu mir kamen.»

Dann fragte er den Unbekannten, der unruhig auf seiner Stuhlkante hockte: «Ihren Namen wollen Sie nicht nennen?» «Nein.»

Die Papiere waren geradezu bürokratisch geordnet, die einzelnen Teile durch knappe Zusammenfassungen eingeleitet. Etwa so: Bechstein, Helene. Frau des Klavierfabrikanten B. Lernte H. durch Dietrich Eckart kennen. Mütterliche Freundin. H. wohnt oft bei Familie B. in Berlin und auf dem Obersalzberg. Dort kaufte er das benachbarte «Haus Wachenfeld». Mit Hilfe der Frau B.? Häufig Geldspenden.

Oder:

Bruckmann, Else, geborene Prinzessin Cantacuzene. Rumänin. Frau des Münchener Verlegers Br. Schwärmerische Verehrung Hs. Veranstaltet Gesellschaften für ihn. Viele Geldspenden.

«Hm – nicht so besonders aufregend.»

Taschner rief:

«Dann lies mal das hier!»

Hanfstaengl. Bekannte Familie in München.

Kunstverleger.

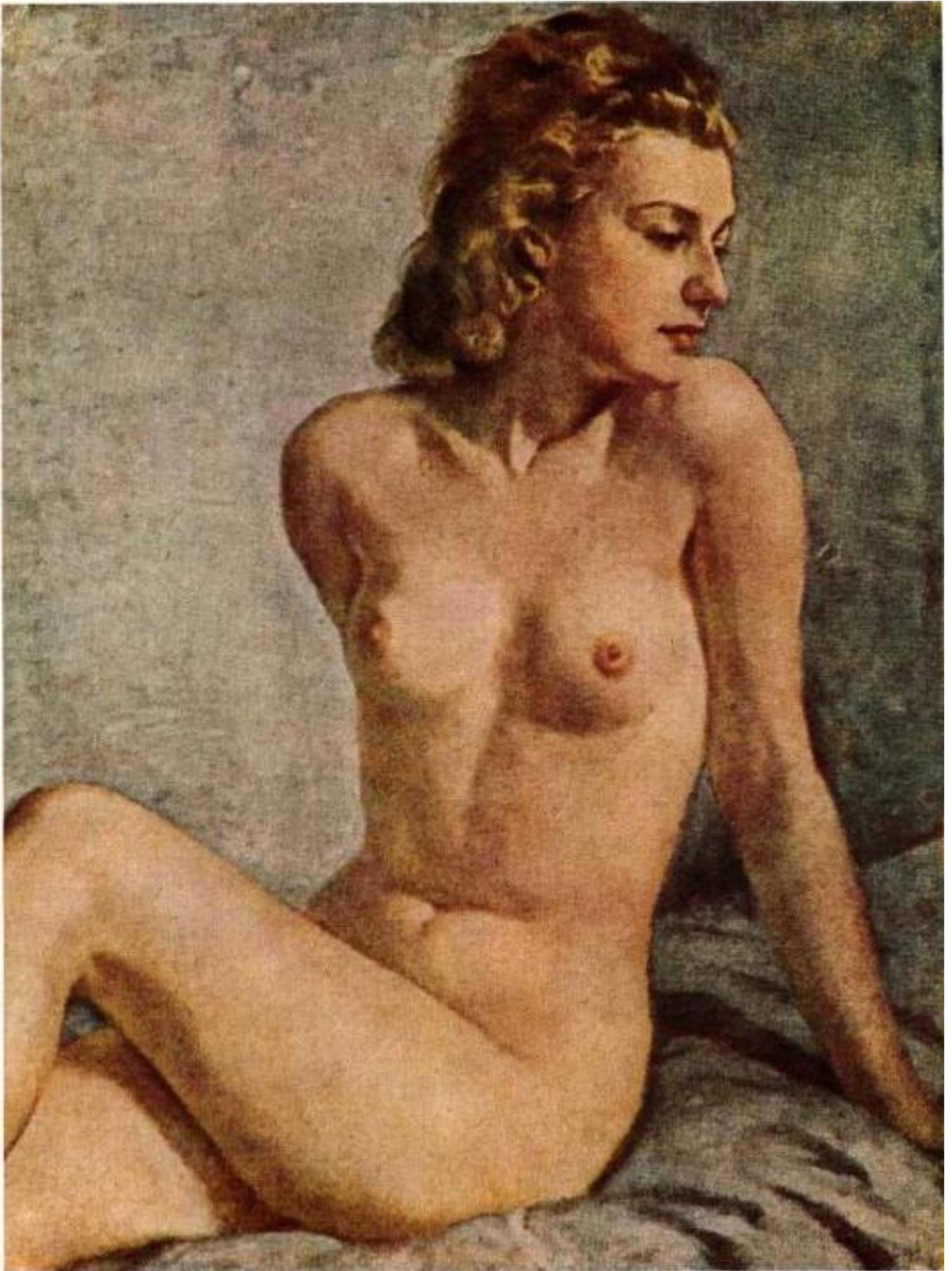
Ernst H. Einer der ersten Anhänger Hs. Rettet in der Inflation die Partei vor dem Zusammenbruch durch eine Spende von tausend Dollar. Spitzname: Putzi.

Putzis Mutter: eine geborene Sedgwick-Heine aus New York. (Jüdische Abstammung?) Dame der grossen Welt. Lädt gern Boheme und andere ausgefallene Typen in ihren Salon. So auch H.

Berthold brummte: «Davon habe ich gehört. Sie hielt ihn sich geradezu als eine Art Hofnarren. Aber zum Thema Hitler und die Frauen trägt das wenig bei.» «Sieh dir mal dieses Foto an!» «Donnerwetter! Eine blendende Person! Wer ist das?»

Taschners Finger deutete auf ein neues Blatt:

Erna Hanfstaengl. Schwester von Ernst H. Pflegte H., als er 1923, nach dem misslungenen Putsch, in das Hanfstaengl-Haus am Staffelsee geflohen war. H. verliebte sich in sie. Erfolgreich? – Siehe Anlage: Völk. Beobachter, 1924.



Sorgsam auf geklebt aut ein weisses Blatt, stand da in einem Originalausschnitt zu lesen:

«Um böswilligen Verleumdungen entgegenzutreten, stellen wir hierdurch fest: Das Gerücht von einer Verlobung des Führers ist falsch. Ausserdem ist das betreffende Fräulein Hanfstaengl nicht jüdischer Abstammung.»

«Diese Patentgermanen haben geradezu den Takt erfunden, was?» lachte Taschner. Sein Freund sah ihn von der Seite an: «Du auch – wenn du das etwa drucken lässt. Na, sehen wir mal weiter.»

Wagner, Winifred. Bayreuth, Haus Wahnfried. H. verkehrte dort seit Sommer 23. Richard Ws. Witwe Cosima mochte ihn nicht. Auch ihr Sohn Siegfried W. verhielt sich bis zu seinem Tode 1927 reserviert. Dagegen war Winifred, geborene Engländerin, sogleich für H. begeistert. Einfluss des dem Hause W. nahestehenden antisemitischen Kulturphilosophen Houston Stewart Chamberlain, den Dietrich Eckart und H. als Vorläufer anerkannten.

Er sagte über H.: «Dass es ihn gibt, beweist Deutschlands Lebenskraft.»

«Hm – auch nicht sehr neu. Man weiss, dass Adolf jedes Jahr zu den Festspielen reist. Schwärmerei für Wagner. – Was hat das mit den Frauen zu tun?»

«Da – unser Gewährsmann behauptet in einer Notiz, Hitler habe Winifred nach dem Tode ihres Mannes heiraten wollen.» «Woher will er das wissen?» Berthold sah unwillig hoch: «Wer ist dieser Mensch überhaupt?»

«Keine Ahnung. Ich tippe auf entlaufenen Diener, Chauffeur oder so was.»

«Trübe Quelle. – Mein Lieber, hör mal zu: Das ist nichts für ein seriöses Blatt. Wenn Adolf etwas dafür übrighat, dass gutsituierte Bürgerfrauen ihn anhimmeln, dann hat das materielle Gründe. Oder die Seelenforscher mögen sich streiten, ob es Unsicherheit des kleinen Mannes

ist oder Mutterkomplex als Ausgleich für Machtwahnsinn. Dir rate ich: Finger weg!» «Hm – hast wohl recht. Aber sieh dir den Burschen doch mal an.»

Ein ungeduldiger Seufzer:

«Gut. Dir zuliebe. Aber nur fünf Minuten!»

Es wurde eine gute Stunde daraus, und keiner sah auf die Uhr.

Taschner erklärte dem Unbekannten kühl, für Tratsch ohne Pointen bestehe kein Interesse. Falls das alles sei. . .

«Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass es nicht alles ist!»



Geli Raubal, die sich erschoss – mit Hitlers Revolver

«Dann schiessen Sie los!»

«Und was kriege ich dafür?» «Zusagen kann ich vorher nichts.»

Der junge Mensch kämpfte sichtlich, auf einmal setzte er sich unaufgefordert: «Ich will alles erzählen. Nachher zahlen Sie mir schon was, wenn Sie anständig sind.» «Wenn wir etwas gebrauchen können», betonte Taschner und gab Helmut einen Wink: «Stenografieren Sie mit!»

Als wäre eine Schleuse aufgezogen, begann der Fremde überstürzt:

«Der Name Raubal sagt Ihnen nichts. Angelika Raubal – das ist Hitlers Stiefschwester, sechs Jahre älter als er. Seit 23 führte sie ihm das Haus, erst in München, dann auf dem Obersalzberg. Aber ihre Tochter, die Angela, die blieb ganz bei ihm, in München. Am Prinzregentenplatz lebten sie zusammen. Bis vor drei Wochen ...»

Seine Stimme wurde laut:

«Da hat man sie gefunden, am 18. September, erschossen, die Kugel steckte im Herzen, und die war aus dem Revolver, den Hitler immer in seinem Nachtkastl hatte.» Unwillkürlich rief Taschner:

«Behaupten Sie, dass Hitler seine Nichte erschossen hat?»

Der Unbekannte hob die Schultern: «Schuld an ihrem Tode ist er auf alle Fälle. Sehn Sie: Die Geli – wir nannten sie alle Geli –, das war so ein lebenslustiges Ding, ein Bauernmädel halt, aus Oberösterreich. Sie hatte eine hübsche Stimme, und ihr Onkel versprach, sie ausbilden zu lassen. Aber daraus wurde nix. Dazu war er zu eifersüchtig.»

Die drei starrten den Sprecher an. Als der nicht weiterreden wollte, fragte der grosse «d» leise:

«Liebte er sie denn?»

«Haben wollte er sie.» Das war ein Ausbruch offenen Hasses.

Bedeutsam sahen die beiden Redakteure einander an. Ruhiger fuhr der junge Mann fort:

«Natürlich verheimlichte der Adolf alles. In der Partei heisst's ja: Ein Junggeselle muss Führer sein, dann kriegen wir die Weiber. Aber viele merkten's eben doch. Die beiden nannten sich Alf und Geli. Immer sass sie bei Versammlungen vorn in der ersten Reihe. Manche glaubten gar nicht an die Verwandtschaft. In Stuttgart gab es mal einen furchtbaren Krach, da brüllte Hitler die Amtsleiter an: ‚Ich lasse mir keine Vorschriften über mein Privatleben machen!‘ Und dabei schlug er wütend mit der Peitsche gegen seine Stiefelschäfte.» «Also gibt es sie wirklich, die berühmte Nilpferdpeitsche?»

«Ob . sie aus Nilpferdhaut ist, weiss ich nicht. Er hat sie immerzu am Handgelenk baumeln. Dauernd fuchelt er damit herum, das beruhigt seine Nerven. Die sind verdammt schlecht... Ja, das bekam die Geli bald zu spüren. Er nahm sie nicht mehr mit, er sperrte sie zu Haus ein, sie sollte eben keinen andern mehr sehn können. Verrückt war er. Jeden verdächtigte er, etwas mit der Geli zu haben. Am meisten den Emil...»

«Wen?»

«Emil Maurice – der mit ihm in Landsberg auf der Festung sass. Früher war der mal Uhrmacher, dann alles, was grad gebraucht wurde: Chauffeur, Sekretär, Diener ...»

Berthold räusperte sich:

«Und dieser Maurice hat...»

«Nein! Niemals!» Das war ein Aufschrei der Entrüstung. Und wieder blickten die Zuhörer einander an. Der Erzähler hatte sich gleich gefangen: «Ein gefährlicher Hund ist das. Wenn der wüsste, wo ich in diesem Moment bin . . . Nein, nein – nie hätte die Geli sich mit so einem eingelassen!»

Der erfahrene alte Journalist beugte sich vor und fragte behutsam:

«Aber Sie selbst? Ich meine – Sie waren sicher in das Mädchen verliebt?»



Kitsch mit Hakenkreuzen — eine neue Industrie



Für ein paar Sekunden verschloss sich das blasse Gesicht trotzig. Dann ging der Bericht weiter, als sei er nie unterbrochen worden:

«Sie musste einem ja leid tun. Wie eine Gefangene sass sie herum – ein junges Mädchel, die will doch was von ihrem Leben haben. Einmal knallte sie die Zimmertür zu und schrie: ‚So ein grauslicher Kerl!‘ Wissen Sie, zuletzt hat sie ihn gehasst. Sie wollte heim nach Österreich. Er verbot es ihr. Dann bekam er heraus, dass sie sich mit einem jungen Arzt dort schrieb. Darüber stritten sie an dem Tag, als er nach Norddeutschland abfuhr; das war der 17. September. Durchs offene Fenster hörte man ihn oben brüllen, und unten drohte er ihr noch vom Wagenschlag aus, ehe er losreiste.»

Als eine lange Pause entstand, fragte Taschner:

«Und dann?»

«Ja dann ... Sie kam allen ganz vergnügt vor, erleichtert. Sie fing einen Brief an, den hat sie nie mehr fertiggeschrieben. Sie räumte im Haus auf, ging früh schlafen. Und am andern Morgen, da war sie tot.» «Kam die Polizei?»

«Natürlich. Es war ja alles so merkwürdig. Einige glauben, er ist heimlich zurückgekommen und hat sie umgebracht.» «Glauben Sie das auch?»

«Es kann ein anderer für ihn getan haben.» «Maurice?»

Darauf kam keine Antwort. Schliesslich fragte Berthold:

«Und Hitler?»

«In Ansbach bekam er das Telegramm, da hatte er übernachtet. Zu Haus kam er ganz grau an, vollkommen erledigt. Er sagte immerzu: ‚Ich lege den Parteivorsitz nieder!‘ Der Hess und Gregor Strasser schlossen sich mit ihm ein. Später kamen noch andere, um ihn zu trösten. Der Fotograf Hoffmann zum Beispiel, mit seiner Familie und der kleinen Eva Braun. Eine Angestellte in Hoff-

manns Labor – eine von denen, die in Adolf verliebt sind und ihm das dauernd zeigen. Aber er achtet nie auf sie, jetzt schon gar nicht.»

«Und die Tote?»

«Geh wurde in Wien beerdigt, auf dem Zentralfriedhof, das ist ja erlaubt, wenn Selbstmord in geistiger Umnachtung angenommen wird. Ja, und eine Woche später besuchte er dann ihr Grab.»

«Er? Hitler?»

«Was erzählen Sie uns da!» Plötzlich war die Stimme Bertholds wieder voll Misstrauen: «Hitler kann gar nicht nach Österreich, er ist ausgewiesen.»

«Und er war doch da. Schauen Sie in die Mappe! Er bekam eine Sondererlaubnis, aber er musste sich ganz unauffällig verhalten. Von der Reise weiss beinahe niemand.» Nun schwieg er. Die beiden Chefs verständigten sich mit einem Blick, Taschner fragte:

«Und was tun Sie, wenn wir – das kaufen?»

«Ich hau’ ab, so weit es reicht.»

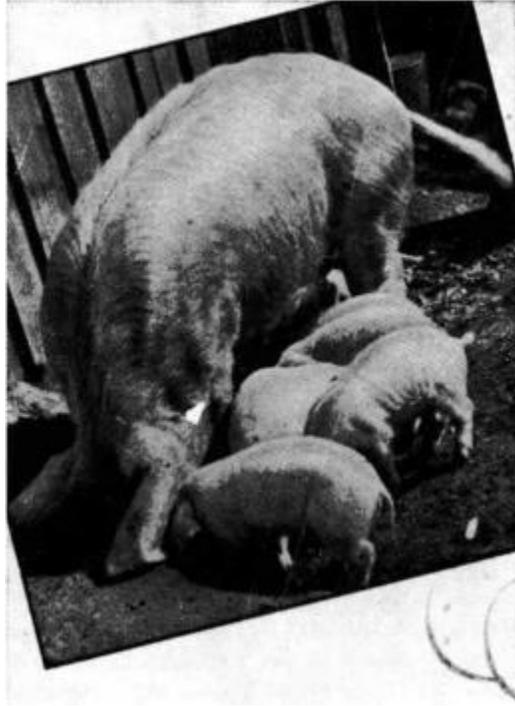
«Wir werden nicht kleinlich sein. Lassen Sie uns noch einmal ein paar Minuten allein.»

Helmut ging mit dem Unbekannten hinaus. Die Beratung dauerte nicht lange. «Was sagst du jetzt?» fragte Taschner.

«Ich sage: Kaufen und – nicht veröffentlichen. Das ist zwar erst recht nicht unser Stil – auch darin sind wir uns wohl einig. Aber es ist wichtig. Es zeigt wieder eine Facette dieses schrecklichen Mannes. Heb das. Protokoll auf, wer weiss, eines Tages müssen wir vielleicht mit allen Mitteln kämpfen. – Noch eins: Dein kleiner Hagenow hält dicht?»

«Bestimmt. Ich sag’ ihm ausserdem, das Ganze sei eben doch nicht viel wert.»

So geschah es. Taschner erklärte Helmut, er hielt den Bericht für einen Schwindel. Aber das Stenogramm solle er auf alle Fälle dalassen.»



Einige weitere Abschnitte (nach Wulf «Presse und Funk im Dritten Reich») sollen deutlich machen, wie die in dem vorangestellten Romanzitat eingefangene Atmosphäre unter den Presseleuten entstehen konnte. Es gab bekanntlich eine «Reichsschrifttumskammer» und andere Kammern, bei denen man verhasste Kollegen anschwärzen konnte.

«Sehr geehrter Herr Präsident!

Ich bin heute in der Lage, Ihnen eine immerhin sehr interessante Mitteilung über Herrn Erich Kernmayer, wohnhaft Wien, VII., Neubaugasse 36, der einer meiner allereifrigsten und in seinem Vorgehen gegen mich brutalster Gegner ist, zu machen. (Ein Grossteil der gegen mich in Szene gesetzten Hetze ist auf ihn zurückzuführen). Er hat auch, wie ich Ihnen in meinem letzten Bericht mitteilte, das streng vertrauliche Rundschreiben an die Tageszeitungen und Zeitschriften ergehen lassen, dass die Redaktionen von mir keine Beiträge mehr annehmen dürfen. Er hat ferner an den Reichssender, die Deutsche Arbeitsfront und an das Volksbildungswerk die Weisung hinausgegeben, dass ich zu Vorträgen nicht mehr eingeladen werden dürfe.

Herr Erich Kernmayer bekleidet in der Gauleitung Wien das Amt des Gaupresseamtsleiters. Es ist mir nun gelungen, in Erfahrung zu bringen, dass Erich Kernmayer eine ganze Reihe von Arrest- und Kerkerstrafen – darunter sogar 1 Jahr schweren Kerker – abzubüssen gehabt hat. Ich lege meinem heutigen Schreiben den Strafregisterauszug der Kriminalpolizeileitstelle Wien vom 18. 4. 1940 zu Ihrer Einsichtnahme bei und will nur bemerken, dass die Ursachen seiner meisten Strafen kriminellen Charakter haben. So finden wir darunter Gewalttätigkeit, Veruntreuung eines Betrages von über S 2.500.– unter besonders erschwerenden Umständen, Konkursbeeinflussung, Versuch eines Verbrechens und körperli-

Hand in Hand



che Beschädigung, Amtsehenbeleidigung etc. Die Vergehen und Verbrechen liegen alle in der Zeit zwischen den Jahren 1925 und 1935. Einzig und allein die letzte Strafe wegen Vergehens gegen die körperliche Sicherheit, erhielt Kernmayer erst nach der Machtergreifung. Ich betone dies ausdrücklich, damit nicht eventuell die Vermutung aufkomme, dass es sich um Strafen wegen nationalsozialistischer Umtriebe handle. Erich Kernmayer betätigte sich neben seiner Stelle als Gaupresseamtsleiter auch als Schriftsteller, obwohl er bis heute noch keinen Antrag um Befreiung von der Mitgliedschaft eingebracht



Das Hakenkreuz der
Akrobatinnen

hat. Von ihm sind laut Kürschners Literaturkalender 2 Romane und ein Novellenband erschienen.

Es ist mir rätselhaft, dass ein so übel beleumdeter Mensch

- 1.) Parteimitglied der NSDAP sein kann, und
- 2.) die gehobene Stelle eines Gaupresseamtsleiters innehat, und
- 3.) schriftstellerisch tätig sein und bei vielen Veranstaltungen der Partei politische und literarische Vorträge halten darf.

Ich stelle es Ihnen, sehr geehrter Herr Präsident, anheim, von meiner heutigen Mitteilung nach Ihrem Ermessen Gebrauch zu machen, lege jedoch Wert darauf, dass meine Meldung, zu der ich mich als Geschäftsführer der Reichsschrifttumskammer verpflichtet fühlte, vertraulich behandelt werden möge.»

Interessant ist auch ein Brief des Dr. Goebbels aus dem Jahr 1936, gerichtet an den Alt-Pg. Dr. Busch, den Vorsitzenden des NSDAP-Parteigerichtes. Dieses Schreiben berichtet zugleich über



Wanderzirkus «Kraft durch Freude»

das Antinazi-Kabarett «Die Katakombe», in dem Werner Finck eine zeitlang noch der Verdummung mit Humor und mit Erfolg entgegenwirken konnte.

«Lieber Parteigenosse Busch!

Das Gaugericht Berlin hat gegen den Hauptschriftleiter des «Angriff» und Schulungsleiter des Reichsverbandes der deutschen Presse, Pg. Hans Schwarz van Berk, Mitgliedsnummer: 312753, unter dem 7. April 1936 (Kammer II, Aktenzeichen 2.1.116/36) ein Urteil gefällt, zu dem ich Einiges bemerken möchte:

Ich schildere Ihnen zunächst den Vorgang. Der Parteigenosse Schwarz van Berk, der Mitglied des Reichskultursenats ist, hat im Dezember 1934 bei einem Besuch des Kabarets «Katakombe» nach einer Unterhaltung mit dem künstlerischen Leiter, den er auf einzelne Punkte des Programms kritisierend aufmerksam machte und dem er auch sein Befremden über die Zusammensetzung des Publikums äusserte, in das Fremdenbuch die Eintragung gemacht: «Gefährlich oder nicht gefährlich! Weitermachen!» Pg. Schwarz van Berk beschäftigte sich damals in Verbindung mit meinem Ministerium mit der



«Kraft und Schönheit»

Frage der politischen Kabarets, insbesondere mit dem Plan, von nationalsozialistischer Seite aus ein politisches Kabarett zu schaffen.

Im Mai 1935 musste das Kabarett «Katakombe» auf meinen Antrag geschlossen werden. Der Grund zur Schliessung lag nicht nur in der Art des Programms, sondern nicht zuletzt auch in der Zusammensetzung des Publikums, das vielen Punkten des Programms eine ganz andere Bedeutung gab, als ein nationalsozialistisches Pu-

blikum es getan hätte. Ich habe damals eine grosse Zahl von alten Parteigenossen in die «Katakombe» geschickt und mir Bericht erstatten lassen. Die Berichte dieser alten Parteigenossen, die durchaus urteilsfähige Menschen sind, waren grundverschieden. Während ein Teil dieser alten Parteigenossen der Anschauung war, man könne durchaus zweierlei Auffassung sein, ob einzelne Witze vom politischen Standpunkt aus anstössig seien oder nicht und den Standpunkt vertrat,



Göring «kauft» Bilder

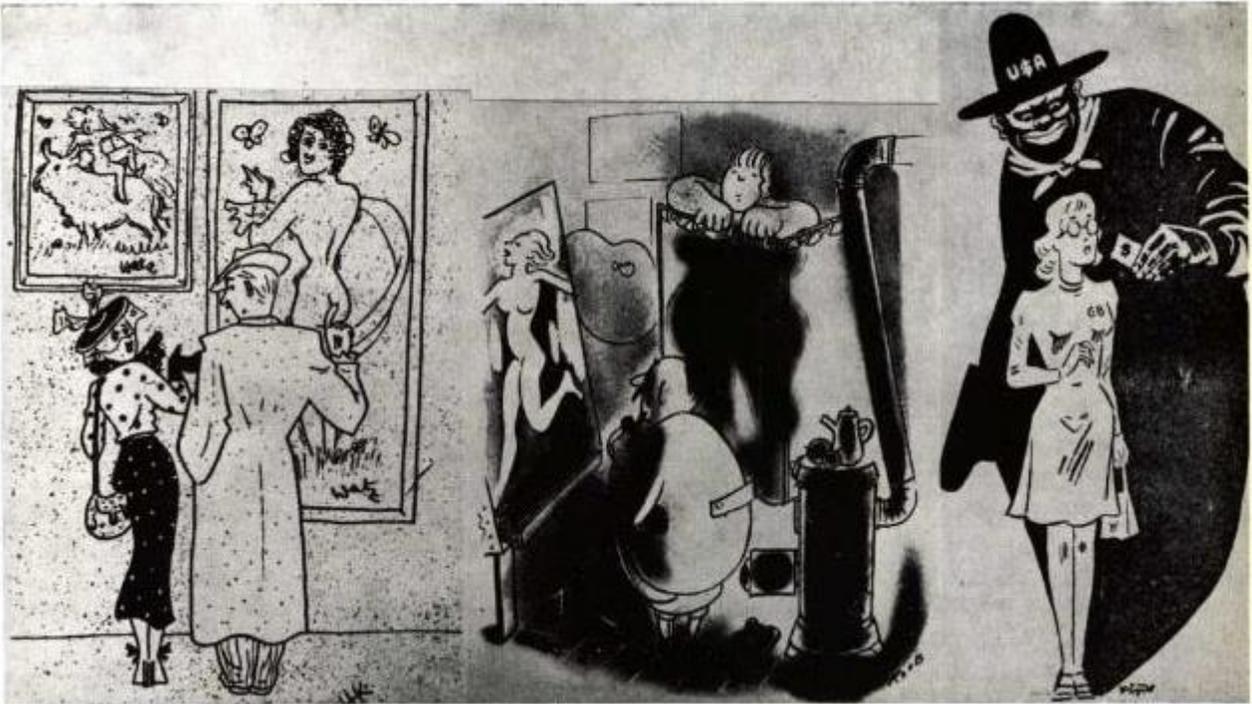


Nazi-Museum aus Pariser Sicht

Witz müsse sein, schlug der andere, grössere Teil die Schliessung des Kabarets vor. Ich schildere Ihnen das, um zu zeigen, dass die Meinung über die «Katakomben» selbst in unseren Kreisen nicht einheitlich war. Als nach Schliessung der «Katakomben» die Auslandspresse diese Massnahme scharf kritisierte, hat Schwarz van Berk, der schon zwei Monate vor der Schliessung seine Stellungnahme völlig geändert und die «Katakomben» laut Zeugenaussagen abgelehnt hatte, einen Artikel gegen das politische Kabarett geschrieben und die Massnahme der Staatsführung verteidigt. Er hat das in Ausübung seiner Pflicht als Schriftleiter getan, wie sie ihm durch das

Schriftleitergesetz vorgeschrieben ist. Danach hat jeder Schriftleiter die Pflicht, auch eventuell entgegen seiner persönlichen Auffassung die Staatsraison zu wahren und aktiv für alle Massnahmen des Staates einzutreten.

Der Regierungsrat Rechenberg von der Pressestelle des Preussischen Staatsministeriums hat im Mai 1935 von der Eintragung des Schwarz van Berk in das Fremdenbuch der «Katakomben» vom Dezember 1934 erfahren und damals keinerlei Gebrauch von seinem Wissen gemacht. Erst im November 1935 hat er in Abwesenheit von Schwarz van Berk in vorgerückter Stunde und nach nicht unerheblichem Alkoholgenuss



Witzblätter 1936

plötzlich und gänzlich unmotiviert schwer beleidigende Äusserungen gegen Schwarz van Berk getan und diesen einen charakterlosen Lumpen genannt. Er ist bei dieser Beleidigung geblieben und war auch nicht zu bewegen, sie zurückzunehmen.

Rechenberg hat also ihm in seiner dienstlichen Eigenschaft als Beamter zur Kenntnis gekommene Vorgänge in einer privaten Abendgesellschaft zur Provokation eines Skandals und zu schweren Beleidigungen benutzt. Das Verhalten des Rechenberg richtet sich von selbst. Ich darf dabei hinweisen, dass Rechenberg früher Schriftleiter des «Grossdeutschen Pressedienstes» war, einer Korrespondenz, die Schwarz van Berk in seiner früheren Eigenschaft als Hauptschriftleiter der «Pommerschen Zeitung», des Parteiorgans,

wegen verschiedener unzuverlässiger Berichte abbestellt hatte. Aus dieser Zeit her datiert eine starke persönliche Animosität des Rechenberg gegen Schwarz van Berk. Es ist aktenkundig, dass Rechenberg hinterher verschiedene, gegen Schwarz van Berk gerichtete, schwere Angriffe gestanden hat, die mit einem Verweis der Angreifer, in einem Fall mit einer Verwarnung und der Dienstenlassung durch den Eher-Verlag endeten.

Ich glaube, es ist sehr hart, wenn ein Schriftleiter von einem Parteigericht eine schwere Verwarnung dafür erhält, dass er, den Bestimmungen des Schriftleitergesetzes entsprechend, Massnahmen des Staates verteidigt. Hätte Schwarz van Berk seinerzeit anders gehandelt und seine Meinung vom Dezember 1934 öffentlich dargelegt,



Die Sensation von 1937:
Ein Mensch, der ein Buch liest

die in der infragestehenden Zeit nicht mehr seine Meinung war, dann hätte ich zweifellos gegen ihn vorgehen müssen.

Ich bitte im Übrigen zu berücksichtigen, dass Schwarz van Berk durch eine Fülle von Veröffentlichungen als nationalsozialistischer Journalist von Rang seit einer Reihe von Jahren hervorgetreten ist und durch seine publizistische Arbeit dem Staat und der Bewegung grosse Dienste geleistet hat. Ich teile Ihnen das alles mit, um Ihnen vor einem endgültigen Urteil auch meine Stellungnahme als Material zur Urteilsfindung zur Verfügung zu stellen.

Heil Hitler!
Ihr Dr. Goebbels¹⁴

Wie die deutschen Publizisten isoliert und vergewaltigt wurden, geht aus folgender Anweisung des sogenannten «Reichsministeriums für Volks-

aufklärung und Propaganda» hervor, das im Jahr 1937 den journalistischen Kontakt mit der Auslandspresse unterbrach (nach Josef Wulf).

«Nachdem der Verein der Ausländischen Presse sich demonstrativ zu den journalistischen Gangster-Methoden des französischen Berichterstatters Ravoux bekannt hat, ist es natürlich nicht möglich, an gesellschaftlichen Veranstaltungen dieses Vereins teilzunehmen.

Es ist daher vom Herrn Reichsminister entschieden worden, dass Einladungen, die an Mitglieder des Ministeriums bzw. den nachgeordneten Dienststellen zu dem Ball des Vereins der Ausländischen Presse, am 4. Dezember 1937 ergehen, nicht angenommen werden dürfen.

Die Absagen sind individuell zu halten und verschieden zu begründen. Auf keinen Fall darf in irgendeiner Form erkenntlich werden, dass eine Ablehnung der Einladung auf höheren Wunsch geschieht.

Die Herren Abteilungsleiter sind dafür verantwortlich, dass aus dem ihnen unterstellten Dienstbereich niemand an der Veranstaltung teilnimmt.»

Mit welcher bornierten Einwänden «nationale Kreise» gegen angeblich nichtarische Künstler zu Felde zogen, ist in den nachstehenden Zeilen nachzulesen, die 1933 schon in der «Deutschen Kulturwacht» standen.

«Weissenburg, ein kleines verschollenes Landstädtchen, wo ehemals ein karolingischer Königshof stand, besitzt seit drei Jahren durch das energische Betreiben seines Bürgermeisters ein Bergwaldtheater. Unter wundervollen hohen Buchen, gleichsam in eine Schlucht eingebettet, liegt diese prachtvolle Naturtribüne.

Im Sommer 1932 wurde Erika Mann vom Intendanten Schmidt als Schauspielerin engagiert; sie

sollte unter anderem auch bei den Schillerschen Dramen mitwirken. Als dies in nationalen Kreisen bekannt wurde, entstand ein allgemeiner Protest und die Leitung des Kampfbundes für Deutsche Kultur in München und Nürnberg sah sich veranlasst, Einspruch gegen die Verpflichtung Erika Manns zu erheben. Zu unmöglich erschien eine Erika Mann als eine Schillersche Heldenfigur.»

Wer glaubt, die Musik, ein doch wirklich irrelevanter Geistesbereich, wäre von der Nazidummheit verschont geblieben, ist im Irrtum. Die Zeitschrift für Musik gab im Juli 1933 konjunkturwittend folgenden Hetzartikel von sich.

«Auch für Musik muss es einen Scheiterhaufen geben. Ein Aufatmen ging durchs deutsche Land, als die grossen Scheiterhaufen angezündet wurden, und als das reinigende Feuer das literarische Gift, mit dem das ganze Reich seit Jahren infiziert worden war, vernichtete. Jeder, dem die völlige Wiedergesundung am Herzen liegt, wird mit wahrer Freude diesen Reinigungsprozess verfolgt haben. Wir können unserm Führer und seinen Paladinen nur immer dankbar sein für diese befreiende Tat. Und auch den deutschen Buchhändlern gebührt Dank, weil sie die Asphaltliteraten auf den Index gesetzt haben, die im vergangenen Reich durch ihre üblen Erzeugnisse mit dem deutschen Volke Schindluder getrieben haben. Mit der literarischen Säuberungsaktion allein ist es aber nicht getan. Es bleibt noch manches zu tun übrig. Auch auf musikalischem Gebiete muss es anders werden. Ich bin selbst musikalisch tätig, muss aber – zu meiner Schande gestehen –, den Erzeugnissen der Schlagerindustrie als Laie gegenüberzustehen. Aber wie gerade hier Dichtung und Musik einander wert sind, kann man aus kleinen Musterbeispielen ersehen, die in den reich ausgestatteten Katalogen zur Genüge zu finden

sind. Und hier muss ganz energisch ins Land gerufen werden: bis hierher und nicht weiter!»

Kein Wunder, dass Parteigenosse Darré, Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, der durch eine Schrift über «Das Schwein als Kriterium für nordische Menschen und Semiten» seine Zuständigkeit für musische Belange bewiesen hatte, an der harmlosen Operette «Der fidele Bauer» von Leo Fall Anstoss nahm. Von dieser stumpfsinnigen Überheblichkeit berichtet der «Filmkurier» im August 1933. «Der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, Darré, hat bei seinem Aufenthalt in Bad Wörishofen eine drastische Massnahme zur Wahrung der Ehre und des Ansehens des deutschen Bauernstandes ergriffen. Die Liedertafel Bad Wörishofen hatte in Anwesenheit des Ministers und Reichsbauernführers die Operette ‚Der fidele Bauer‘ zur Aufführung gebracht.

Wegen der satirisch-abfälligen Behandlung des Bauerntums und der Hervorhebung von Klassenunterschieden, die unvereinbar sind mit dem Gedanken, dass der Bauernstand die Grundlage für das neue Deutschland ist, hat Reichsminister Darré veranlasst, dass weitere Aufführungen dieser Operette unterbleiben.»

Offenbar liessen sich auch starke Persönlichkeiten von der Verdummungstaktik der damaligen Kulturdiktatoren kleinkriegen. Anders ist nicht zu erklären, was Walter Abendroth im «Deutschen Volkstum» über die Unterhaltungsmusik schrieb.

«Bei einer festlichen Kundgebung anlässlich der Tagung der Reichsmusikkammer in Gleiwitz hielt der Präsident der Kammer, Prof. Dr. Peter Raabe, einen Vortrag über die wichtigen Aufgaben, welche die Musik im Rahmen der Politik des Führers zu erfüllen habe kraft ihrer Fähigkeit, die Seele zu formen und dadurch an der Wiederauf-

richtung des deutschen Menschen mitzuarbeiten. Der Kammerpräsident hat sich die Mühe nicht verdrissen lassen, die Unterhaltungsmusiker an den hauptsächlichlichen Stätten ihres Wirkens aufzusuchen. Er besuchte etliche Vergnügungslö- kale und Bars, in denen zu den Klängen ange- blich unterhaltender Musik die Paare sich auf eng- stem Raume mit todernsten, schmerzbeuogten Mienen durcheinanderschoben. Er sah einen Mann mit einem Instrumente, das ihm unbekannt war, in grotesken Sprüngen und Verrenkungen durch den imaginären Raume hüpfen und sagte sich: ‚von denen bist du nun der Präsident‘. . .

Es steht fest, und darin müssen wir Peter Raabe aus vollem Herzen beipflichten: deutsch ist eine derartige exotische Unterhaltungsform nicht; und sie – das unverkennbare Erbteil einer kranken, absinkenden Zeit – sollte in Deutschland keinen Raume mehr haben.

Unterhaltungsmusik – ja! Tanz – gewiss und natürlich! Aber beides soll endlich auch im schein- bar Unwesentlichen davon zeugen, dass ein neuer Geist, ein gesunder Sinn in unser Volk ein- gezogen ist und sein Recht verlangt.»

Der Humor lebte trotzdem

Es gehört zur Dummheit der Gewaltherrscher, dass sie nicht fähig sind, mit dem gesunden Hu- mor, komme er nun vom Brettl, auf der Witzseite oder am Stammtisch, fertig zu werden. Lächer- lich wirkt das Gehabe und die Pose der Machth- aber immer. Dagegen half auch den Nazis weder Polizei noch «Richtlinien», wie sie zu Tausenden produziert wurden. Anfang 1939 ging durch die Presse die Mitteilung, der Schriftsteller und Schauspieler Werner Finck sei aus der Reichs- kulturkammer ausgeschlossen worden. Man hatte ihm schon 1935 «Die Katakombe» geschlossen. «Trotz dieser Verwarnung», so hiess es, «hat er neuerdings in seinem Auftreten jede positive Ein- stellung zum Nationalsozialismus vermissen las- sen und damit. . . vor allem bei den Parteigenos- sen schwerstes Ärgernis erregt.» Eine stupidere Begründung des Finck-Verbotes war wohl kaum zu finden. Eine kleine Blütenlese soll daran erin- nern, dass trotz solchen «Drucks von oben» (Weiss-Ferd) auch die braune Diktatur gegen den Witz machtlos war.

Ein junger Lehrer möchte sich die nationalsozia- listischen Sporen verdienen und stellt folgendes Aufsatzthema: Hätte Werther Selbstmord began- gen, wenn er in der Hitlerjugend gewesen wäre? Daraufhin soll ein[^] Lehrerin einer Mädchen- klasse im edlen Wetteifer das Thema gegeben ha- ben: Wäre die Jungfrau von Orleans Jungfrau ge- blieben, wenn sie im BDM gewesen wäre?

Ein Ausländer besuchte einen Berliner Freund. Dieser unterstützte nach aussen hin die Nazire- gierung, innerlich aber verachtete er sie. Auf ein- em Spaziergang mit seinem Besucher erklärte er diesem, dass der Nationalsozialismus in der Theorie gut und schön sei, abscheulich jedoch in der Praxis.



Feine Pinkel

Menschen aus der Unterwelt seien zu führenden Stellen gelangt und hätten überall Korruption mit sich gebracht. Als ein hoher Nazifunktionär vorüberging, sagte er: «Schau ihn dir an; für 100 Mark würde er alles tun.» Als ein weiterer uniformierter Nazi vorüberging, fuhr er fort: «Dieser würde dir die geheimsten Dokumente für 100 Mark in deine Wohnung bringen.» Er machte noch weitere abfällige Bemerkungen, die ebenfalls Nazis verschiedener Stellung betrafen. «Willst du etwa sagen, dass es keinen einzigen ehrenwerten Nazi in der gesamten Partei gibt?» fragte der Gast. «Natürlich gibt es den», sagte der Berliner, «aber du kannst ihn nicht unter tausend Mark kaufen.»

Zwei Frauen unterhalten sich in der Strassenbahn über die Erschiessung Röhm's. «Schade um den Mann!» sagt die eine. «Er hatte so gute Absichten.» «Wieso gute Absichten?» «Nun, er wollte doch ab morgen von vorne anfangen.»

Wie konjugiert man «gleichschalten»?
Ich schalte gleich, du fliegst raus, er setzt sich rein!

Oder man fragte:

Was ist ein Reaktionär?

Der Inhaber eines gutbezahlten Postens, der einem Nazi gefällt.

Hitler wollte den Reichsmarschall Göring zum Weltmarschall ernennen. Da kam auch Goebbels um eine Titelerhöhung ein: Er wollte wenigstens zum Halbweltmarschall ernannt werden.



Hindenburg und der deutsche Gruss
(John Heartfield)



(John Heartfield)

Leni Riefenstahl soll von der NSDAP für ihre Filmschöpfungen im Dritten Reich belohnt werden. Man kommt überein, ihr ein Braunhemd zu verleihen. Am Ende des Übergabeaktes bedankt sie sich mit den Worten: «Ich werde das Braunhemd stets hochhalten und die Bewegung nicht vergessen.»

«Ich bin», spricht jener, «zu sterben bereit Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben, Ich flehe dich um vier Jahre Zeit, Bis ich die Bürger vom Gelde befreit, Ich lasse den Schacht dir als Bürgen – Ihn magst du, entrinn ich, erwürgen.»

In den ersten Jahren des Dritten Reiches, als die jüdischen Kinder noch in gemeinsamen Schulräumen – aber auf gesonderten Bänken – mit den anderen unterrichtet wurden, stellte einmal ein Lehrer die Frage: «Wer von euch weiss, wer das Buch ‚Mein Kampf‘ geschrieben hat?» Niemand meldete sich, nur in der letzten Bankreihe der kleine Moritz Goldstein. Nachdem der Lehrer seine Zöglinge gebührend auf das Beschämende des Vorfalles hingewiesen hatte, fragte er: «Nun Moritz, wer hat es geschrieben?» «Ich nicht, Herr Lehrer», versicherte der kleine Moritz mit betuernd gespreizten Händen. Der entrüstete Lehrer liess den alten Goldstein kommen und hielt ihm eine Standrede. Der alte Goldstein erwog den Tatbestand und sagte dann treuherzig: «Herr Lehrer, ich werd Ihnen mal was sagen: Mein Moritz ist e vorlautes Kind; er ist vielleicht sogar ein freches Kind. Aber lügen tut mei Moritz nicht! Wenn er sagt, er hats nicht geschrieben, dann hat ers nicht geschrieben!» Und nach einer Weile gütig zurendend: «Aber, Herr Lehrer, wenn ers wirklich sollte geschrieben haben, – nu bitt ich Sie, e Kind!!...!»

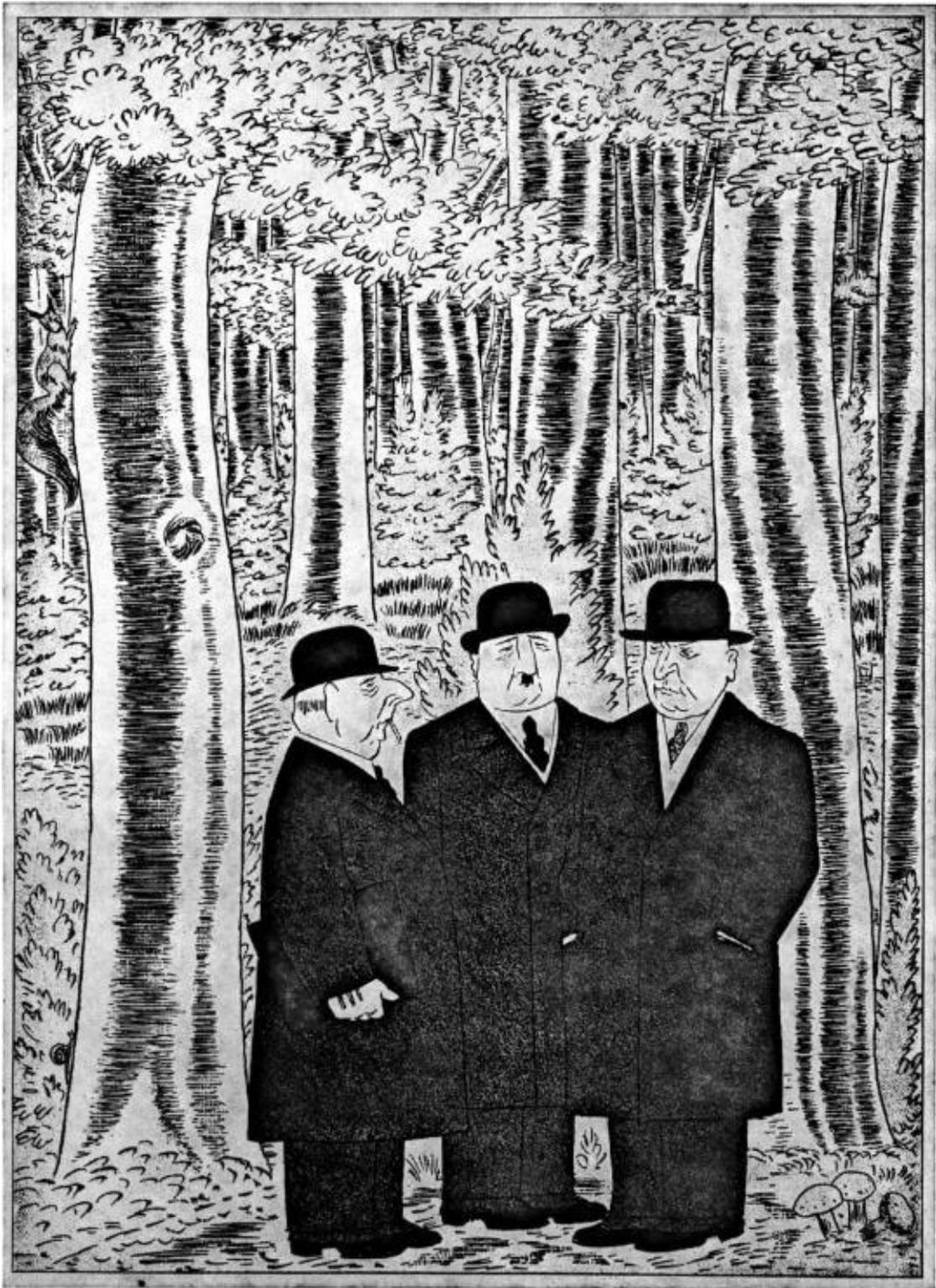
Dann der neueste Witz: «Die Wahlsprüche eines echten Deutschen»:

Sei kinderreich wie Hitler,
sei schlicht und einfach wie Göring,
sei treu wie Hess,
sei schweigsam wie Goebbels, sei nüchtern wie Ley und sei schön wie die Scholz-Klingk!

In Berlin gibt es jetzt einen «Spielplan der Woche».

Am Montag: «Der Weg ins Freie» mit Rudolf Hess.

Am Dienstag: «Einmal grosse Dame sein», mit Emmy Göring.

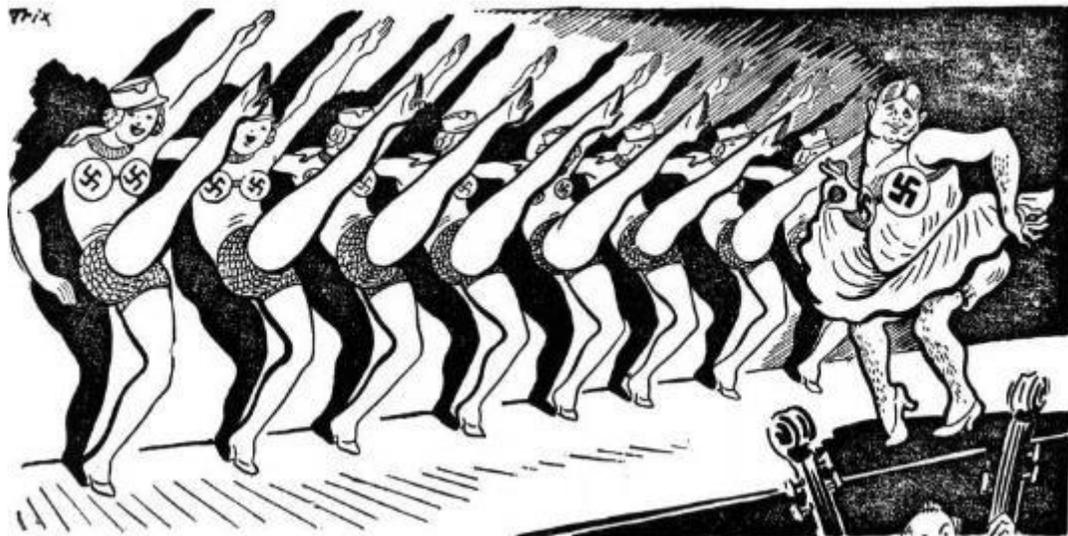


Die Herren von der Presse: «Das Laub färbt sich braun. Könnten wir uns nicht ebenso färben?»

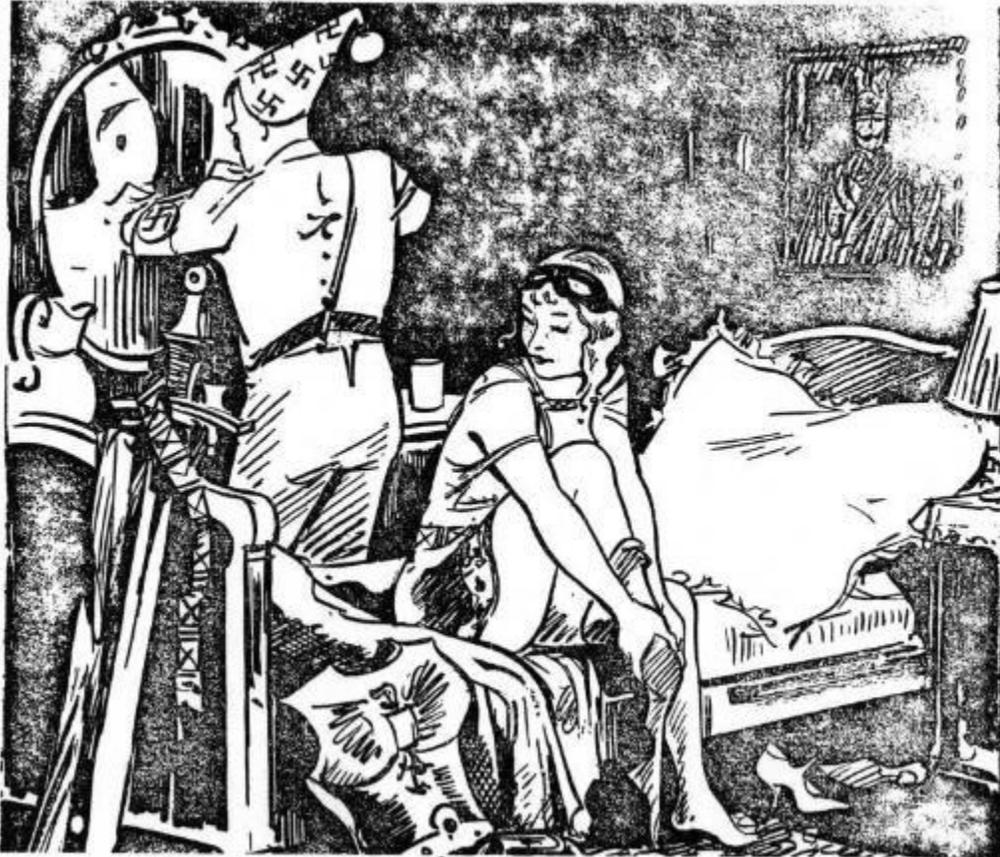
Am Mittwoch: «Krach um Jolanthe» mit Walter Darrè.
Am Donnerstag: «Der mustergültige Ehemann» mit Goebbels.
Am Freitag: «Der blaue Bengel» mit Ley. Am Sonnabend:
«Der Tyrann» mit Hitler und am Sonntag «Die Räuber»,
da spielen sie alle mit.

AUS DER DRITTEN REICHS-REVUE

Nach den Klängen des Horst-Wessel-Liedes



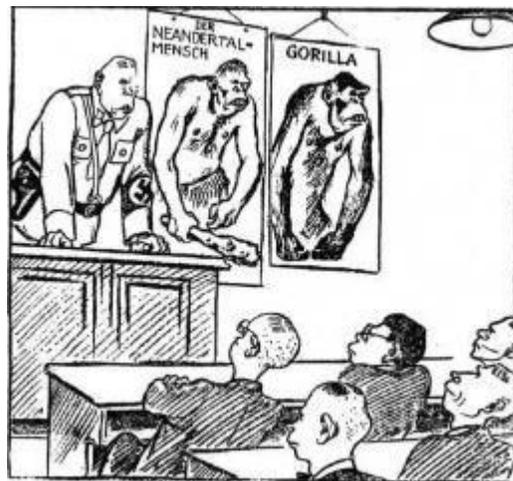
«Die Baner hoch! Die Reihen dicht geschlossen . . .!»



Hitlers Vierjahresplan: «Vier Jahre soll ich warten?»



«Auslassen! Das is mein Jud! Den hau' ich!»



Lehrkanzel

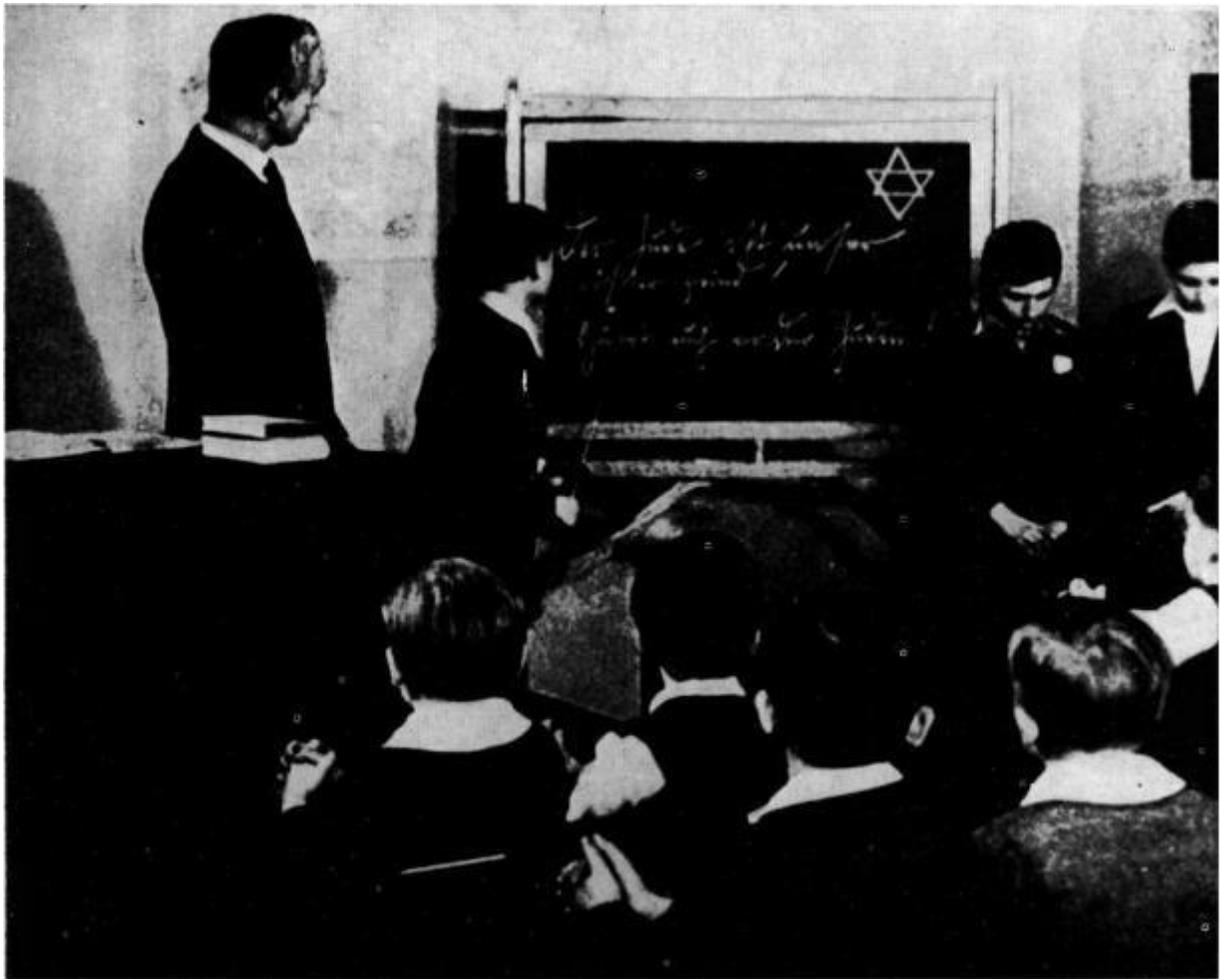
Fünftes Kapitel

Judenverfolgung – Judenvernichtung

Die Unduldsamkeit hat in der Menschheitsgeschichte eine blutige Spur hinterlassen. Noch nie aber war das Blutbad so gross wie in den Jahren der Judenvernichtung durch den Nationalsozialismus. Dagegen verblassen sogar die antiken

Völkerausrottungen, die mittelalterliche Inquisition und die Glaubenskriege im 16. und 17. Jahrhundert. Über den Anfang der offiziellen deutschen Judenverfolgung berichtet Lord Russel («Geissel der Menschheit»).

«Die erste organisierte Aktion war der Boykott jüdischer Unternehmen im April 1933; dann folgte eine Reihe von Gesetzen, durch die die Juden tatsächlich aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens, aus dem Staatsdienst, den freien



Nazi-Schule – Judenknaben am Pranger



Boycott



Berufen, dem Erziehungswesen und den Streitkräften entfernt wurden.

In der vordersten Linie der antisemitischen Hetzer stand Julius Streicher, der «Judenfeind Nummer eins», wie er sich selbst nannte. Seine Aufgabe war es, die antisemitischen Tendenzen, die sich nach dem ersten Weltkrieg in Deutschland stärker entwickelt hatten, zu brennendem Hass anzufachen und die Deutschen aufzuwiegeln, die Juden als Rasse zu verfolgen und zu vernichten. Wenn man die verfügbaren Statistiken zu Rate zieht, kann man Streicher mit Redit nachsagen, dass er Beihilfe zu fünf Millionen Morden geleistet hat.

Er war der richtige Mann für seinen Posten, hatte er doch schon vor 1922, als die erste Nummer seiner antisemitischen Wochenzeitung «Der Stürmer» erschien, gegen die Juden gehetzt. 1933 gründete er die «Fränkische Tageszeitung», ein Blatt mit gleicher Tendenz. Damals sagte er: «Wir wissen, dass Deutschland frei sein wird, wenn der Jude aus dem Leben des deutschen Volkes ausgeschaltet worden ist.»

Wie weit Streicher bei dieser Propaganda ging, muss man gesehen haben, um es glauben zu können. Hier einige Kostproben. «Das auserwählte Volk der Verbrecher» hiess ein Artikel im «Stürmer»:

Das Geschichtsbuch der Juden, das man als «Heilige Schrift» zu bezeichnen sich angewöhnt hat, mutet wie ein einziger schauerlich-schauriger Kriminalroman an, neben dem die Schundromane des englischen Juden Edgar Wallace vor Neid erblassen müssen. Von Mord und Blutschande, Betrug, Diebstahl und Sittlichkeitsverbrechen wimmelt es in diesem Buch geradezu.

Im Juni 1937, als das Luftschiff «Hindenburg» in Brand geriet, veröffentlichte Streicher ein Foto des brennenden Rumples mit folgendem Text:

Das erste Funkbild aus USA zeigt uns ganz deutlich, dass hinter der Explosion unseres LZ «Hindenburg» der Jude* steht. Die Natur hat hier den Teufel in Menschengestalt klar und absolut korrekt gezeichnet.

* Dieser «Jude» war eine Rauchwolke, die man auf dem Foto so retuschiert hatte, dass sie dem Gesicht eines Juden glich.

Man propagierte auch den phantastischsten Unsinn von der sogenannten «Rassenschande»:

Für den Wissenden steht ewig fest: «Artfremdes Eiweiss» ist der Same eines Mannes von anderer Rasse. Der männliche Same wird bei der Begattung ganz oder teilweise von dem weiblichen Mutterboden aufgesaugt und geht so in das Blut über. Ein einziger Beischlaf eines Juden bei einer arischen Frau genügt, um deren Blut für immer zu vergiften. Sie hat mit dem «artfremden Eiweiss» auch die fremde Seele in sich aufgenommen. Sie kann nie mehr, auch wenn sie einen arischen Mann heiratet, rein arische Kinder bekommen, sondern nur Bastarde . . .

Wir wissen nun, warum der Jude mit allen Mitteln der Verführungskunst darauf ausgeht, deutsche Mädchen möglichst frühzeitig zu schänden, warum der jüdische Arzt seine Patientinnen in der Narkose vergewaltigt. . .

Es ist kaum zu glauben, dass diese Ausführungen in einer populär-medizinischen Zeitschrift, der «Deutschen Volksgesundheit», erschienen, es sei denn, man weiss, dass Streicher der Herausgeber war.

Zur gleichen Zeit brachte der «Stürmer» ein Bild, auf dem der Oberkörper eines Mädchens zu sehen war, der von den Armen eines Mannes umfasst wurde; der Mann hatte seine Hände um den Nacken des Mädchens gelegt, und sein Gesicht, das im Hintergrund als Schatten sichtbar war, trug deutlich jüdische Züge. Der Text dazu lautete:



Er wird sich nie mehr beschweren

«Entmannung der Rassenschänder! Nur harte Strafen schützen unsere Frauen vor weiterem Zugriff ekler Judenklauen.» Selbst die Jugend wurde mit diesen gefährlichen Lehren gefüttert. Hier einige Auszüge aus einer kurzen Geschichte, die in einem Kinderbuch unter dem Titel «Giftige Finger» erschien:

Inge sitzt im Wartezimmer des Judenarztes. Sie muss lange warten. Sie blättert in den Zeitschriften, die auf dem Tisch liegen. Aber sie ist viel zu unruhig, als dass sie nur einige Sätze lesen könnte. Immer wieder muss sie an das Gespräch mit der Mutter denken. Und immer wieder kommen ihr die Warnungen ihrer BDM-Führerin in den Sinn: «Ein Deutscher darf nicht zum Judenarzt gehen! Und ein deutsches Mädels erst recht nicht! So manches Mädels, das beim Judenarzt Heilung suchte, fand dort Siechtum und Schande!» . . .



«Nur für Arier»



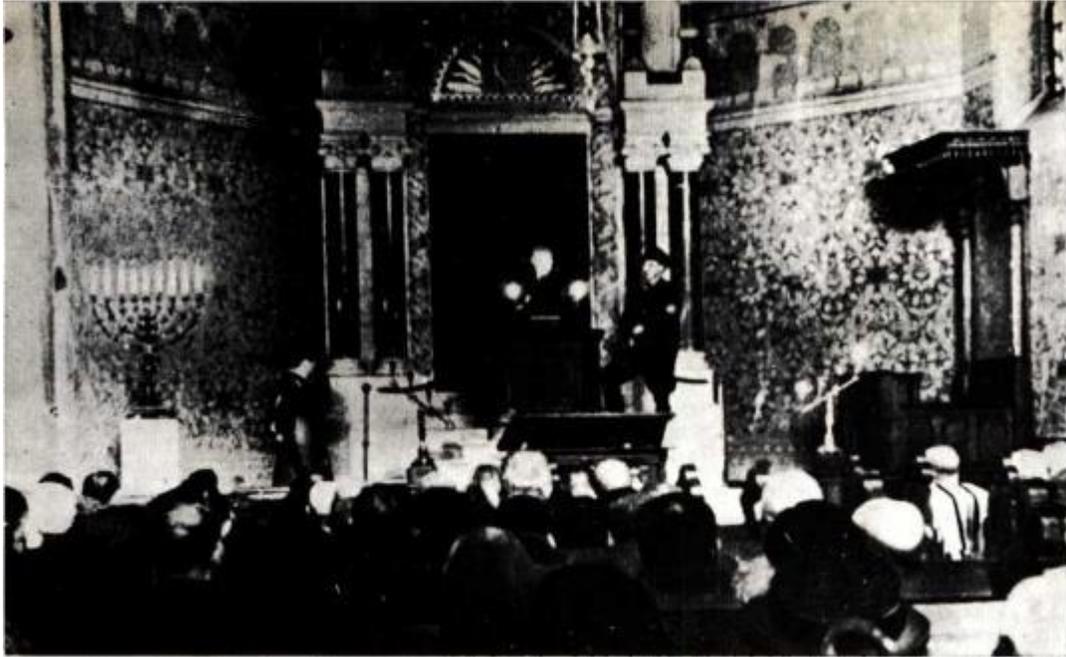
Hetzplakat

Inge wartet nun schon eine Stunde lang. Wieder greift sie nach den Zeitschriften und versucht zu lesen. Da öffnet sich die Türe. Inge blickt auf. Der Jude erscheint. Ein Schrei dringt aus Inges Mund. Vor Schreck lässt sie die Zeitung fallen. Entsetzt fährt sie in die Höhe. Ihre Augen starren in das Gesicht des Judenarztes. Und dieses Gesicht ist das Gesicht des Teufels. Mitten in diesem Teufelsgesicht sitzt eine riesige, verbogene Nase. Hinter den Brillengläsern funkeln zwei Verbrecheraugen. Und um die wulstigen Lippen spielt ein Grinsen. Ein Grinsen, das sagen will: «Nun hab ich dich endlich, kleines deutsches Mädchen!» Und dann geht der Jude auf sie zu.

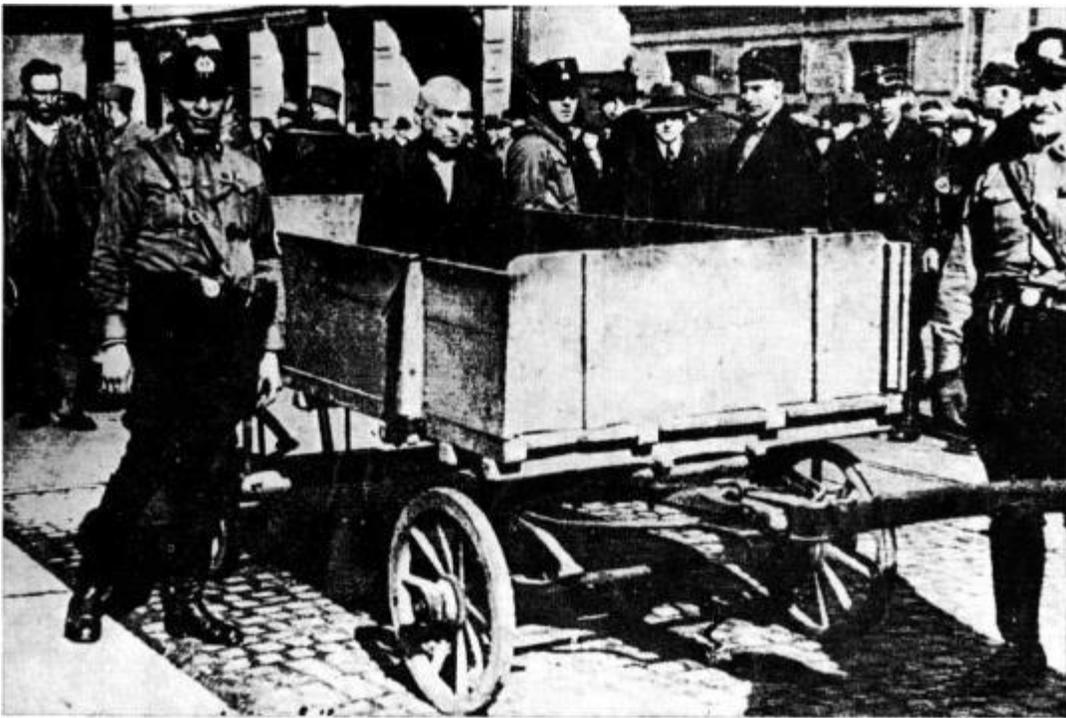
Seine fleischigen Finger greifen nach ihr. Nun aber hat sich Inge gefasst. Noch ehe der Jude zu packen kann, schlägt sie mit ihrer Hand in das fette Gesicht des Judenarztes. Dann ein Sprung zur Türe. Atemlos rennt Inge die Treppe hinunter. Atemlos stürzt sie aus dem Judenhaus.

Giftige Finger? Giftiger Blödsinn! Man kann in der Tat kaum glauben, dass es jemanden gab, der solche Absurditäten auch nur las – aber sie wurden gelesen, und das Gift verbreitete sich, wie beabsichtigt, über das ganze Volk, bis es willens und bereit war, seine Führer bei der Politik der Massenvernichtung, auf die sie Kurs genommen hatten, zu unterstützen.

1938 waren Pogrome zu einer alltäglichen Erscheinung geworden, Synagogen wurden niedergebrannt, jüdische Geschäfte geplündert. Man verhängte kollektive Geldstrafen, der Staat beschlagnahmte jüdische Guthaben, und selbst die Bewegungsfreiheit der Juden wurde Vorschriften unterworfen. Man richtete wieder Ghettos ein, und schliesslich zwang man die Juden, auf ihrer Kleidung den gelben Stern zu tragen.» Soweit in Romanform wiedergegebene Ereignisse dafür Zeugnis sein können, mögen für die merkwürdige Duldsamkeit der Welt den Nazigreueln gegenüber einige Stellen aus «Die Mission» von Hans Habe sprechen. Die wiedergegebenen Unterhaltungen verlegt der Roman auf die sogenannte Konferenz von Evian, auf der im Juli 1938 Unterhändler aus aller Welt mit einem Gewährsmann der Nazi-Gestapo über die Freigabe der deutschen Juden gesprochen haben, aber zu keinem Ergebnis kamen. Wer daran Schuld war, dass aus dem «Menschenhandel» nichts wurde, dass infolgedessen das jüdische Schicksal seinen Lauf nahm, ist heute eine Streitfrage. Sehr ernst zu nehmende Forscher behaupten heute, bei der nötigen Bereitschaft der Unterhändler hätten damals einige hunderttausend Juden gerettet werden können.



SS dringt in eine Synagoge ein



Auf der Karre ins KZ

«Das dritte – kommen wir zum Gegenstand, Herr Hofrat», sagte der Statthalter, gleichwohl absetzend, als wäre dieses Dritte, der Gegenstand, eine Hürde, die auch des Führers Statthalter nicht so ohne weiteres zu nehmen vermochte. In Deutschland gäbe es also rund dreihunderttausend Juden, dazu etwa hundertachtzigtausend in der Ostmark, die Zahl der Juden in ganz Europa könne mit weiteren fünf oder sechs Millionen beziffert werden. «Gegenwärtig verfügt das Deutsche Reich über etwa eine halbe Million Juden. Der Führer, in dessen Namen ich spreche, ist bereit, die Juden ans Ausland auszuliefern, wenn das Ausland seinerseits bereit ist, für den von den Juden angerichteten Schaden aufzukommen.» Die Konferenz von Evian, müsse der Hofrat wissen, sei ein Schacher um des Bären Fell, da ja keine Macht der Welt das Deutsche Reich zwingen könne, seine Juden freizugeben. Mit anderen Worten – der Statthalter holte tief Atem –: Die Reichsregierung sei sich über einen Ausfuhrzoll übereingekommen, zweihundertfünfzig Dollar pro Person, Frauen und Kinder nicht ausgenommen, doch wolle sich das Deutsche Reich bei kinderreichen Familien, unabhängig von deren Zahl, mit der runden Summe von tausend Dollar pro Familie begnügen. Und noch eines. Das Deutsche Reich habe kein Interesse daran, einzelnen Juden die Ausreise zu genehmigen – «dass für Menschen wie Sie, Herr Hofrat, zweihundertfünfzig Dollar kein zu hoher Preis wäre, versteht sich von selbst» –, die Reichsregierung wünsche die Juden «als Ganzes oder gar nicht» dem Ausland zu überlassen. Zweihundertfünfzig Dollar pro Kopf, das gäbe also, «über den Daumen gepeilt», hundertfünfundzwanzig Millionen Dollar, doch fordere das Deutsche Reich keine Vorauszahlung, es erwarte nicht das Unmögliche, über eine Ratenzahlung liesse sich durchaus reden: «Hier Ware, hier Geld.» Auf der anderen Seite sei es dem Aus-

land unbenommen, seinen guten Willen zu bezeugen und durch die Errichtung eines Judenfonds von «sagen wir, drei- bis vierhundert Millionen Dollar» auch die anderen Juden Europas gegen alle Eventualitäten zu schützen, eine Massnahme, die beispielsweise den vierhunderttausend Juden der «sogenannten Tschechoslowakei» zugute käme.»

Immerhin dürften sie wohl in der Lage sein, eine beschränkte Zahl von Flüchtlingen aufzunehmen, vornehmlich junge Menschen, willens, in den Industrialisierungsprozess sich einzufügen. Ob die Konferenz mit verheissungsvollen Aussichten auf einen gewissen Erfolg zu tagen beginne, das werde in erster Linie das «Ursprungsland» der Flüchtlinge – «country of origin», sagte er, das Wort Deutschland vermeidend – beantworten müssen. «Man kann», erklärte Seine Lordschaft, indem er seine Worte wog und einzelne mit Bedacht unterstrich, «von keinem Land verlangen, dass es Leute aufnimmt, die ihrer Existenzmittel beraubt werden, bevor sie die Auswanderung überhaupt antreten. Man kann auch nicht verlangen, dass private Vereinigungen den Emigranten jene Mittel ersetzen, deren sie in ihrem Ursprungsland verlustig erklärt worden sind.» Eine Ansiedlung von Flüchtlingen, schloss er, habe nur dann eine Chance, wenn diesen ihr Hab und Gut mitzunehmen gestattet werde.

«Er habe, begann er, mit dem amerikanischen Botschafter gesprochen und sei sogleich auf ein Hindernis gestossen, das alle weiteren Verhandlungen erschwere, wenn nicht unmöglich mache. Die Vereinigten Staaten und somit wohl auch die übrigen Konferenzteilnehmer seien nur dann bereit, das Angebot der Reichsregierung zu prüfen, wenn es offiziell oder zumindest durch einen Sprecher Berlins vorgetragen werde. Amerika fordere, ehe es materielle Leistungen überhaupt



«Judenrein»

erwägen könne. Beweise, dass es der Reichsregierung mit der Auslieferung der Juden ernst sei, die Vereinigten Staaten wollen begreiflicherweise nicht als Käufer einer Ware auftreten – er gebrauchte und betonte dieses Wort –, die sich gar nicht als käuflich erweisen würde.

„Die Herren wollen, mit anderen Worten“, unterbrach ihn Herr Megelein, „Deutschland den Schwarzen Peter zuspiesen. Sie wollen die Reichsregierung in die Rolle eines Bittstellers drängen, dessen Ersuchen sie dann in aller Öffentlichkeit, wahrscheinlich mit dem Brustton der Entrüstung, abweisen. Nun, wir sind nicht überrascht“.

„Der Botschafter hat nichts von einer Abweisung erwähnt“.

Hier hielt der Professor inne, weil ein fürchterlicher Verdacht in ihm aufgestiegen war. Vielleicht hatte der Repräsentant der Gestapo nicht ganz unrecht, vielleicht war dieser, wenn auch von bösen Absichten geleitet, im Gestrüpp der Politik doch eher zu Hause, vielleicht ging es Amerika gar nicht um die Flüchtlinge, vielleicht wollte es die Deutschen nur als Menschenhändler entlarven, ohne zu kaufen, was sie anboten. Oder, schlimmer noch, Herr Megelein glaubte die Absichten der anderen so gut zu kennen, weil es eigentlich, mit umgekehrten Vorzeichen, die Ab-



«Sara» und «Israel» – jüdische Personalausweise (das «J» – Jude – wurde auf Vorschlag des Chefs der...

WM



...Schweizer Fremdenpolizei, Rothmund, in die jüdischen Ausweise gestempelt!

769



Eigenhändige Unterschrift des Inhabers
Własnoręczny podpis właściciela

Familiennamen: Milman
Nazwisko

Bei Frauen auch Geburtsname
U kobiet nazwisko rodowe

Vorname: Chaja Sura
Imię

Geburtsd. Monat, Jahr: 17. 10. 1916
Data, miesiąc, rok urodzenia

Geburtsort: Radom
Miejsce urodzenia

Rasse: Jude
Rasa

Familienstand: ledig - wolna
Stan

Beruf: Schneiderin - krawcowa
Zawód

Wohnort: RADOM
Miejsce zamieszkania

Wohnung: Chłostkiewicza 8
Adres

Ausgestellt: 18. 4 1941
Wydawione

Der Stadthauptmann

Stempel
Pieczęć

Solche Ausweise bewahrten die Inhaber meist nur kurze Zeit vor der Vernichtung

sichten Deutschlands waren: Das Reich wollte die Konferenzteilnehmer als Menschenhändler blossstellen, ohne in Wirklichkeit an die Freilassung der Juden zu denken.»

«Er überflog die Schlagzeilen der Zeitungen. Jämmerlicher Auftakt in Evian', 'Die Judenkonferenz zum Scheitern verurteilt', 'Niemand will sie haben' – und so ähnlich lauteten sie. Als erstes schlug er einen rot angestrichenen Artikel des Danziger Vorposten auf, in dem es hiess: 'Die Judenkonferenz in Evian scheint sich zu einer Anti-Judenkonferenz zu entwickeln, da sich

zeigt, dass man die Juden zwar gern bedauert, weil sich mit diesem 'Bedauern' eine üble Hetze gegen Deutschland verbinden lässt, dass aber kein Staat bereit ist, durch die Aufnahme einiger tausend Juden die angebliche 'Kulturschande' in Mitteleuropa zu beseitigen. So bestätigt die Konferenz von Evian lediglich die deutsche Haltung gegenüber dem Judentum. Denn wenn selbst solche Staaten, die bisher wenig Juden beherbergten, sich als mit Juden 'gesättigt' erklären, wer kann dann dem deutschen Volk, das in wahrhaft inflationistischem Masse das Judentum in seinen



Die Schaufenster eines jüdischen Kaufhauses

Grenzen erlebte, einen Vorwurf machen, dass es Gesetze zum Schutz von Blut und Volksvermögen gegen das Judentum erliess?' Ein anderer Artikel, in der Deutschen Allgemeinen Zeitung, sprach eine noch deutlichere, drohende Sprache: ‚Man müsste, wenn man schon 30 Staaten zu einer internationalen Konferenz bemüht, sich tiefere Rechenschaft von der historischen Lage geben und auf eine ganze Lösung hinarbeiten.

Denn was in Deutschland aufgebrochen ist, steht für mehrere andere Staaten vor der Tür. Ob diese so zurückhaltend bei der Lösung des Problems vorgehen werden, wie es das Deutsche Reich getan hat, ist sehr fraglich.‘ Und da war schliesslich ein Artikel des Völkischen Beobachters, der, so schien es dem Professor, eine direkte Anspielung auf seine Mission enthielt: ‚Sie weinen Krokodilstränen über die Juden, aber niemand will für



Für viele Juden war Dachau, eines der ersten Konzentrationslager, die letzte Station der Verfolgung. Hier hat man es einem Buchhändler höhnisch auf seinen Laden geschmiert

diese ‚Unglücklichen‘ ein Opfer bringen, da jedermann weiss, was der Jude innerhalb einer völkischen Gemeinschaft bedeutet. So drängt sich jetzt schon die Erkenntnis auf, dass die Staaten, die selbst keine Juden aufnehmen wollen, nur die ohnedies immer noch viel zuwenig durchgreifenden Abwehrmassnahmen des Deutschen Reiches gegenüber den Juden rechtfertigen.»
«Wenn Sie wünschen, dass ich dem Ausschuss reinen Wein einschenke», sagte der Minister, «werde ich es tun. Schenken Sie mir jedoch Ihr Vertrauen, so sollten wir uns fragen, was die

Deutschen eigentlich planen, was sich hinter ihrem Angebot und ihrer Drohung verbirgt.»
«Sie wollen eine Erpressung begehen.»
«So einfach ist es nicht. Wenn die Deutschen das Geld nur brauchten, um ihre Kriegsmaschine damit zu ölen, wäre ihnen die Herkunft des Geldes gleichgültig. Warum lehnen sie das Geld von wohlthätigen Institutionen ab, warum stellen sie die Bedingung, dass das Lösegeld von Staaten, Nationen, Regierungen erlegt werden müsse? ‚Non olet‘, hat Vespasian gesagt, als man ihm vorhielt, dass das Geld, das er für die Besteuerung von Urin eingenommen hatte, von üblem Geruch sei. Hitler ist mehr als Vespasian: Ihm ist



Judenvertreibung

«Im fernen Süden liegt das Land,
 wo einst der Juden Wiege stand.
 Dorthin sollen sie mit Frau und Kind
 so schnell wie sie gekommen sind!
 Seht an das jammervolle Bild!
 Die Juden garstig, frech und wild,

den Abraham, den Salomon,
 den Blumenfeld, den Lefinson,
 Rebekchen mit Sohn Jonatan.
 Simon und auch Aahron,
 wie sie die Augen rollen
 und sich von dannen trollen.»



Der Gekreuzigte blickt auf eine Tafel

der Geruch des Geldes nicht nur gleichgültig, er legt Wert darauf, dass das Geld stinke.»

«Stinkt das Geld der Regierungen mehr als das Geld privater Organisationen?»

«Wenn Regierungen Lösegeld bezahlen, sanktionieren sie die Taten jener Regierung, von der sie die Unglücklichen loskaufen.»

«Die Vertreter Ecuadors, Guatemalas, Costa Riccas, Paraguays, Venezuelas, Uruguays, Nikaraguas, Perus, Chiles und der Dominikanischen Republik waren hier unter sich, was nicht uner-

heblich zu der Offenheit und Aufrichtigkeit ihrer Aussprache beitrug. Insbesondere der Delegierte Venezuelas, Gesandter seines Landes in Paris, konnte endlich seinem bedrängten Herzen Luft machen. Die Initiative des amerikanischen Präsidenten, sagte er, erinnere ihn an die Haltung der Nordamerikaner im Weltkrieg, die stets bereit waren, ohne Rücksicht auf Opfer ‚bis zum letzten Franzosen oder Engländer‘ zu kämpfen. Die Vereinigten Staaten dächten nicht daran, ihre Quote für Flüchtlinge zu erhöhen, und wie es um diese

Quote bestellt sei, das ergäbe sich doch aus dem Vergleich mit Argentinien – jedesmal, wenn im Jahre 1935 48 Juden die Einreiseerlaubnis für die USA erhielten, seien 32 in Argentinien eingewandert, und dies, obwohl die Bevölkerung der Vereinigten Staaten rund achtmal so gross sei wie die Argentinien. In Evian offenbare sich die traditionelle Politik der Vereinigten Staaten, die unter der amerikanischen Brüderlichkeit nur eines verstehe: ‚Dem kleinen, schwachen Bruder soll die gleiche Last aufgebürdet werden wie dem grossen, starken.‘

Wie systematisch die Nazis bei ihren Verbrechen gegen die Juden vorgingen, darüber berichtet Simon Wiesenthal in seinem Buch «Doch die Mörder leben». Die österreichischen Hitler-Anhänger schrieben kurz vor dem Sturz Schuschniggs folgenden «stolzen» Bericht an Göring.





(Deportation) Die Pest greift auf Holland über

«Wir haben darüber in Österreich schon einen genauen Plan, Herr Generalfeldmarschall. In Wien gibt es 12'000 jüdische Handwerksbetriebe und 5'000 jüdische Einzelhandelsgeschäfte. Für diese zusammen 17'000 offenen Läden lag die endgültige Planung für alle Gewerbetreibenden schon vor dem Umbruch vor. Von den 12'000 Handwerksbetrieben sollten nahezu 10'000 endgültig gesperrt und 200 aufrechterhalten werden. Von den 5'000 Einzelhandelsgeschäften sollten 1'000 aufrechterhalten d.h. arisiert und 4'000 geschlossen werden. Nach diesem Plan würden also 3'000 bis 3'500 von den im ganzen 17'000 Geschäften offenbleiben, alle übrigen geschlossen werden. Das ist auf Grund von Untersuchun-

gen für jede einzelne Branche nach den örtlichen Bedürfnissen abgestimmt, mit allen zuständigen Stellen erledigt und kann morgen hinausgehen, sobald wir das Gesetz bekommen, das wir im September erbeten haben, das uns ermächtigen soll, ganz allgemein ohne Zusammenhang mit der Judenfrage Gewerbeberechtigungen zu entziehen. Das wäre ein ganz kurzes Gesetz.»

Göring hatte hocheifrig geantwortet: «Die Verordnung werde ich heute machen ... Ich muss sagen: der Vorschlag ist wunderbar. Dann würde in Wien, einer der Hauptjudenstädte sozusagen, bis Weihnachten oder Ende des Jahres diese ganze Geschichte wirklich ausgeräumt sein.»



Sie wissen noch nicht, wohin es geht

Wirtschaftsminister Funk schlug vor: «Das können wir auch hier» (in Deutschland) «machen.» Überall, wo die deutschen Panzer Europa überrollten, kamen hinter ihnen die Polizeitruppen. Und eine ihrer wichtigsten Aufgaben war die Ausplünderung und Deportation der Juden. Wie man dabei vorging, zeigt das Beispiel Holland (Simon Wiesenthal).

«Die Deportation der holländischen Juden ging ohne die geringste menschliche Regung vonstatten. Ich besitze einen Brief, den ein Jude, G. A. van der Hall, an den deutschen Militärbefehlshaber in den Niederlanden, General Christiansen, geschrieben hat: Er habe im Mai 1940 beide Beine im Felde verloren und bitte um eine Ausnahme genehmigung zum Verbleib in Holland.

Der Unglückliche wurde trotzdem verschleppt und starb in einem Konzentrationslager. Seinen Brief fand man später mit dem amtlichen Randvermerk: ‚Jud bleibt Jud – ob mit, oder ohne Beine.‘»

Die eigentliche Tragödie der Juden begann mit dem Kriegsausbruch 1939. Reinhard Henkys fasste den Verlauf der Vernichtungsaktion in einem Rückblick kurz zusammen («Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen»).

«Von 1939 ab hatte sich die nationalsozialistische Führung in zunehmendem Masse daran gewöhnt, tatsächliche oder, wie etwa die Judenfrage, scheinbare Probleme, die die Bevölkerungen in den unterworfenen Landstrichen boten, durch Mord und Totschlag zu lösen. Als angesichts des nahenden Zusammenbruchs und des



Warten auf dem Weg ins Gas

Arbeitermangels in der Rüstungsindustrie gegen Ende des Krieges hohe Funktionäre des SS-Staates einschliesslich Himmler unbeholfene Versuche machten, das grosse Morden zu stoppen, zeigte sich, dass sie die Dinge nicht mehr in der Hand hatten. Die grossen Vernichtungsanstalten forderten keine Opfer mehr, sie waren dem Erdboden gleichgemacht, gesprengt oder stillgelegt worden, aber die Opfer starben weiter. Die SS-Funktionäre der Konzentrationslager hatten keine Übung darin, Menschenleben zu erhalten. So blieben Anordnungen, wie beispielsweise die des WVHA bereits vom 28. 12. 42, die Kranken in den KZ nicht mehr umzubringen, sondern wieder arbeitsfähig zu machen, wirkungslos. Und Himmlers im Herbst 1944 ergangene Weisung, die Judenausrottung zu beenden, zeitigte nur die

Wirkung, dass Juden nunmehr nicht mehr den Tod in eigens für sie errichteten Mordanlagen fanden, sondern wie alle anderen KZ-Häftlinge behandelt wurden. Das bedeutete für Hunderttausende Tod durch Arbeit, Hunger, Seuchen oder in Einzel- und Massenerschiessungen. Die Schwenkung der oberen SS-Hierarchie, die mit dem Internationalen Roten Kreuz zu verhandeln begann, war im Übrigen auch nicht sehr überzeugend. Zwar ergingen Anordnungen, den Massenmord zu beenden, gleichzeitig jedoch sollte kein Häftling lebend in die Hände der vorrückenden alliierten Truppen fallen. (Nur wenige Lager wurden kurz vor Kriegsende ohne vorherigen Räumungsversuch den Siegern überlassen.) Die SS-Bürokratie sah sich nicht in der Lage, beziehungsweise kam überhaupt nicht auf den Gedan-



Waldden in Auschwitz. Warten auf dem Weg ins Gas

ken, den Mordstopp durch lebenerhaltende Massnahmen effektiv zu machen. Ebenso undenkbar schien es ihr, sich der riesigen Haftlingsmassen durch Entlassungen wenigstens der Invaliden zu entledigen. Bezeichnend ist der Befehl, der vom Befehlshaber der Sicherheitspolizei im Generalgouvernement und ähnlich von Befehlsstellen an anderen Orten erlassen wurde, dass die Haftanstalten im besetzten Osten vor den heranrückenden Russen zu räumen und, wo sich dies nicht machen liess, die Häftlinge zu 'liquidieren' seien. Er brachte zahlreichen regulären Straf- und Untersuchungsgefangenen den Tod.»

Am grausamsten hatten die Juden im eroberten Polen zu leiden. Tatsachenberichte, die bei Reinhard Henkys («Nat.-soz. Gewaltverbrechen») wiedergegeben sind, klingen zwar unglaublich,

doch die von der Kamera festgehaltenen Bilder bezeugen die traurige Wahrheit. Dass auch auf sowjetischem Gebiet in erster Linie jüdische Menschen die Opfer waren, ergibt sich aus der gleichen Quelle.

«Kurz vor Weihnachten sollten 1'600 Juden aus Nasielek ausgewiesen werden. Die Polizei sperrte alle in die Synagoge und verprugelte sie dort mit Hundepeitschen. Einige wurden neben der Synagoge gleich erschossen. Als man den grossen Teil am nächsten Morgen zum Bahnhof brachte, wurden sie mit Peitschenhieben durch eine besondere Schmutzstelle getrieben, welche als 'Rotes Meer' bezeichnet wurde. 24 heimlich später zurückgekehrte Juden erhielten zusammen täglich 5 Brote als Verpflegung und wurden in einen eiskalten Raum gesperrt, dessen Fenster



Letztes Gebet

mit Brettern zugenagelt wurden. Die Polizei nahm ihnen die Mäntel ab und schloss sie bei 9 Grad Kälte ein. Das Schreien und Heulen der frierenden Juden einschliesslich der Frauen wäre Strassen weit zu hören gewesen/ Oder es heisst in einem Bericht des Wehrkreiskommandos XXI vom 23.11.1939: „In Turek führen am 30.10. 1939 drei SS-Kraftwagen unter Leitung eines höheren SS-Führers durch die Strassen, wobei die Leute auf den Strassen mit Ochsenziemern und langen Peitschen wahllos über die Köpfe geschlagen wurden. Auch Volksdeutsche waren unter den Betroffenen. Schliesslich wurden eine Anzahl Juden in die Synagoge getrieben, mussten dort singend durch die Bänke kriechen, wobei



Einen Jux wollen sie sich machen. Jude mit Bart in Flammen

sie ständig von den SS-Leuten mit Peitschen geschlagen wurden. Sie wurden dann gezwungen, die Hosen herunterzulassen, um auf das nackte Gesäss geschlagen zu werden. Ein Jude, der sich vor Angst in die Hosen gemacht hatte, wurde gezwungen, den Kot den anderen Juden ins Gesicht zu schmieren.»

«Wegen einer angeblichen Brandstiftung waren im November 1939 sämtliche Juden des Ortes Ostrowo (nordöstlich Warschau) einschliesslich der Frauen und Kinder telefonisch standgerichtlich ‚verurteilt‘ worden. Dem aus Polizisten bestehenden Erschiessungskommando, das über den wahren Sachverhalt vorher nicht informiert worden war, schloss sich Pillich, ein der Polizei



Eine alte Jüdin auf dem Transport



Wessen Kind?



Gefangene jüdische Mädchen, die um ihr Schicksal wissen

nicht angehörender Beamter, freiwillig an, um als alter Nationalsozialist einen dienstfreien Tag sinnvoll zu nutzen. Die in dieser Arbeit noch unerfahrenen Polizisten, unter ihnen Familienväter, waren dem Zusammenbruch nahe, als sie feststellten, dass zu den ‚Verurteilten‘ auch die Frauen und Kleinkinder gehörten. Ihre Versuche, durch Telefonanrufe die Erlaubnis zu erhalten, Frauen und Kinder am Leben zu lassen, waren jedoch matt und blieben erfolglos. Pillich sah seine Aufgabe darin, die Polizisten zu grösserem Eifer anzuspornen. Ausserdem fotografierte er die infolge der Unerfahrenheit und Nervosität der Polizisten besonders grausame Aktion, u.a. die Szene, wie einem Kind nach einem Schuss die halbe Kopfhälfte herunterklappte. Als zwei Kinder sich an den Beinen ihres Vaters festklammerten, so dass er nicht zum Erschiessungsplatz gehen konnte, gab Pillich den Rat, sie von den Beinen abzuschliessen.»



Ein Gesicht aus dem Leidenszug

«Während der ‚Hochkonjunktur‘ der Todesfabrik starteten die drei Gaswagen täglich zu dreizehn bis vierzehn Todesfahrten. Das bedeutete pro Tag 900 Todesopfer, vorwiegend Frauen und Kinder. Die ‚Arbeitsjuden‘ mussten ihre schaurige Fracht am Ende der Fahrt vor einem Massengrab (in der ersten Periode) ausladen und, nachdem ukrainische SS-Hilfswillige den Toten die Goldzähne ausgebrochen und die Ringe abgestreift (oder die Ringfinger abgehackt) hatten, sie platzsparend ins Grab packen. Der Zeuge Podschelnik, der 1941/42 zu dem Beerdigungskommando gehörte, sah eines Tages, wie seine Frau und seine Kinder aus dem Wagen gezerrt wurden. Er konnte nicht mehr weiter, legte sich neben die Leichen seiner Lieben und bat einen SS-Mann, ihn zu erschiessen. (...)

Verordnung

vom 14. November 1939

Erhebliche durch die Juden verursachte Mißstände im öffentlichen Leben des Verwaltungsbereichs des Regierungspräsidenten zu Kalisch veranlassen mich, für den Verwaltungsbereich des Regierungspräsidenten zu Kalisch Folgendes zu bestimmen

§ 1

Als besonderes Kennzeichen tragen Juden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht am rechten Oberarm unmittelbar unter der Achselhöhle eine 10 cm breite Armbinde in judengelber Farbe.

§ 2

Juden dürfen im Verwaltungsbereich des Regierungspräsidenten zu Kalisch in der Zeit von 17—8 Uhr ihre Wohnung ohne meine besondere Genehmigung nicht verlassen.

§ 3

Zu widerhandlungen gegen diese Verordnung werden mit dem Tode bestraft. Bei Vorliegen mildernder Umstände kann auf Geldstrafe in unbeschränkter Höhe oder Gefängnis, allein oder in Verbindung miteinander, erkannt werden.

§ 4

Diese Verordnung tritt bis auf die Bestimmung in § 1 sofort, § 1 vom 18. November 1939 ab in Kraft.

Lódz, den 14. November 1939.

Der Regierungspräsident zu
Kalisch
Uebelhoer

(...) und Freunden zu zeigen und nach dem jährlichen Festessen des «Stahlhelm» am Tisch her-
zureichen. Man fand die Aufnahmen bei ihm,
als er von der amerikanischen Militärpolizei ver-
haftet wurde.

In den baltischen Ländern wurde eine andere
Methode angewandt, um sich der Juden zu entle-
digen: man brachte sie dort nicht erst in Gettos,
ehe man sie vernichtete. Ein Dokument, das nach
dem Krieg in Himmlers Privatakten gefunden
wurde, enthält einen Bericht der «Einsatzgruppe
A», von der 1941 in Litauen und Lettland mehr
als 130'000 Juden ermordet wurden. Die Deut-
schen veranlassten einen Bandenführer, eine
Reihe von Pogromen anzuzetteln, ohne dass sie
dabei selber nach aussen hin als Urheber in Er-
scheinung traten. Bei dem ersten Pogrom wurden
in einer Nacht über 1'500 Juden getötet, mehrere
Synagogen vernichtet und viele Häuser niederge-
brannt; in den nächsten beiden Nächten wurden
weitere 2'300 Juden ermordet.

Zuweilen, aber nicht oft und jedenfalls nicht oft
genug, billigten höhere Stellen die von ihren Un-
tergebenen angewandten Methoden nicht. Derar-
tige Skrupel könnten überraschen, wäre es nicht
eine Tatsache, dass die Kritik im Allgemeinen
aus Zweckmässigkeitserwägungen und nicht aus
Gründen der Humanität geübt wurde.

Die folgenden Ausführungen sind einem Brief an
den «Reichsminister für die besetzten Ostge-
biete» entnommen:

Dass die Juden sonderbehandelt werden, be-
darf keiner weiteren Erörterung. Dass dabei
aber Dinge vorgehen, wie sie in dem Bericht
des Generalkommissars vom 1. Juni 1943 vor-
getragen werden, erscheint kaum glaubhaft. . .
Man stelle sich nur einmal vor, solche Vor-
kommnisse würden auf der Gegenseite be-
kannt und dort ausgeschlachtet! . . . Männer,
Frauen und Kinder in Scheunen zu sperren und
diese anzuzünden scheint mir selbst dann
keine geeignete Methode der Bandenbekämp-

fung, wenn man die Bevölkerung ausrotten
will. Diese Methode ist der deutschen Sache
nicht würdig und tut unserm Ansehen stärksten
Abbruch.

Man wird sich erinnern, dass kein Protest laut
wurde, als ungefähr ein Jahr später die SS-Pan-
zerdivision «Das Reich» in Oradour-sur-Glane
die männlichen Einwohner in Scheunen und die
Frauen und Kinder in der Kirche einsperrte und
alle verbrannte. Und man sollte auch nicht ver-
gessen, dass dieselbe «deutsche Sache» unter
anderem auch die «Endlösung der Judenfrage» in
sich einschloss.

Vom September 1941 bis zum Februar 1943 be-
trieb die Einsatzgruppe D, die aus SS-, SD-, Ge-
stapo- und anderen Polizeieinheiten bestand und
den von Manstein befehligten Truppen in der So-
wjetunion zugeteilt war, die Massenvernichtung
von vielen Tausend Juden, die erschossen, ge-
hängt, vergast oder ertränkt wurden. Die Einhei-
ten, aus denen sich diese Einsatzgruppe zusam-
mensetzte, standen unter dem Befehl.»

Bei Wiesenthal findet sich die Aussage eines
Geistlichen aus Litauen, der über die dortigen
Pogrome erzählte und die Mithilfe eines bis da-
hin als Kommunist bekannten Mannes schildert.
«Ich kann es heute noch nicht beschreiben», hatte
der Geistliche gesagt. «Zuerst wurden die Juden
unter Schlägen in die Synagoge getrieben. Davor
hatte der Mob einen Scheiterhaufen angezündet.
Die Juden wurden mit Gewalt gezwungen, die
Thorarolle, ihre Kultgeräte und Gebetbücher her-
auszubringen und in die Flammen zu werfen.
Dann trieb Pabrescha einige alte Männer in das
Feuer, wo er sie erschoss. Kannst du dich noch
an den alten Dr. Siw erinnern, den alle hier ver-
ehrt haben, weil er ein so guter Arzt war? Pabre-
scha liess ihn niederknien und Kot essen. Und
das, Leonid, war nur der Anfang. Der Pöbel tobte
in einem wahnwitzigen Bluttausch, und Pabre-



Vor der Ermordung

scha war der schlimmste. Sie trieben die Juden nach Kauschenai, drei Kilometer von hier, wo das Massaker sein Ende fand. Alle wurden erschossen, die Männer, die Frauen, die Kinder. Ich versuchte ein paar Mädchen zu retten, die ich vom Gymnasium her kannte, indem ich sie niederknien liess und sie taufte. Dem Pabrescha erklärte ich, sie seien jetzt Christinnen. Er sprang mich an und schlug mich zu Boden. Ich musste zusehen, wie er die Mädchen an ihren Haaren niederriss und die Armen erschoss. Ja, auch seine Frau hatte eine Pistole und schoss Wehrlose nieder. Ich wurde ohnmächtig. Lange Monate war ich krank. Die Ärzte fürchteten, mein Geisteszu-

stand habe gelitten . . . Als sie mit dem Morden aufhörten, lebte kein Jude mehr. Einer der letzten war Freimaas Israilowicius gewesen, der Apotheker, bei dem Pabreschas Vater arbeitete. Es wird dich nicht wundern, dass der alte Pabrescha die Apotheke samt den Ländereien und dem Haus seines ermordeten Chefs übernommen hat.»

Folgende Aufstellung kann einen Begriff davon vermitteln, wie viele Juden in den Städten Polens gequält und ausgerottet worden sind. Das Wort von den 6'000'000 ermordeten Juden wird allzuoft ausgesprochen, ohne dass man daran denkt, wie viele grässliche Einzelschicksale in dieser Zahl stecken.



Ermordeter

Bialystok

Bei Kriegsausbruch 1939 lebten 40'000 Juden in der Stadt. Das Ghetto wurde im Juli/August 1941 erst gegründet und am 16. August 1943 wieder aufgelöst. Etwa 2'000 Juden sind am Leben geblieben.

Kowno

Auch in Kowno lebten vor dem Zweiten Weltkrieg 1939 40'000 Juden, für die am 15. August 1941 das Ghetto geschaffen worden ist. Es wurde am 6. Juli 1944 aufgelöst, und von den Insassen haben ca. 1'000 das Ghetto und den Krieg überlebt.

Krakau

Die jüdische Bevölkerung belief sich 1939 auf 40'000. Die Einrichtung des Ghettos erfolgte im April 1941. Am 13. März 1943 ist es dann liquidiert worden. 2'000 bis 3'000 Krakauer Juden überlebten den Krieg. (Dr. Joseph Kermish, Leiter des Archivs im Institut YAD VASHEM, Jerusalem.)

Łódź

Bei Kriegsausbruch hatte Łódź 233'000 jüdische Einwohner. Im Februar 1940 mussten alle Łód-

zer Juden ins Ghetto umziehen. Es waren etwa 200'000. Der grösste Teil von ihnen ist in der Vernichtungsstätte Chelmno liquidiert worden. Nur 870 Juden haben das Łódźer Ghetto überlebt. (Ausführlich darüber siehe: Joseph Wulf, «Łódź, das letzte Ghetto auf polnischem Boden», Bonn 1962.)

Riga

1939 hatte Riga 42'000 jüdische Einwohner, die am 25. Oktober 1941 bei Gründung des Ghettos in dasselbe umgesiedelt wurden. Das Ghetto wurde 1944 wieder aufgelöst. Von den Rigaer Juden haben nur 200 den Krieg überlebt.

Warschau

Vor Ausbruch des Krieges 1939 lebten 359 827 Juden in Polens Hauptstadt. Die Gründungsverordnung für das Ghetto ist am 2. Oktober 1940 unterzeichnet worden. Nachdem viele Juden aus der Umgebung nach Warschau umgesiedelt worden waren, zählte das Ghetto 500'000 Insassen, von denen der grösste Teil im Vernichtungslager Treblinka ums Leben kam. Als am 19. April 1943 der Ghettoaufstand ausbrach, fand auch fast noch der letzte Rest der Warschauer Juden den Tod. (Ausführlich darüber siehe: Joseph Wulf, «Vom Leben, Kampf und Tod im Ghetto Warschau». Bonn 1958, 2. Auflage 1960; und Joseph Wulf, «Das Dritte Reich und seine Vollstrecker – Die Liquidation von 500'000 Juden im Ghetto Warschau». Berlin 1961.)

Wilna

In Wilna lebten 1939 75'000 Juden, für die am 6. September 1941 ein Ghetto gegründet wurde. Dieses ist am 23. September 1943 wieder aufgelöst worden. Etwa 3'000 Wilnaer Juden haben Ghettozeit und Krieg überlebt. (Dr. Joseph Kermish, Leiter des Archivs im Institut YAD VASHEM, Jerusalem.)

Leere Koffer blieben zurück



Zu all diesen Massenmorden lese man, was der Reichsminister Goebbels darüber in seinem Tagebuch verzeichnet hat.

« . . . Aus dem Generalgouvernement werden jetzt, bei Lublin beginnend, die Juden nach dem Osten abgeschoben. Es wird hier ein ziemlich barbarisches und nicht näher zu beschreibendes Verfahren angewandt, und von den Juden selbst bleibt nicht mehr viel übrig. Im Gossen kann man wohl feststellen, dass 60 Prozent davon liquidiert werden müssen, während nur noch 40 Prozent in die Arbeit eingesetzt werden können. Der ehemalige Gauleiter von Wien, der diese Aktion durchführt, tut das mit ziemlicher Umsicht und auch mit einem Verfahren, das nicht allzu auffällig wirkt. An den Juden wird ein Strafgericht vollzogen, das zwar barbarisch ist, das sie aber vollauf verdient haben. Die Prophezeiung, die der Führer ihnen für die Herbeiführung eines neuen Weltkrieges mit auf dem Weg gegeben hat, beginnt sich in der furchtbarsten Weise zu verwirklichen. Man darf in diesen Dingen keine Sentimentalität obwalten lassen. Die Juden wür-

den, wenn wir uns ihrer nicht erwehren würden, uns vernichten. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der arischen Rasse und dem jüdischen Bazillus. Keine andere Regierung und kein anderes Regime könnte die Kraft aufbringen, diese Frage generell zu lösen. Auch hier ist der Führer der unentwegte Vorkämpfer und Wortführer einer radikalen Lösung, die nach Lage der Dinge geboten ist und deshalb unausweichlich erscheint. Gottseidank haben wir jetzt während des Krieges eine ganze Reihe von Möglichkeiten, die uns im Frieden verwehrt wären. Die müssen wir ausnützen. Die in den Städten des Generalgouvernements freiwerdenden Ghettos werden jetzt mit den aus dem Reich abgeschobenen Juden gefüllt, und hier soll sich dann nach einer gewissen Zeit der Prozess erneuern. Das Judentum hat nichts zu lachen . .

Durchaus nicht zimperlich waren die Judenmörder in der «Verwertung» des Eigentums der Umgebrachten oder Deportierten. Das sieht man am besten aus den amtlichen Schriftstücken, wie hier einige folgen.

1. April 1942, Piaski. – Schreiben der Transi erstelle der Sicherheitspolizei in Piaski an Worthoff, einen Beamten des Kommandeurs der Sipo und des SD im Distrikt Lublin, über die nach der Vernichtung der Juden zurückgebliebenen Sachen.

Betrifft: Judenaktion in Piaski.

Vorgang: Ohne

Anlagen: 2 Aufstellungen.

Als Anlage überreiche ich 2 Aufstellungen über Waren, die aus dem Getto in Piaski sichergestellt worden sind. Während die von den hessischen Juden zurückgekommenen Sachen z.T. neuwertig sind, handelt es sich bei den übrigen Spinnstoffwaren um ältere und schmutzige Ware für die Zerreißmaschine.

Die Wäschestücke der hessischen Juden sind in Koffern verpackt.

Abschrift 26. September 1942

Chef A Pr. B. 6 Ausfertigungen
Tgb. Nr. 05042 geh. 4. Ausfertigung VS 9642
Betr.: Verwertung des Besitzes anlässlich der An- und Aussiedlung der Juden.

An den

Leiter der SS-Standortverwaltung Lublin
Leiter der Verwaltung des KZ Auschwitz Unbeschadet
der im Laufe des Monats Oktober zu erwartenden Gesamtanordnung hinsichtlich der Verwertung des beweglichen und unbeweglichen Besitzes der umgesiedelten Juden wird hinsichtlich des eingebrachten Gutes, das künftig in allen Anordnungen als Diebes-, Fiehler- und Hamstergut zu bezeichnen ist, schon jetzt Folgendes bestimmt:

1) a) Alle Barbeträge in deutschen Reichsbanknoten sind auf das Konto W.-V.-Hauptamt 158 1488 bei der Reichsbank Berlin-Schöneberg einzuzahlen.

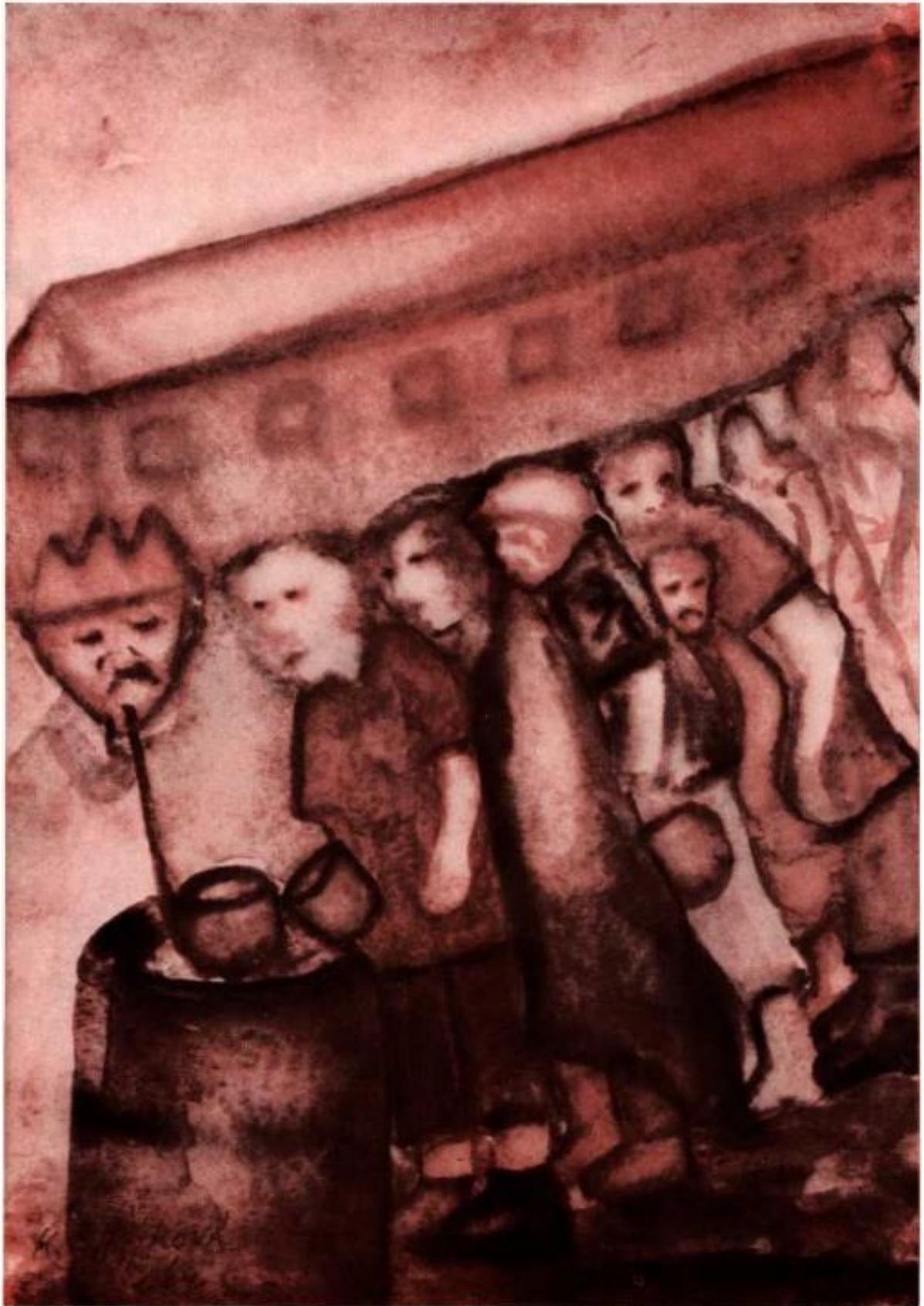
b) Devisen (gemünzt oder ungemünzt), Edelmetalle, Schmuckstücke, Ganzoder Halbedelsteine, Perlen, Zahngold und Bruchgold sind an das SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt abzuliefern. Dieses ist für die sofortige Weiterleitung an die Deutsche Reichsbank verantwortlich.

c) Uhren jeder Art, Wecker, Füllfederhalter, Drehbleistifte, Rasierapparate für Hand- und elektr. Betrieb, Taschenmesser, Scheren, Taschenlampen, Brieftaschen und Geldbörsen werden durch das SS-W.-V.-Hauptamt in Spezialwerkstätten instandgesetzt, gereinigt und geschätzt, um dann raschestens der Fronttruppe zugeführt zu werden.

Die Abgabe an die Truppe erfolgt gegen Bezahlung durch die Marketendereien. Es sind 3-4 Preisklassen festzulegen und sicherzustellen, dass jeder Führer oder Mann höchstens eine Uhr kaufen kann.

Ausgenommen vom Verkauf bleiben die goldenen Uhren, deren Verwertung ich mir vorbehalte. Die Gesamterlöse werden dem Reiche zugeführt, d) Federbetten, Steppdecken, Woldecken, Anzugstoffe, Schals, Schirme, Stöcke, Thermosflaschen, Ohrenschützer, Kinderwagen, Kämmen, Handtaschen, Leder-gürtel, Einkaufstaschen, Tabakpfeifen, Sonnenbrillen, Spiegel, Bestecke, Rucksäcke, Koffer aus Leder und Kunststoffen sind an die Volksdeutsche Mittelstelle abzugeben. Die Frage der Entschädigung wird noch geregelt.

Eigenbedarf an Steppdecken, Woldecken, Thermosflaschen, Ohrenschützern, Kämmen, Bettlaken und Rucksäcken kann von Lublin und Auschwitz gegen Vergütung aus Haushaltsmitteln entnommen werden.





Sie haben noch eine kurze Frist, solange sie noch arbeiten können

- e) Wäsche, wie Bettlaken, Bettbezüge, Kopfkissen, Handtücher, Wischtücher, Tischdecken, sind an die Volksdeutsche Mittelstelle gegen Bezahlung abzugeben. Bettlaken, Bettbezüge, Handtücher, Wischtücher und Tischdecken können für den Bedarf der Truppe – gegen Vergütung aus Haushaltsmitteln – herausgezogen werden.
- f) Brillen und Augengläser in jeder Form sind an das Sanitätsamt zur Verwertung abzugeben. (Brillen mit Goldgestellen müssen ohne Gläser mit den Edelmetallen abgeliefert werden.)

Eine Abrechnung über die Brillen und Augengläser kann des geringen Wertes und der beschränkten Verwendungsfähigkeit wegen unterbleiben.

Es ist streng darauf zu achten, dass bei allen zur Abgabe kommenden Kleidern und Überkleidern der Judenstern entfernt wird. Es sind ferner mit grösstmöglicher Sorgfalt alle zur Abgabe kommenden Gegenstände auf versteckte und eingenahte Werte zu untersuchen.

LV.
gez. Frank
SS-Brigadeführer

4. Juli 1944, Berlin. – Rundschreiben von Pohl, Chef des SS-WVHA, an SS- und Polizeidienststellen über die Verwaltung jüdischer Vermögenswerte.

Geheim

Betr.: Verwaltung jüdischer Vermögenswerte.

1. Zur Beseitigung von Zweifeln gebe ich nachstehend die Dienststellen bekannt, die für die Verwaltung beweglichen und unbeweglichen jüdischen Vermögens allein zuständig sind:

- 1) Im Reichsgebiet: Die Oberfinanzpräsidenten.
- 2) In den besetzten Gebieten: Die Dienststellen des Reichskommissars bzw. Wehrmachtsbefehlshaber.
- 3) Im General-Gouvernement: Die Regierung des Generalgouvernements.
- 4) In Böhmen-Mähren: Der Deutsche Staatsminister für Böhmen-Mähren.

2. Soweit SS-Dienststellen in den Besitz jüdischen Vermögens gekommen sind, haben sie es an die eben angeführten Dienststellen abzuliefern. Für Werte, die in Konzentrationslagern anfallen, gilt Abs. 4 dieser Verfügung. In Sonderfällen ist dem Chef des SS-W.V.H.A. zu berichten. Grundsätzlich ist daran festzuhalten, dass das gesamte jüdische Vermögen in das Eigentum des Reiches zu überführen ist.

3. Werte, die in Sammellagern des SD von Verstorbenen anfallen und die aus Geheimhaltungsgründen nicht an die oben bezeichneten Stellen abgeliefert werden können, sind an das Reichssicherheitshauptamt abzuliefern. Dieses liefert nach Sichtung und Prüfung durch das kriminaltechnische Institut, chemische Abteilung, an die Reichshauptkasse-Beutestelle ab.

4. Das in Absatz 4 der Verfügung vom 9. 12. 43 angeordnete Verfahren gilt nur noch für Werte, die in Dienststellen der Waffen-SS (Konzentrationslager) anfallen.

5. Die aus der Verwertung dieser Gegenstände anfallenden Einnahmen sind von den zuständigen Kassen der Waffen-SS bei Kap. 21 E in Einnahme zu buchen, soweit nicht die direkte Ablieferung an die Reichshauptkasse erfolgt.

6. Aus Gründen der Verwaltungsvereinfachung entfällt die im Absatz 3 der Verfügung vom 9. 12. 43 angeordnete Weiterleitung von Geldbeträgen an umlauffähigem Geld. Diese Einnahmen sind den Einnahmen des Reichs bei Kap. 21 E unter Angabe der Herkunft und Beifügung der Unterlagen zuzuführen.

Soweit beizufügende Unterlagen geheim sind, ist in der Einnahmeanweisung auf das Geh. Tgb. hinzuweisen.

Pohl

16. Februar 1943, Feldkommando. – Befehl Himmlers an den Höheren SS- und Polizeiführer im GG, Krüger, zur völligen Vernichtung des Warschauer Gettos nach Verwertung aller dort befindlichen Materialien.

Geheim

Aus Sicherheitsgründen ordne ich an, dass das Ghetto Warschau nach der Herausverlagerung des Konzentrationslagers abzureissen ist, wobei alle irgendwie verwertbaren Teile der Häuser und Materialien aller Art vorher zu verwerten sind. Die Niederlegung des Ghettos und die Unterbringung des Konzentrationslagers ist notwendig, da wir Warschau sonst wohl niemals zur Ruhe bringen werden und das Verbrecherwesen bei Verbleiben des Ghettos nicht ausgerottet werden kann.

Himmler

Zu den Misshandlungen der noch notdürftig lebenden Juden gehörte ihre systematische Aus-hungerung. Von diesen Rationen kann ein Mensch nicht leben, geschweige denn arbeiten. Und der schwarze Markt bedeutete unmittelbare Lebensgefahr.

1941, Warschau (Warszawa). – Im Warschauer Getto von jüdischen Wissenschaftlern erarbeitete Tabelle, die den Kaloriengehalt der den Juden des Warschauer Gettos nach festgesetzten Normen zugeteilten Lebensmittel angibt.

Tabelle
Nähr- und Kalorienwert der im jüdischen Wohnbezirk auf 1 Lebensmittelkarte täglich verabfolgten Produkte.

Januar-August 1941.

AJHI, Ring I, Nr. 31, S. 29

(Übersetzung aus dem Polnischen.) Der Kalorienwert erreichte in keinem Monat 10% des im Jahre 1938 berechneten Bedarfs: Die Eiweissquantität lag zwischen 5,6 und 7,5% des Bedarfs; auch die Quantität der Kohlenhydrate erreichte höchstens 12%. Fette bekam die jüdische Bevölkerung auf ihre Lebensmittelkarten überhaupt nicht.

Über die Endphase der Judenvernichtung in Warschau findet sich bei Robert M.W. Kempner («SS im Kreuzverhör») die nachfolgende Darstellung. «Im Herbst 1942 erreichten Himmlers Pläne für die vollkommene Unterwerfung Polens einen Höhepunkt. Das Getto der Juden in Warschau umfasste ein Gesamtgebiet von ungefähr 320 Hektar oder 800 acres. Es schloss einen grossen Wohnbezirk ein, ausserdem war eine grosse Anzahl industrieller Unternehmungen, hauptsächlich Textil- und Kürschnerbetriebe, dort untergebracht. Das Getto hatte eine Bevölkerung von nahezu 60'000 Personen. Im Oktober befahl Himmler, dass die gesamte jüdische Bevölkerung des Gettos in Konzentrationslagern in Warschau und Lublin, die als gewaltige Arbeitsstätten für Rüstungszwecke benutzt werden sollten, zusammenzufassen sei. Nachdem die Razzia beendet war, sollten die Juden in grosse Konzentrationslager im Osten deportiert und durch polnische Arbeitskräfte in den Warschauer Industrieunternehmungen ersetzt werden. Himmler fügte hinzu: Jedoch auch dort sollen eines Tages, dem Wunsche des Führers entsprechend, die Juden verschwinden/

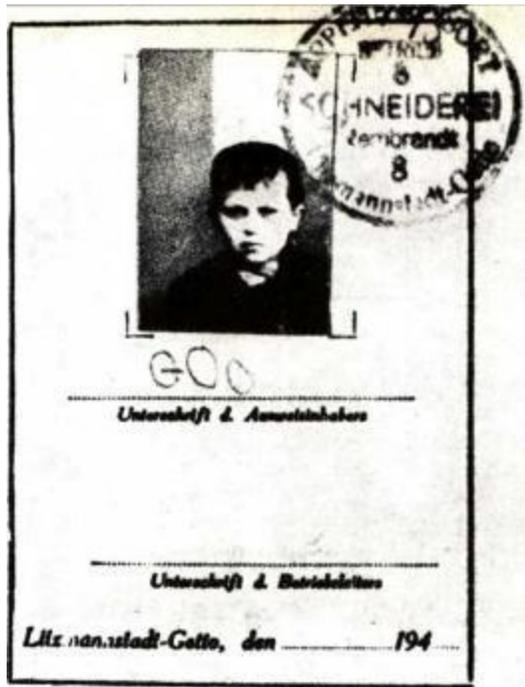
Alle privaten jüdischen Firmen sollten verschwinden und keine Juden in der Privatindustrie beschäftigt werden. Dieser Befehl zog einen scharfen Protest der Rüstungsfirmen in Warschau nach sich, die eine grosse Anzahl Juden beschäftigten; Himmler aber war unnachgiebig und bestand darauf, dass der Befehl dem Buchstaben nach auszuführen sei. Die jüdischen Bewohner des Gettos jedoch setzten der Verschickung kraftvollen Widerstand entgegen, und eine erbitterte Schlacht, die über eine Woche dauerte, war zu ihrer Entwurzung notwendigem Februar 1943 ordnete Himmler an, dass das Getto nach Entfernung des Konzentrationslagers vollständig zu zerstören sei. In seinem Befehl sagte er:

„Für die Niederlegung des Gettos ist mir ein Gesamtplan vorzulegen. Auf jeden Fall muss erreicht werden, dass der für 500'000 Untermenschen bisher vorhandene Wohnraum, der für Deutsche niemals geeignet ist, von der Bildfläche verschwindet und die Millionenstadt Warschau, die immer ein gefährlicher Flerd der Zersetzung und des Aufstandes ist, verkleinert wird/ Diese ungeheure Aufgabe der Zerstörung und Verschleppung wurde Pohl als Chef des WVHA übertragen. Himmler ordnete an, dass das ‚Stadtzentrum‘ des früheren Gettos vollständig flachzulegen und jeden Keller und jeden Kanal aufzufüllen ist. Nach Fertigstellung der Arbeit ist das Gebiet mit Erde zu bedecken und ein grosser Park anzulegen.“

Der in Fotokopie wiedergegebene Tagesbericht des SS-Führers Stoop, wird hier ergänzt durch eine Passage, welche die Verhältnisse im Warschauer Ghetto kurz beleuchtet. Der fanatische Widerstand der Juden gegen Himmlers Vernichtungsbefehl war damals ein Fanal für alle andern Unterdrückten.

Die Juden hatten sich in diesem Betrieb derartig eingenistet, dass es nicht möglich war, sie zum freiwilligen Verlassen der Betriebsstätte zu bewegen, weshalb ich mich entschloss, den Betrieb am nächsten Tage durch Feuer zu vernichten.

Die Betriebsführer dieser Betriebe, die meistens von einem Offizier der Wehrmacht noch betreut wurden, waren in fast allen Fällen nicht in der Lage, konkrete Angaben über die Bestände und den Ort der Lagerung dieser Bestände zu machen. Die von ihnen gemachten Angaben über die Zahl der bei ihnen beschäftigten Juden stimmte in keinem Falle. Es musste immer wieder festgestellt werden, dass in diesen Häuserlabirynthen, die als Wohnblocks zu den Rüstungsbetrieben gehörten, reiche unter dem Deckmantel eines Rüstungsarbeiters mit ihren Familien Un-



ARBÉITSAMT-GETTO

Legitimations-Karte

Atom» r

F»r4MM» /

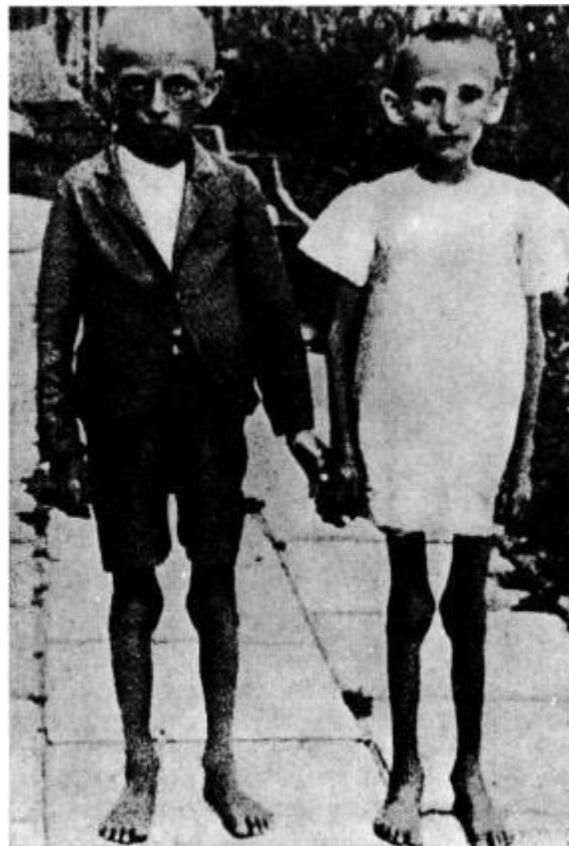
als: Lehrling

Er (Sie) darf die Straßen innerhalb des
Gettos auch nach der Sperrstunde passieren.

Arbeitsamt-Ghetto

Kontrolliert durch Pottand Neff

Noch nicht 10 Jahre alt war der Knabe, der mit dieser Legitimation am Leben bleiben durfte



Kinder, zum Hungertod verurteilt

terkunft gefunden hatten und dort ein herrliches Leben führten. Trotz aller ergangenen Befehle, die Juden zum Verlassen der Betriebe aufzufordern, musste mehrfach festgestellt werden, dass Betriebsführer die Juden in der Erwartung einschlossen, dass die Aktion nur wenige Tage dauern würde, um dann mit den ihnen verbleibenden Juden weiterzuarbeiten. Nach Aussagen festgenommener Juden sollen Firmeninhaber mit Juden Zechgelage veranstaltet haben. Hierbei sollen auch Frauen eine grosse Rolle gespielt haben. Die Juden sollen bestrebt gewesen sein, mit Offizieren und Männern der Wehrmacht guten Verkehr zu unterhalten. Es seien öfters Zechgelage vorgekommen und im Laufe derselben zwischen Deutschen und Juden gemeinsame Geschäfte getätigt worden.

Die Zahl der in den ersten Tagen aus den Häusern herausgeholt und erfassten Juden war verhältnismässig gering. Es zeigte sich, dass sich die Juden in den Kanälen und besonders eingerichteten Bunkern versteckt hielten.

Nur aus dem auch für die Nazis überraschend harten Widerstand dieser tapferen Juden in Warschau ist es wohl zu erklären, dass an manchen Punkten des Hitlerreiches zeitweise das Tempo der Juden Vernichtung verlangsamt werden konnte. Folgendes berichtet Reinhard Henkys über die Entwicklung in Ungarn.

«Im ungarischen Staatsgebiet, das durch Annektionen erweitert worden war, lebten Anfang 1944 noch immer etwa 750'000 Juden, ohne dass es deutscherweise gelungen war, die ungarische Regierung zu radikalen Verfolgungsmassnahmen im nationalsozialistischen Sinne zu veranlassen. Zwar hatte im August 1941 die Regierung Bardossy 12'000 galizische Flüchtlinge aufgreifen und über die Grenze in die deutsch besetzte Ukraine schicken lassen, und im Januar 1942

liess ein ungarischer General in Novi Sad 4'000 Juden und 6'000 Serben erschiessen, aber im März des gleichen Jahres kam die Regierung Kallay ans Ruder. Sie verstand es, sich zwei Jahre lang allen Deportationsforderungen zu widersetzen, obgleich Unterstaatssekretär Luther, unterstützt von dem erfahrenen Mitarbeiter Eichmanns, Wisliceny, einen entsprechenden Druck ausübte. Erst im März 1944 veranlasste die Drohung Hitlers, Ungarn besetzen zu lassen, den ungarischen Reichsverweser Horthy, das Kabinett zu entlassen. Bei der Aufstellung der neuen Regierungsliste ‚half‘ der neue deutsche Gesandte, Standartenführer Dr. Edmund Veesenmayer, der als Reichsbevollmächtigter praktisch Diktator von Ungarn wurde. Das Kabinett war völlig von ihm abhängig, ein Heer deutscher Kontrolleure – Abgesandte des Auswärtigen Amtes, des Reichssicherheitshauptamtes, der Wehrmacht und der Wirtschaft – zog ins Land. Die Polizeigewalt übernahm als HSSPF Gruppenführer Dr. Otto Winkelmann, BdS wurde Oberführer Geschke, und der ‚Endlösung der Judenfrage‘ widmete sich als deutscher politischer Hauptaufgabe Eichmann persönlich.»

«Alles, was die Ungarn bisher ‚versäumt‘ hatten, wurde nun von Veesenmayer, Eichmann und ihren Helfern mit grösster Präzision und Härte nachgeholt. Die Juden mussten eine Eichmann unterstehende ‚Reichsvereinigung‘ bilden, der Judenrat wurde zum ausführenden Organ der Deportationspolitik. Eichmanns Leute zusammen mit denen des BdS und der ihnen unterstehenden ungarischen Polizei verhafteten alle Juden, die die Aufenthaltsbeschränkungen nicht beachteten. Sie wurden zuerst deportiert. Zum Zwecke der Konzentration und Deportation der Juden wurde Ungarn in fünf Zonen eingeteilt, dazu kam als sechste Zone Budapest. Nach einem genauen Zeitplan, beginnend am 16. April mit der Karpa-



Warschauer Ghetto – die letzten Überlebenden

tho-Ukraine, begann die Konzentration der Juden Zone für Zone in schnell eingerichteten Ghettos in den grossen Städten. Die Legationsräte Hezinger und Grell reisten durch die Lager, um die Juden mit fremder Staatsangehörigkeit herauszusuchen, und dann begann die Massendeportation, zunächst am 27. April mit einem ‚Probe-Zug‘ aus Zone I. Die Zonenleitung diente auch der Täuschung der Betroffenen. Während in der einen Zone die Deportationen bereits begonnen hatten, glaubten die Juden in der nächsten, sie müssten nur den Krieg über in Ghettos blei-

ben, während im entgegengesetzten Teil des Landes noch die Hoffnung bestand, man werde nur drastischen Rechtsbeschränkungen unterworfen. Zusätzlich wandten die SS-Experten noch das Mittel an, die Unglücklichen der ersten Auschwitz-Transporte Postkarten aus einem imaginären Ort ‚Waldsee‘ an ihre (vorläufig) noch in der Heimat zurückgebliebenen Freunde schreiben zu lassen, die erträgliche Lebensbedingungen vortäuschen sollten. Nach Ablieferung der Postkarten mit vorgeschriebenem Text kamen die Opfer in die Gaskammern von Birkenau.»



Warschauer Ghetto – Links oben: Die letzten Überlebenden; links unten: Genickschuss; rechts oben: Der Strick; rechts unten: Deportation aus Holland

Gedichte gefangener Juden

Wozu sollFn wir jammern, warum uns beklagen?

Wir werden für Hans Frank¹ den Kaddisch² noch sagen.

Biribi Bambambam, biribi bambambam!

Seien wir doch fröhlich, reden wir von Witzen,

denn wir sind's, die für Hitler mal Schiwa³ sitzen.

Biribi Bambambam, biribi bambambam!

¹ Dr. Hans Frank, Generalgouverneur im besetzten Polen.

² Das Totengebet.

³ In Hebräisch heisst das «sieben»; es handelt sich hier um die Gebete der Trauerwoche, von der Beerdigung an gerechnet.



Die Jäger und ihr Wild – und nachher wird es keiner gewesen sein

Wir wollen lieber alle Sorgen vergessen, weil
die Würmer den Hitler noch vor uns fressen!
Biribi Bambambam, biribi bambambam!

Die uns heut' grausam nach Treblinka verfrachten,
können den Rasen dann von unten betrachten.
Biribi Bambambam, biribi bambambam!

Wir werden, so Gott will, im Tanze uns wiegen,
wenn die Gestapo längst im Grab wird liegen.
Biribi Bambambam, biribi bambambam!

Das kleine Schühchen hier, so zierlich, mit
Knöpfen wie schimmernder Tau, wo ist
der Fuss, der drin heimisch, das Füsschen
einer verwöhnten Frau?

Oder die vielen Kinderschuhe!
Dabei sah ich nirgends ein Kind. Fanden
die Füße wohl Ruhe, die damit herumge-
trippelt sind?

Nur Schuhe! Beim Anblick der alten fallen
Mutters Schuhe mir ein, das Paar, was sie
sich gehalten für die Sabbathfeier ganz al-
lein.



«Wir lehren die Juden tanzen»

Ob neu, ob alt – Sohlen in Massen! Wieviel
Freud, wieviel Leid steckt drin? Aus Wilnas
Gässchen und Gassen schafft man sie jetzt alle
nach Berlin.

Schlafe, mein Sohn, mein Kleiner, schliess nur
die Äugelein!
Weisst noch nicht von der Sünde, der die Feinde
uns zeihn.
Schlaf, Sohn, schlaf!

Behaupten sie doch wirklich, wir seien schuld
am Krieg

und hinderten die Arier am wohlverdienten
Sieg. Schlaf, Sohn, schlaf!

Darum bist du im Ghetto, dein Vater ist in Haft,
nur die Mutter – welch Wunder! ward nicht
auch fortgeschafft.
Schlaf, Sohn, schlaf!

Vielleicht bleibst du am Leben, wirst gross und
stark und gut; dann sollst du Rache nehmen für
unsrer aller Blut.
Schlaf, Sohn, schlaf!



Klagemauer



Gefängniszelle im „Oranje Hotel“

Sechstes Kapitel

Elite einer pervertierten Macht

«Jahrelang war diese Uniform ein Sinnbild des Schreckens gewesen. Ich hatte im Krieg ängstliche deutsche Soldaten gesehen – auch die Soldaten hatten Angst vor der SS –, niemals jedoch einen ängstlichen SS-Mann. Ich hatte sie immer für starke Männer gehalten, für die Elite einer pervertierten Macht. Ich brauchte ziemlich lange, bis ich verstand, was ich gesehen hatte: Die Übermenschen wurden zu Feiglingen in dem Augenblick, in dem sie nicht mehr unter dem Schutz ihrer Waffen standen. Ihre Zeit war vorbei.»

So formuliert Simon Wiesenthal bei Kriegsende 1945 die Empfindungen und Gedanken eines Mannes, der in jahrelanger Gefangenschaft unter der «Elite einer pervertierten Macht» hatte leiden müssen. Tatsächlich drücken diese Worte aus, was Millionen verängstigter und geschundener Menschen gefühlt haben, wenn sie mit den schwarzen Uniformen der SS in Berührung kamen.

Ursprünglich wollte die SS ein Orden sein, der die politische Führungselite für ganz Europa zu erziehen gehabt hätte. So war es von den faschistischen Phantasten geplant. Aber der Fluch der ersten bösen Taten zwang die schwarzuniformierten Gewaltherren, damit ihre Machtpositionen eine zeitlang halten konnten, schliesslich hunderttausende von Landsknechten «anzustellen». Diese Masse wusste kaum mehr etwas von den «Ordensidealen» eines Himmler, umso mehr aber von den bestialischen Methoden seiner Knute.

Himmlers Ideen stammten aus der deutschen Jugendbewegung, näher bezeichnet aus einer Gruppe, die das deutsche Bauerntum und zwar «Wehrbauerntum» erneuern wollte. Eine ver-



An die Wand gestellt

spinnen-fomantische Angelegenheit im 20. Jahrhundert. Aus dieser dunstigen Sphäre stammt natürlich auch der Begriff des «Ariers», der «Deutschblütigkeit», der ganze «Blubobismus», wie man das Blut und Boden-Getue der Nazis nannte. Das Blond der Haare, mit dem bekanntlich kaum einer der führenden Nazis belastet war, spielte in dieser verschwommenen Vorstellungswelt ebenfalls eine grosse Rolle.

Eugen Kogon zeichnet in seinem Werk «Der SS-Staat» diesen ganzen Komplex mit ein paar Strichen, indem er darstellt, wer dieser Himmler wirklich war: «Die SS Heinrich Himmlers muss als die vorbestimmte Hüterin der eigentlichen Quellkräfte und als die eigentliche Auslese der künftigen staatstragenden Kräfte des Nationalso-



Aus der Zeitschrift «Ostara», die Hitlers geistige Nahrung war

zialismus betrachtet werden. Er selbst, der baye-
rische Beamtensohn, mit dem Kneifer vor den
zynischen Augen und dem ziemlich dummen
Gesicht, Heinrich Himmler, war so wenig ein
Vorbild der ersehnten, weil nicht vorhandenen
germanisch-deutschen Rasse wie der Mann ohne
einen Tropfen deutschen Blutes, der trotzdem als
Praeceptor Germaniae auftrat, Alfred Rosenberg,
so wenig wie Joseph Goebbels, über dessen
Kopfform, Gestalt und Fusswerk in diesem Zu-
sammenhang kein Wort verloren zu werden
braucht, so wenig wie der schwammige Hermann
Göring und insbesondere ihr aller Herr und Mei-
ster selbst, der Typ des fluchtstirnigen Men-
schen, mit Haaren, von denen sein einstmaliger

Pressechef ‚Putzi‘ Hanfstaengl ironischen Aus-
ländskorrespondenten gelegentlich nur zu sagen
wusste, dass sie immerhin unter den Achseln
blond seien: Adolf Hitler. Himmler, sein Fouché,
ersetzte durch unerbittliche Sturheit, was ihm an
Intelligenz fehlte. Psychologisch betrachtet, hatte
diese Kombination aus Wandervogel und ge-
scheitertem Volksschullehrer jedoch zwei ganz
wesentliche deutsche Eigenschaften unverbun-
den in sich: Brutalität und Romantik. Er konnte
sie wie Tag- und Nachthemden wechseln: – man
denke an die miternächtlichen SS-Fahnenjun-
ker-Weihen im Dom zu Quedlinburg, wo Himmler
vor den (übrigens unechten, aber kurzerhand
als echt erklärten) Gebeinen Heinrichs L, des Be-
gründers der mittelalterlichen deutschen Ost-
macht, die Mystik der ‚verschworenen Gemein-
schaft‘ zu entfalten pflegte, um dann, bei strah-
lendem Tagesgestirn, in irgendeinem Konzentra-
tionslager der reihenweisen Auspeitschung poli-
tischer Gefangener beizuwohnen. Von der Sym-
bolik des Sonnenrades führte der Hakenkreuz-



Reichsführer SS Heinrich Himmler



« – damit wir leben » Schlachtviehbesichtigung

weg geradlinig zu den glühenden Öfen von Auschwitz.» Zu welchen politischen Phantastereien die Ideen führten, die von dem Rassenwahn, wie er in den Ordensburg der SS planmässig gezüchtet wurde, ausgingen, das findet seinen Niederschlag in einem Besprechungsprotokoll aus der Reichskanzlei. Es stammt aus dem November 1941, einer Zeit also, zu der die an der Besprechung beteiligten obersten Nazis noch nicht den geringsten Zweifel am Gelingen ihrer Pläne hegten.

Bei unserer Besiedlung des russischen Raumes soll der «Reichsbauer» in hervorragend schönen Siedlungen hausen. Die deutschen Stellen und

Behörden sollen wunderbare Baulichkeiten haben, die Gouverneure Paläste. Um die Dienststellen herum baut sich an, was der Aufrechterhaltung des Lebens dient. Und um die Stadt wird auf 30 bis 40 km ein Ring gelegt von schönen Dörfern, durch die besten Strassen verbunden. Was dann kommt, ist die andere Welt, in der wir die Russen leben lassen wollen, wie sie es wünschen. Nur, dass wir sie beherrschen. Im Falle einer Revolution brauchen wir dann nur ein paar Bomben zu werfen auf die betreffenden Städte, und die Sache ist erledigt. Einmal im Jahr wird dann ein Trupp Kirgisen durch die Reichshauptstadt geführt, um ihre Vorstellung mit der Gewalt und



SS-Idyll am Rand des Todeslagers

Grösse unserer steinernen Denkmale zu erfüllen. Was für England Indien war, wird für uns der Ostraum sein. Wenn ich dem deutschen Volk nur eingeben könnte, was dieser Raum für die Zukunft bedeutet!

Kolonien sind ein fraglicher Besitz. Diese Erde ist uns sicher. Europa ist kein geographischer, sondern ein blutsmässig bedingter Begriff.

Man versteht jetzt, wie die Chinesen dazu gekommen sind, sich zum Schutz gegen die ewigen Einfälle der Mongolen mit einer Mauer zu umgeben. Und man ist versucht, sich einen Riesenwall zu wünschen, der den neuen Osten gegen die mittelasiatischen Massen schirmt. Aller Geschichte zum Trotz, die lehrt, dass im beschirmten Raum eine Erschlaffung der Kräfte eintritt. Am Ende aber ist die beste Mauer doch immer noch ein lebender Wall.

Wenn ein Land zu Evakuierungen ein Recht hat, so sind wir es, weil wir unsere eigenen Menschen wiederholt evakuiert haben: Aus Ostpreussen allein sind 800'000 Menschen ausgesiedelt worden. Wie empfindsam wir Deutschen sind, lässt sich daran erkennen, dass es uns ein Äusserstes an Brutalität zu sein schien, aus unserem Land 600'000 Juden zu evakuieren, während die Evakuierung unserer eigenen Menschen widerspruchslos als etwas hingenommen wurde, das sein muss.

Wir dürfen in Europa keinen Germanen mehr nach Amerika gehen lassen. Die Norweger, Schweden, Dänen, Niederländer müssen wir alle in die Ostgebiete hineinleiten. Das werden Glieder des Reichs. Wir stehen vor der grossen Zukunftsaufgabe, planmässig Rassenpolitik zu treiben. Wir müssen das schon deshalb tun, um der Inzucht zu begegnen, die bei uns Platz greift. Die Schweizer werden wir allerdings nur als Gastwirte verwenden können.

Stümpfe wollen wir nicht bewältigen. Wir nehmen nur die bessere Erde und zunächst nur die

allerbesten Gründe. Im Sumpfgebiet können wir einen riesigen Truppenübungsplatz anlegen von 350 auf 400 km, mit Strömen drin und allem Hindernis, das die Natur der Truppe bieten kann. «In diesem Zusammenhang können wir natürlich Fragen von Recht und Unrecht überhaupt nicht zur Diskussion akzeptieren. Der Verlust dieses Krieges würde für das deutsche Volk das grösste Unrecht darstellen, der Sieg gibt uns das grösste Recht. Überhaupt wird der Sieger auch die alleinige Möglichkeit besitzen, die moralische Berechtigung seines Kampfes vor der Weltöffentlichkeit nachzuweisen ...»

In Malapartes Roman «Kaputt» finden sich einige Partien, die den in der SS lebenden Herrengeist zu charakterisieren versuchen. Der erste Abschnitt, der hier zitiert wird, will den Grössenwahn des Generalgouverneurs von Polen, der ohne Zweifel Herr über Leben und Tod seiner «Untertanen» war, darstellen.

«Ich bin der König», sagte Reichsminister Frank, Generalgouverneur von Polen, indem er die Arme breit von sich streckte und einen stolzen, selbstgefälligen Blick auf seinen Tafelgästen ruhen liess.

Ich sah ihn an und lächelte.

«Der deutsche König von Polen», wiederholte Frank.

Ich betrachtete ihn und lächelte immer noch.

«Worüber freuen Sie sich? Haben Sie noch nie einen König gesehen?» fragte mich Frank.

«Ich habe mit vielen Königen gesprochen, ich bin bei vielen Königen in ihren Palästen und ihren Schlössern zu Gast gewesen», antwortete ich, «aber keiner von ihnen hat je zu mir gesagt: ich bin der König.»

«Sie sind ein Enfant gâté», bemerkte liebenswürdig nachsichtig Frau Brigitte Frank, die deutsche Königin von Polen.



Am Biertisch Planung des Massenmordes

«Sie haben recht», sprach Frank weiter, «ein wirklicher König sagt niemals: ich bin der König. Aber ich bin kein wirklicher König, wenn auch meine Berliner Freunde Polen als ‚Frank-Reich‘ bezeichnen. Ich habe Gewalt über Leben und Tod des polnischen Volkes, aber ich bin nicht der König von Polen. Ich behandle die Polen mit der Hochherzigkeit und wohlwollenden Sorge eines Königs, aber ich bin kein wirklicher König. Die Polen haben sich keinen König wie mich verdient. Sie sind ein undankbares Volk.»

«Sie sind kein undankbares Volk», entgegnete ich.

«Ich wäre der glücklichste Mensch der Erde, ich wäre wahrhaftig wie Gott in Frankreich, wollten die Polen mir für all das dankbar sein, was ich für sie tue und zu tun bereit bin. Doch je mehr ich mich darum bemühe, ihr Unglück zu lindern und sie gerecht zu behandeln, desto mehr verachten sie alles Gute, was ich für ihr Vaterland tue. Sie sind ein undankbares Volk.»



Winter-Hilfe



Einsatzkommandos

Beifälliges Murmeln kam von den Lippen der Gäste.

«Sie sind ein sehr selbstbewusstes und stolzes Volk», sagte ich mit verbindlichem Lächeln, «und Sie sind ihr Herr. Ein fremder Herrscher.» Was diese SS-Gewaltigen so nebenher an Mordtrieben, geht aus der nachfolgenden Beschreibung von Malaparte hervor, die zwar romanhaft aufgemacht ist, im Kern aber objektive Beobachtungen enthält.

«Und doch», sagte Frank lachend, «obwohl die Übertretung des Verbotes, das Ghetto zu verlassen, mit dem Tode bestraft wird, verlassen und betreten die Juden das Ghetto nach ihrem Belieben.» «Klettern sie über die Mauer?»

«O nein», sagte Frank, «sie schlüpfen durch gewisse Löcher, eine Art Rattenlöcher, die sie des Nachts unter der Mauer auswühlen und tagsüber mit etwas Erde und Laub verdecken. Sie kriechen durch diese Schlupflöcher und gehen in die Stadt, um Lebensmittel und Kleidungsstücke zu kaufen. Der Handel auf dem Schwarzen Markt im Ghetto wird zum grössten Teil durch diese Löcher gespeist. Hin und wieder gerät die eine oder andere Ratte in die Falle: Es sind Kinder von acht oder zehn Jahren, nicht älter. Sie wagen ihr Leben mit wirklichem Sportgeist. Auch das ist Cricket, nicht wahr?»

«Sie wagen ihr Leben?» rief ich.

«Im Grunde», antwortete Frank, setzen sie nur dieses aufs Spiel.»

«Und Sie nennen das Cricket?»

«Natürlich; jedes Spiel hat seine Regeln.» «In Krakau», unterbrach uns Frau Wächter, «hat mein Mann um das Ghetto eine orientalische Mauer bauen lassen, mit eleganten Krümmungen und anmutigen Zinnen. Die Krakauer Juden können sich bestimmt nicht beklagen. Eine wirklich elegante Mauer, im jüdischen Stil.»

Alle lachten und stampften mit den Schuhen auf den verharschten Schnee.

Etwas abseits von uns sahen wir, hinter einem Schneehaufen als Deckung, einen Soldaten knien, das Gewehr im Anschlag. Ich hörte ihn etwas sagen.

Der Soldat richtete das Gewehr auf eine Vertiefung im Schnee am Fusse der Mauer und zielte. Ein anderer Soldat hatte sich hinter ihn gekniet und schaute seinem Kameraden über die Schulter, der plötzlich abdrückte. Das Geschoss schlug in die Mauer, gerade am Rande der Höhlung. «Fehler!» sagte der Soldat trocken und liess den Ladehebel schnappen.

Frank ging zu den beiden Soldaten hinüber und fragte, auf was sie schossen.

«Auf eine Ratte», antworteten sie, laut lachend.

«Auf eine Ratte – ach so!» sagte Frank und kniete sich nieder, um dem Soldaten über die Schulter zu sehen.

Auch wir waren hinzugetreten, und die Damen lachten und flöteten und hoben den Kleidersaum etwas hoch, wie Frauen gewöhnlich tun, wenn von Ratten und Mäusen die Rede ist.

«Wo ist die Ratte?» fragte Frau Brigitte Frank.

«Achtung!» rief der Soldat und zielte abermals. Aus dem am Fuss der Mauer ausgehöhlten Loch tauchte ein schwarzer Schopf zerraufter Haare auf, dann zwei Hände, die sich auf dem Schnee vortasteten. Es war ein Kind.

Der Schuss knallte, aber auch diesmal verfehlte er um ein wenig sein Ziel. Der Kinderkopf verschwand.

«Gib her», sagte Frank mit ungeduldiger Stimme, «du weisst nicht einmal, wie man ein Gewehr hält.» Er ergriff das Gewehr und zielte.

Der Schnee fiel lautlos.

(Malaparte: Kaputt)



Todgeweihte Jüdinnen

Wie grausam Franks Polizei der Bevölkerung und besonders den Juden zusetzte, veranschaulichen die nachfolgenden Bekanntmachungen.

15. Oktober 1941, Warschau (Warszawa). – Verordnung des Generalgouverneurs Frank, in der den Juden unter Todesstrafe verboten wird, die ihnen zugewiesenen Wohnbezirke zu verlassen.

Auf Grund des § 5 Abs. 1 des Erlasses des Führers vom 12. Oktober 1939 (Reichsgesetzbl. I, S. 2077) verordne ich:

Artikel 1.

In der Verordnung über Aufenthaltsbeschränkungen im Generalgouvernement vom 13. September 1940 (VB1 GG. I. S. 288) mit den Änderungen der zweiten Verordnung über Aufenthaltsbeschränkungen im Generalgouvernement vom 29. April 1941 (VGB1 GG. I. S. 274) wird nach § 4a folgender § 4b eingefügt:

§ 4b

(1) Juden, die den ihnen zugewiesenen Wohnbezirk unbefugt verlassen, werden mit dem Tode bestraft. Die gleiche Strafe trifft Personen, die

solchen Juden wissentlich Unterschlupf gewähren.

(2) Anstifter und Gehilfen werden wie der Täter, die versuchte Tat wird wie die vollendete bestraft. In leichteren Fällen kann auf Zuchthaus oder Gefängnis erkannt werden.

(3) Die Aburteilung erfolgt durch die Sondergerichte.

Artikel 2

Diese Verordnung tritt am Tage der Verkündung in Kraft.

Der Generalgouverneur

Frank

17. November 1941, Warschau (Warszawa). – Bekanntmachung des Kommissars des jüdischen Wohnbezirks in Warschau, Auerswald, über die Erschiessung von Juden wegen Verlassens des Ghettos.

Wegen unbefugten Verlassens des jüdischen Wohnbezirks in Warschau wurden die Juden:

Rywka Kligerman

Sala Pasztejn Josek Pajkus Luba Gac Motek

Fiszbaum Fajga Margules Dwojra Rozen-

berg Chana Zajdenwach

laut Urteil des Sondergerichts in Warschau vom 12. November 1941 zum Tode verurteilt.

Das Urteil wurde am 17. November 1941 vollstreckt.

Auerswald

Die obige Bekanntmachung wurde in deutscher und polnischer Sprache herausgegeben. Nur der Plakatteil mit dem polnischen Text ist erhalten geblieben.

Nur sehr wenig ist bekannt über die wirtschaftlichen Gesichtspunkte, nach denen die SS ihre Raubzüge und ihre Grausamkeiten organisiert hat. Sicher ist nur, dass von allem Anfang an wirtschaftliche Absichten mitgespielt haben. Eugen Kogon, der Kenner aller SS-Dokumente, bezeichnet daher auch die schwarze Nazigarde, die zunächst als «Schutzstaffel für den Führer» gegründet wurde und nur 250 Mann stark war, als einen «Orden und Zweckverband zugleich». Zweckmässigkeit war übrigens auch das immer wieder unheimliche Kennzeichen der Nazi-Ausplünderungen ganz allgemein. In Robert M.W. Kempners «SS im Kreuzverhör» wird darüber Aufschluss gegeben.

«Obgleich niemals eine Erklärung dafür gegeben wurde, warum die Nazis die Juden zur Ausrottung verurteilten, zeigen die Akten, dass sie sich einen wesentlichen materiellen Vorteil erhofften. Die den von den Nazis als Juden oder Halbjuden betrachteten Personen auferlegten enormen Schadenersatzzahlungen und die Enteignung ihres Besitzes in Deutschland wie auch in den von ihnen besetzten Ländern brachte dem Reichssäckel ungeheure Gewinne. Und sogar bei der entsetzlichen und grässlichen Massenabschlachtung erzielte die Nazikasse einen ganz entschiedenen Profit. So macht z.B. die Ereignismeldung Nr. 73 vom 4. September 1941, die über die von einer einzigen Einheit, dem Einsatzkommando 8, durchgeführten Exekution berichtet, die kalte geschäftsmässige Ankündigung:

„Bei einer Säuberungsaktion in Tscherwen wurden bei 139 liquidierten Juden 125'880 Rubel beschlagnahmt. Das Einsatzkommando 8 hat damit bis jetzt 1'510'399 Rubel beschlagnahmt/

Die Ereignismeldung Nr. 133 vom 14. November 1941 berichtet über den von dieser Einheit vor etwas weniger als zwei Monaten gemachten Fortschritt:



Beim sortieren ihrer Beute

„Das Einsatzkommando 8 beschlagnahmte während der Berichtszeit weitere 491'705 Rubel, sowie 15 Goldrubel. Sie wurden buchmässig erfasst und an die Verwaltung des Einsatzkommandos 8 abgeführt. Die Gesamtsumme der vom Einsatzkommando 8 bisher sichergestellten Rubel beläuft sich damit auf 2'511'226 Rubel.“

Am 26. Oktober 1941 berichtete die Ereignismeldung Nr. 125, dass das Sonderkommando 7b einer Anzahl zur Liquidierung gebrachter Juden 46'700 Rubel abgenommen habe, Einsatzkommando 943'825 Rubel, sowie verschiedene Gold- und Silbersachen', das Einsatzkommando 8 hatte seinen Raub auf 2'019'512 Rubel erhöht.

Die Lage- und Ereignismeldung Nr. 31 vom Juli 1941, die einen Bericht über die Operation in Litauen enthält, vermerkte die Einziehung von ‚460‘000 Rubel Bargeld, sowie einer grossen Anzahl von Wertsachen‘ von liquidierten Juden. Der Bericht fährt fort:

‚Das ehemalige Gewerkschaftsgebäude in Wilna wurde der DAF auf ihren Antrag sichergestellt, desgleichen die bei Banken auf Gewerkschaftskonten stehenden Gelder in Höhe von 1,5 Millionen Rubel/ Obgleich die Vollstrecker des Programmes bei der Ausführung eines angeblich auf der höchsten ethnischen und kulturellen Stufe stehenden ideologischen Unternehmens begriffen waren, waren sie doch nicht über die kleinlichste und ekelhafteste Dieberei erhaben. Bei der Liquidierung von Juden in Shitomir und Kiew sammelte das die Meldung erstattende Einsatzkommando 137 Lastwagen Kleider. Der Bericht gibt nicht an, ob die Kleider den Opfern vom Leibe gerissen wurden, während sie noch am Leben waren oder erst nachdem sie umgebracht worden waren. Diese gestohlenen Kleider wurden der nationalistischen Volkswohlfahrt überwiesen.‘

Weitere Dokumente folgen hier, die anschaulich machen, nach welchen Richtlinien die Räuberorganisation arbeitete. Den Gipfel des Zynismus bildet wohl die hier wiedergegebene Aufstellung des Gewinns und der Kosten eines SS-Wirtschaftsbüros, zitiert nach Angaben der «österreichischen Lagergemeinschaft Ravensbrück, Wien».

Rentabilitätsberechnung

Tägl. Verleihlohn durchschnittlich RM 6,- abzüglich Ernährung RM -,60

durchschnittliche Lebensdauer

9 Mt. = 270 x RM 5,30 = RM 1‘431,- abzüglich Bekl. Amort. RM -,10

Erlös aus rationeller Verwertung der Leiche:

1. Zahngold
2. Kleidung
3. Wertsachen
4. Geld

abzüglich Verbrennungskosten RM 2,- durchschnittl. Nettogewinn RM 200,- Gesamtgewinn nach 9 Mon. RM 1631,- zuzüglich Erlös aus Knochen und Aschenverwertung.

Zwei andere amtliche Schreiben von SS-Funktionären mögen diese makabre Rechnung ergänzen.

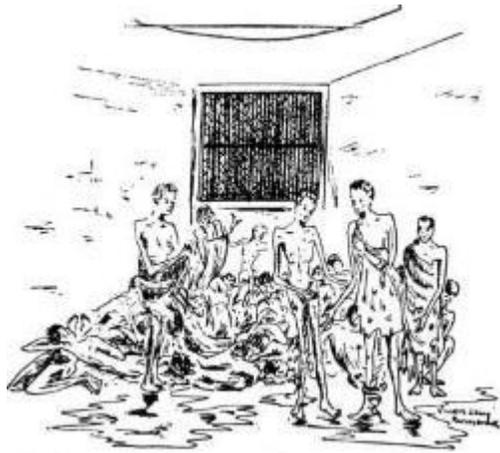
20. April 1942, Lods (Łódź). – Rundschreiben des Leiters der deutschen Gettoverwaltung in Lods, H. Biebow, an die Kreis- und Stadtbehörden, worin bekanntgegeben wird, dass nur die Gettoverwaltung über das nach der Deportation der Juden zurückgebliebene Vermögen verfügt.

Betr.; Umsiedlung von Juden.

Nach dem Erlass vom 23.3.1942 des Herrn Reichsstatthalters fallen sämtliche Vermögenswerte wie Geld, Devisen, Hausrat, Waren, die Eigentum umgesiedelter Juden sind, an die Gettoverwaltung in Litzmannstadt.

Die Gettoverwaltung in Litzmannstadt kann rein verwaltungsmässig die Mithilfe der ^ortsansässigen Behörden bei der Verwertung jüdischen Gutes nicht entbehren, zumal es auch zweckmässig erscheint, den anfallenden Hausrat an Ort und Stelle einer neuen Verwendung zuzuführen. Was nach der Umsiedlung der Juden unverzüglich und in vollem Umfange zur alleinigen Verfügung der Gettoverwaltung sichergestellt werden muss, ist Folgendes:

1. Maschinen aller Art (Nähmaschinen, Schuhmachermaschinen, Kürschnermaschinen, Drehbänke, Tischlerwerkzeug, Bohrmaschinen, Strickmaschinen und sonstige)
2. Deutsche Reichsmark



Gefängniszelle



Selektion fürs Gas



Herrenmensch

3. Devisen bzw. ausländische Zahlungsmittel
4. Geprägte Gold-, Silber- und sonstige Münzen aller Art
5. Edelsteine
6. Textilien, Leder und sonstige Rohmaterialien aller Art.

Dagegen überlässt die Gettoverwaltung die Verwertung des Hausrats den zuständigen Amtskommissaren. Unter Hausrat wird Folgendes in grossen Umrissen verstanden: 1. Gebrauchtes Mobiliar

2. Betten

3. Geschirr und sonstige Einrichtungsgegenstände ehern, jüdischer Wohnungen
4. Lebensmittel

Der Hausrat ist zweckmässig in Form von Versteigerungen oder freien Verkäufen zu verwerten und der Erlös unter Abzug reiner Verkaufskosten an die Getto Verwaltung abzuführen.

Es wird hiermit ausdrücklich darauf hingewiesen, dass es keinesfalls statthaft ist, von Juden vor der Umsiedlung noch irgendwelche Bargeldbeträge oder Forderungen einzutreiben. Die Sicherstellung von Barbeträgen ist ausschliesslich

und allein Aufgabe des Sonderkommandos Lange, während Forderungen den Juden gegenüber der Gettoverwaltung, Litzmannstadt, zu melden sind, die nach Prüfung der Berechtigung über die Begleichung entscheidet.

Biebow

8. Juli 1940, Lodsch (Łódź). – Schreiben des Sachverständigen der Haupttreuhandstelle Ost, A. Kraut, an den Verbindungsmann des RF SS in der Haupttreuhandstelle Ost, Galke, über die Beschlagnahme von Kunstgegenständen (Bildern, Teppichen und Möbeln) in Kattowitz.

Bei meinem kürzlich erfolgten Besuch in Kattowitz habe ich festgestellt, dass Bilder in so grosser Anzahl anfallen, dass unbedingt ein grosser Teil ausgeschieden werden und sofort verwertet werden muss. Bisweilen ist es jedoch schwierig festzustellen, was noch als Kulturgut im Sinne des Eilrunderlasses des Reichsführers-SS und Chefs der Deutschen Polizei vom 16.12.1939 – SIV 1 Nr. 844 III/39-151-Sdb. P. – anzusehen ist, und was nicht mehr dahin gehört. Die Prüfung und Abgrenzung hat bisher mein Treuhändler in Kattowitz – Professor Dr. Haertel, der selbst Maler ist – vorgenommen. Ich möchte nun nach Rücksprache mit Prof. Haertel und Stadtrat Guhr, der für die Dauer einer Erkrankung für Prof. Haertel die Vertretung übernommen hat, folgenden Vorschlag machen:

Bilder:

Als Kulturgut werden folgende Gemälde angesehen:

1. Gemälde von Künstlern ohne Rücksicht auf ihren Schätzwert.
2. Alle Bilder, die als geschichtliche Dokumente anzusehen sind, ohne Rücksicht auf ihren Schätzwert.
3. Alle Bilder, die mit mehr als RM 500,- ge-

schätzt werden, ohne Rücksicht auf den Namen des Autors, um sie später in Berlin zu verwerten, da man hier voraussichtlich einen höheren Preis erzielen kann als in Kattowitz oder einer anderen Stadt in den Ostgebieten.

4. Bilder jüdischer Autoren oder solche, die von uns als entartete Kunst angesehen werden, werden zunächst aufbewahrt, damit man sie später – falls dagegen keine anderweitigen Bedenken bestehen – im Ausland gegen Devisen verkaufen kann.
5. Alle übrigen Bilder werden von der Haupttreuhandstelle Ost Treuhandstelle Kattowitz an Ort und Stelle verkauft, sofern es der Zustand oder Inhalt der Bilder nicht nötig macht, sie zu vernichten und allenfalls nur den Rahmen zu verwerten.

Teppiche:

Bei der Beurteilung von Teppichen ist es gleichfalls schwer, eine Grenze zu sehen. Ich möchte daher den Vorschlag machen, dass ausser den ausgesprochenen Kunstteppichen (Perser, kaukasische usw.) auch besonders schöne Gebrauchtteppiche inländischer Erzeugung nach Berlin gebracht und erst nach Schätzung durch Sachverständige verwertet werden. Ich glaube, dass sich hier für solche Stücke wesentlich höhere Preise erzielen lassen als in den Ostgebieten.

Möbel:

Infolge ihres Umfanges verursachen Möbel gewisse Transportschwierigkeiten; deshalb bin ich dafür, dass nur ausgesprochene Kunstmöbel, wie echte Stilmöbel, erfasst werden, während alle übrigen, also auch nachgeahmte Stilmöbel, die bisweilen kaum ein Kenner von echten zu unterscheiden vermag, der Treuhandstelle Ost in Kattowitz zur Verwertung übergeben werden, wie es übrigens bereits geschieht.

Ich bitte um Ihre Stellungnahme zu meinen heutigen Vorschlägen.

Kraut



Nordische Runen – Der Unterricht

Grundgedanke der Wahnideen eines Himmler und seiner aus mancherlei Lagern stammenden Gefolgsleute war das, was Hitler und Rosenberg in der «Kampfzeit» vorgekaut hatten, was aber kein geistig normaler Mensch damals ernst genommen hat. Als 1933 die braune Flutwelle Deutschland überschwemmte, bekamen ihre wirren Gedanken plötzlich offizielle Gewalt. Es ist wie ein französischer Zeitkritiker geschrieben hat.

«Seit der Machtübernahme 1933 verkündet die neue Regierung materialistische Ideale als Grundlage ihrer Weltanschauung. Von Nietzsches Philosophie inspiriert, betont der nationalsozialistische Grundsatz bereits in Hitlers ‚Mein Kampf‘ die Notwendigkeit für den Staat, sich über die Natur zu erheben und die Minderwertigen zu beseitigen, um eine starke Rasse erstehen zu lassen, welcher er tausendjährige Fruchtbarkeit verheißt. Später bestätigt Rosenberg den

Gedankengang Hitlers und baut ihn weiter aus, indem er in seinem Werk ‚Der Mythos des XX. Jahrhunderts‘ alles bekämpft, was sich der ungehinderten Verwirklichung dieses Gedankens in den Weg stellen könnte, sei es die jüdische Religion mit ihrer Hilfsbereitschaft, die christliche Religion mit ihrer Barmherzigkeit oder das freimaurerische Ideal mit dem Leitwort ‚Menschlichkeit‘.»

Während dieser Periode bemächtigte sich eine geschickte Propaganda dieser These und verkündete sie unaufhörlich über das Radio, durch das Buch, den Film und durch Abbildungen mit dem Motto: dem zukünftigen Grossdeutschen Reich soll ein starkes Volk erstehen, stark in der Vernichtung alles dessen, was sich dieser Entwicklung in den Weg stellen könnte. Es handelte sich nicht nur darum, fremdes Blut auszuschalten, sondern sogar die ‚unproduktiven Deutschen‘, d.h. die ‚Geisteskranken‘, ‚Krüppel‘ und alle ‚Minderwertigen‘. Es wurden Organisationen zu Studienzwecken geschaffen, so die Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene, welche beauftragt waren, die Defekte zu erforschen und die Kategorien der Krankheitsfälle zu bestimmen, die von der Volksgemeinschaft auszuschliessen waren.

Schon frühzeitig kümmerte sich die SS um die offizielle Regelung ihrer vermeintlichen rassenpolitischen Belange. Am Anfang mögen sie unter den Genossen besprochen worden sein. Als der «Orden» grösser wurde, gab Himmler die folgende Verordnung heraus, die er noch in einem angehängten Kommentar verdeutlichte.

1. Die SS ist ein nach besonderen Gesichtspunkten ausgewählter Verband deutscher, nordisch-bestimmter Männer.
2. Entsprechend der nationalsozialistischen Weltanschauung und in der Erkenntnis, dass die Zukunft unseres Volkes in der Auslese und Erhaltung des rassisch und erbgesundheitlich guten Blutes beruht, führe ich mit Wirkung vom 1. Januar 1932 für alle unverheirateten Angehörigen der SS die «Heiratsgenehmigung» ein.
3. Das erstrebte Ziel ist die erbgesundheitlich wertvolle Sippe deutscher, nordisch-bestimmter Art.
4. Die Heiratsgenehmigung wird einzig und allein nach rassischen und erbgesundheitlichen Gesichtspunkten erteilt oder verweigert.
5. Jeder SS-Mann, der zu heiraten beabsichtigt, hat hierzu die Heiratsgenehmigung des Reichsführers SS einzuholen.
6. SS-Angehörige, die bei Verweigerung der Heiratsgenehmigung trotzdem heiraten, werden aus der SS gestrichen; der Austritt wird ihnen freigestellt.
7. Die sachgemässe Bearbeitung der Heiratssuche ist Aufgabe des «Rasseamtes» der SS.

8. Das Rasseamt der SS führt das «Sippenbuch der SS», in das die Familien der SS-Angehörigen nach Erteilung der Heiratsgenehmigung oder Bejahung des Eintragungsgesuches eingetragen werden.
9. Der Reichsführer SS, der Leiter des Rasseamtes und die Referenten dieses Amtes sind ehrenwörtlich zur Verschwiegenheit verpflichtet.
10. Die SS ist sich darüber klar, dass sie mit diesem Befehl einen Schritt von grosser Bedeutung getan hat; Spott, Hohn und Missverständnisse berühren uns nicht; die Zukunft gehört uns!

Den 31. Dezember 1931.

Der Reichsführer SS
gez. H. Himmler

Das Zuchtziel des deutschen Volkes
ist Erhaltung und Mehrung des nordischen Blutsanteils

Das Zuchtziel des deutschen Volkes wird durch die nordische Rasse bestimmt, denn sie ist die Grundrasse des deutschen Volkes; sie schliesst das deutsche Volk zu einer Blutsgemeinschaft zusammen. Adolf Hitler hat durch seine Rassenpolitik zum ersten Male in der Geschichte unseres Volkes die Voraussetzung dafür geschaffen, welche die klare Herausarbeitung eines einheitlichen Zuchtzieles für das ganze deutsche Volk ermöglicht. Durch die Unterbindung der Rassenmischung, den Kampf gegen die Gegenauslese, die Steigerung des Willens zum Kinde und die Schaffung einer rassegemässen, arteigenen Umwelt

wurde das deutsche Volk zum rassistischen Denken erzogen und wurde die Richtung seiner künftigen Entwicklung für Jahrhunderte, ja Jahrtausende festgelegt. Auf dieser Grundlage konnte sich ein Orden der Männer bilden, die bereit sind, in harter Zucht unserem Volke die Fackel in die Zukunft vorzutragen und durch Übernahme erhöhter Pflichten auf dem schweren Weg der Höherentwicklung des völkischen Wesens und der rassistischen Kräfte voranzuschreiten.

Dass die nordische Rasse allein das Zuchtziel des deutschen Volkes bestimmen kann, ergibt sich aus der Geschichte der arischen Völker. Sie hat die Kulturen dieser Völker geschaffen; solange sie die Geschicke derselben bestimmte, stiegen sie zu hoher Blüte auf; ihr Niedergang zog den Untergang der Völker und ihrer Kulturen nach sich, denn Entordnung bedeutet stets Kulturzerfall. Erhaltung und Mehrung des nordischen Blutsanteils ist darum der wichtigste Bestandteil des Zuchtzieles des deutschen Volkes. Das bedeutet keine Abwertung der übrigen europäischen Rassen, welche am Aufbau unseres Volkes Anteil haben. Wir wissen, was wir der fälischen Beharrung, der ostischen Gemütswärme, der dinarischen Ursprünglichkeit, der westlichen Beweglichkeit verdanken; die Einschlagsrassen haben mitgewirkt an der Lebensfülle und dem unvergleichlichen Reichtum der deutschen Kultur; der hohe Leistungsstand des deutschen Volkes ist mit einer Folge seiner besonderen rassistischen Zusammensetzung. Trotzdem ist gerade für das deutsche Volk, das durch seine Mittellage mehr als andere Völker Europas gezwungen ist, fortdauernd um seine Selbstbehauptung und Weltgeltung zu kämpfen, die Erhaltung und Mehrung des Anteils der nordischen Bauern- und Kriegerrasse die unerlässliche Vorbedingung seiner Existenz.

(H. Himmler)

„Lebensborn-Film“:

So wurden die Schädel
gemessen



So war die Musterung zur
Zucht





So romantisierte man die
genormte Geschlechtsvereinigung



So war das Ende

Eine Ausgeburt all der rassischen Phantastereien, die in den Reihen der SS herumgeisterten, war schliesslich die Gründung des Vereins «Lebensborn e. V.» von 1936. Über diese Sache ist damals in Deutschland und im Ausland viel gemunkelt und auch viel gelächelt worden. Natürlich vermutete man gleich dahinter den Wunsch der SS-Bonzen nach ungehinderter sexueller Betätigung. Punkt 2 der genannten «Aufgaben» legt diese Vermutung durchaus nahe. Es ist freilich immer zu bedenken, dass der offensichtlichen Zweckgebundenheit des Vereins ein Schuss vollkommen unkontrollierbarer Romantik beigegeben war, der zwar den Einzelnen nicht von der Verantwortung freispricht, aber doch erklärt, warum so viele Männer, die zu Besserem berufen gewesen wären, den Verlockungen der SS-Ideologie verfielen.

«Bereits mit Schreiben vom 13. Dezember 1934 wies ich alle SS-Führer darauf hin, dass wir alle umsonst gekämpft haben, wenn wir dem politischen Sieg nicht den Sieg der Geburten des guten Blutes hinzufügen.

Die Frage vieler Kinder ist nicht Privatangelegenheit des Einzelnen, sondern Pflicht gegenüber seinen Ahnen und unserem Volk. Die SS hat durch den Verlobungs- und Heiratsbefehl vom Dezember 1931 den ersten Schritt schon lange getan. Die Gründung guter Ehen ist jedoch zwecklos, wenn nicht zahlreiche Nachkommen aus ihnen hervorgeht.

Ich erwarte, dass auch hier die SS und insbesondere das SS-Führerkorps beispielgebend vorangehen.

Als Mindestkinderzahl einer guten und gesunden Ehe sind vier Kinder erforderlich. Falls unglückliche Schicksalsumstände der Ehe eigene Kinder versagen, sollte jeder SS-Führer rassisch und erbgesundheitlich wertvolle Kinder annehmen und sie im Sinne des Nationalsozialismus erziehen und ihnen eine ihren Fähigkeiten entsprechende Ausbildung angedeihen lassen.

Für die Auslese und Zuweisung geeigneter Kinder steht den SS-Führern der Verein «Lebensborn e. V.» zur Verfügung, der unter meiner persönlichen Führung steht, dem RuS.-Hauptamt SS eingebaut ist und dessen Aufgabe es ist:

1. Rassisch und erbbiologisch wertvolle, kinderreiche Familien zu unterstützen.
2. Rassisch und erbbiologisch wertvolle werdende Mütter unterzubringen und zu betreuen, bei denen nach sorgfältiger Prüfung der eigenen Familie und der Familie des Erzeugers durch das RuS.-Hauptamt SS anzunehmen ist, dass gleichwertvolle Kinder zur Welt kommen.
3. Für die Kinder zu sorgen.
4. Für die Mutter der Kinder zu sorgen. Möge sich jeder SS-Führer stets vor Augen halten, dass uns in der Kampfzeit nur Opfer persönlicher und materieller Art vorwärts gebracht haben und dass auch der weitere Aufbau Deutschlands für Jahrhunderte und Jahrtausende unmöglich wL'd, wenn nicht jeder von uns bereit ist, weiterhin seine selbstverständliche Pflicht zu tun.

Den 13. September 1936.

Der Reichsführer SS
gez. H. Himmler»

Der Verein «Lebensborn» ist durch den gleichnamigen Film und auch durch die alliierte Nachkriegs-Propaganda zu einer der bekanntesten Institutionen der Nazis geworden, obwohl im Deutschland der Jahre 1935-1945 kaum jemand seinen Namen kannte.

Wie man aus der Satzung sieht, waren die wollüstigen Vorstellungen weit übertrieben, die sich unsere Nachbarn von dieser «Rassen-Zuchtanstalt» machten.

In der Praxis hat der Verein, wie auch ähnliche Institutionen ganz demokratischer Länder, zahllosen unehelichen Kindern ein Heim geboten und ledige Mütter vor Diffamierung und Leiden bewahrt.

Baum an mein
12. ERNTING,
1938.

DIES BLATT
SENIE EKKE
SEISTISER
DER SROSS-
REICHS-
PERLIN,
FECHT!
EDWAR
KARL
KRIINGLA
SCHORT



Weltanschauung
Kunde der
JAXT-KRIINGLA



ICH PROPHEZIEHE

"GRÜß"

Gott in GROSS-Deutschland!
HORIZONT!

SIEG HEIL UNSEREM
GROSS-DEUTSCHEN

GEISTIGEN



MEIN ROSEN-WAPPEN.



Der Führer und seine Maiden

Allerdings stimmt es, dass dies gar nicht die Absicht seiner Gründer war.

Die Rassen-Gestüts-Pläne existierten wirklich, der «Lebensborn» sollte tatsächlich eines Tages junge Menschen zusammenführen wie Pferde eines Gestüts.

Das zum Schluss angeheftete Schreiben Himmels von 13. 9. 1936 zeigt, wie weit diese Pläne damals gediehen waren.

Zwei Jahre später, 1938, wurden sie im «rassenkundlichen Unterricht» der höheren Schulen schon offen vorgetragen und weit schärfer, als sie Himmler hier formulierte. «Rassisch einwandfreie» und zeugungsfähige Männer sollten wie Zuchtbullen auf «rassisch einwandfreie Maiden» losgelassen werden, um sich mit ihnen zu paaren.

Ehepaare, in denen ein Partner von «besserer Rasse» war, als der andere, sollten sich getrennt mit wildfremden Leuten kopulieren, die vom Rassenhauptamt nach den Wahnsinns-Kategorien der H.F.K. Günther & Co. ausgesucht wurden.

Bereits 1937 wurde für jeden neu eintretenden Offiziers-Anwärter der Wehrmacht (und nicht nur der SS!) ein Karteiblatt angelegt, auf dem seine «rassischen Merkmale» im Hinblick auf eventuelle Zwangs-Partner genau festgelegt waren.

Unbestreitbare Tatsache ist es jedenfalls, dass junge Soldaten, Studenten und Lehrlinge ermutigt wurden, uneheliche Kinder in die Welt zu setzen und dass der Staat auf verschiedene Art



Deutscher Tanz

die Sorge für diese Kinder übernahm, so lange er konnte (und das war nicht lange).

Alle romantischen «Tatsachenberichte» und Filme über den «Lebensborn» hätten der Wahrheit entsprochen, wenn die Nazis den Krieg gewonnen hätten, das ist sicher.

In der nüchternen Wirklichkeit jedoch gediehen die politisch-erotischen Wunschträume der «Rassenzüchter» nie soweit. Der «Lebensborn»

blieb eine Organisation, die Heime für ledige Mütter, junge Witwen und wohnungslose Ehefrauen von Soldaten und SS-Leuten unterhielt, zum Teil dienten die Heime als Kinderkrippen und Waisenhäuser.

Allerdings war eines der Ziele Wirklichkeit geworden: «Rassisch wertvolle» Kinder «verdächtiger» Eltern in ganz Europa (und nicht nur in Deutschland) wurden ihren Familien fortgenom-



Germanische Weihehandlung

men und in diesen Heimen zu «Ariern» erzogen, so auch die Kinder ermordeter Geiseln und «Partisanenverdächtiger» .

Hier folgen zwei Ausgaben der Satzung des Vereins, paragraphenweise nebeneinandergestellt. Man sieht, wie sich die beinahe «gutbürgerliche» Ideologie der Gründer zum «Herrenmenschen-Jargon» hin entwickelt hat:

**Satzung
des Vereins «Lebensborn» e.V.**

§1

Der Verein führt den Namen «Lebensborn», nach erfolgter Eintragung in das Vereinsregister mit dem Zusatz «eingetragener Verein». Er hat seinen Sitz in Berlin.

§1

Lebensborn e.V.

gegründet 1936 in Berlin, verdankt seine Entstehung dem Willen des Reichsführers-SS.

«Lebensborn» e.V. ist ein Teil der SS, wird vom Reichsführer-SS persönlich geführt und erhält von ihm seine weltanschauliche Ausrichtung.

Seine Aufgaben liegen auf bevölkerungspolitischem Gebiet. «Lebensborn» hat den Kinderreichtum in der SS zu unterstützen, jede Mutter guten Blutes zu schützen und zu betreuen und für hilfsbedürftige Mütter und Kinder guten Blutes zu sorgen.

Aus dieser Arbeit soll eine auserlesene Jugend hervorgehen, gleich wertvoll an Körper und Geist, der Adel der Zukunft.

§2

Der Verein hat den Zweck:

1. Rassisch und erbbiologisch wertvolle, kinderreiche Familien zu unterstützen;
2. Rassisch und erbbiologisch wertvolle werdende Mütter unterzubringen und zu betreuen, bei denen nach sorgfältiger Prüfung der eigenen Familie und der Familie des Erzeugers durch das Rasse- und Siedlungs-Hauptamt-SS anzunehmen ist, dass gleich wertvolle Kinder zur Welt kommen;
3. für diese Kinder zu sorgen;
4. für die Mütter der Kinder zu sorgen.

Zur Erfüllung dieses Zweckes kann der Verein alle Einrichtungen und Anstalten treffen, die notwendig sind, um diesen Zweck zu erreichen. Er kann insbesondere auch Vereine, die gleichgerichtete Zwecke verfolgen, in sich aufnehmen oder zur Erfüllung des Vereinszweckes heranziehen.

§3

Der Vorsitzende des Vereins sowie der stellvertretende Vorsitzende werden von dem Reichsführer-SS auf Vorschlag des Chefs des Rasse- und Siedlungs-Hauptamtes-SS ernannt und abberufen.

Das Gleiche gilt für den Geschäftsführer des Vereins. Der stellvertretende Vorsitzende vertritt den Verein gerichtlich und aussergerichtlich. Er ist der Vorstand des Vereins im Sinne des § 26 BGB. Der stellvertretende Vorsitzende kann die Erledigung der laufenden Geschäfte auf den Geschäftsführer ein für allemal übertragen. Der Geschäftsführer gilt insoweit als bevollmächtigt, den Verein zu vertreten.

§ 3 (Fassung 1938)

Der Verein dient ausschliesslich gemeinnützigen und wohltätigen Zwecken mit dem Ziel:

- L rassisch und erbbiologisch wertvolle kinderreiche Familien zu unterstützen:
2. rassisch und erbbiologisch wertvolle werden-

3. de Mütter zu betreuen, bei denen nach sorgfältiger Prüfung der eigenen Familie und der Familie des Erzeugers anzunehmen ist, dass gleich wertvolle Kinder zur Welt kommen;
4. für diese Kinder zu sorgen;
5. für die Mütter dieser Kinder zu sorgen;
6. Vereinsvormundschaften (§ 47 RJWG) jeweils nach eigenem Ermessen zu übernehmen;
7. Vormundschaften und Beistandschaften für SS-Kriegerswaisen auf Befehl des Reichsführers-SS zu übernehmen.

Voraussetzung der Fürsorge für werdende Mütter ist, dass sie in rassischer und erbbiologischer Hinsicht alle Bedingungen erfüllen, die in der Schutzstaffel allgemein gelten. Auf diese Leistungen besteht kein Rechtsanspruch.

§ 4 (1935)

Der stellvertretende Vorsitzende beruft aus den zur Förderung des Vereinszweckes bereiten Kreisen einen Beirat, welcher den stellvertretenden Vorsitzenden in seiner Tätigkeit unterstützt und berät. Der Beirat ist mindestens zweimal im Jahr zu berufen.

§ 4 (1938)

Der Reichsführer-SS (Rasse- und Siedlungs-Hauptamt) gibt dem Verein weltanschauliche Richtlinien.

. § 5 (1935)

Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.

§ 5 (1938)

Zur Erfüllung seiner Aufgaben kann der Verein alle notwendig erscheinenden Massnahmen ergreifen. Er kann andere Vereine, die ähnliche Zwecke verfolgen, in sich aufnehmen oder zur Mitarbeit heranziehen.

§ 6 (1935).

Mitglied des Vereins kann jeder Deutsche wer-



Hitler, SS und Wehrmacht als Sieger in Paris

den, welcher bereit ist, den Vereinszweck zu fördern. Über die Aufnahme des Mitgliedes entscheidet der stellvertretende Vorsitzende; dieser setzt gleichzeitig den Jahresbeitrag der Mitglieder fest.

Für natürliche Personen beträgt der Jahresbeitrag mindestens Reichsmark 12,-, für juristische Personen mindestens Reichsmark 30,-.

§ 6 (1938)

Organe des Vereins sind:

- a) der Vorstand,
- b) das Kuratorium,
- c) die Mitgliederversammlung.

§ 7 (1935)

Ein Mitglied kann aus dem Verein ausscheiden, wenn es seine Mitgliedschaft aufkündigt. Die Aufkündigung muss spätestens am 30. Juni eines Kalenderjahres für das Ende des Jahres erfolgen. Ein Mitglied kann aus dem Verein ausgeschlossen werden, wenn dies der stellvertretende Vorsitzende nach Anhörung des Beirates bestimmt.

§ 7 (1938)

Der Verein wird vom Vorstand (§ 26 BGB) vertreten und geleitet. Der Vorstand besteht aus einer Person. Er wird durch den Reichsführer-SS ernannt und abberufen.

Der Vorstand kann durch zwei Hauptabteilungsleiter nach § 26 BGB vertreten werden. Diese beiden Hauptabteilungsleiter sind nur gemeinsam zeichnungsberechtigt.

§ 8

Der stellvertretende Vorsitzende bestimmt nach Anhörung des Beirates darüber, ob Mitgliederversammlungen zu berufen sind oder nicht.

Die Berufung der Mitgliederversammlungen erfolgt auf brieflichem Wege mit Frist von einer Woche. Die Beschlüsse werden in einem von dem Geschäftsführer geführten Beschluss-Buch beurkundet und von dem Leiter der Versammlung unterschrieben.

§ 37 BGB bleibt unberührt.

Über die Auflösung des Vereins beschliesst der Vorsitzende nach Anhörung des Beirates.

Im Falle der Auflösung des Vereins bestimmt der stellvertretende Vorsitzende über die weitere Verwendung des Vereinsvermögens. Das Vermögen soll für die bisher von dem Verein betriebene Arbeit oder für gleichgerichtete Zwecke verwendet werden.

Die SS-Organisation kümmerte sich nicht nur um Wehrbauern und Zuchtwahl, ihre Experten kamen mit der Zeit darauf, dass sie sich auch um die Intelligenz des Volkes bemühen müsse, wenn sie ihre Ziele erreichen wollte. Das ist sittengeschichtlich insofern von Bedeutung, als es die Auseinandersetzung mit Kultur und Kunst, mit Unterhaltungsindustrie und Literatur, wie sie im zivilisierten Deutschland existierten, von den Fanatikern verlangten. Man propagierte natürlich die eigenen Talente wie in der folgenden Besprechung.

«Der junge Dichter des nationalsozialistischen Deutschlands, Eberhard Wolfgang Möller, hat es

unternommen, die Gesetzmässigkeit dieser Auseinandersetzung von Blut und Rasse am Beispiel auslanddeutschen Kampfes in die dichterische Form eines festlichen Spieles zu giessen. Dass der Dichter Möller dabei – als Deutscher aus dem Reich zu uns kommend – in die tiefste seelische Regung dieses Kampfes einzudringen und aus den letzten Geheimnissen des Mythos vom Blut die dramatische Gewalt seiner Handlung zu schöpfen vermochte, ist in unseren Augen nicht nur ein Zeichen göttlicher Begnadung eines grossen Künstlers, sondern gleichzeitig der Beweis dafür, dass im Reich das Schicksal deutscher Siedler im Ostraume wieder in seiner geschichtlichen Bedeutung für Blut, Volk und Raum erkannt und erlebt wird. Wenn der Woiwode als Vertreter einer anderen Rassenwelt erklärt:

... es muss das Blut sich mit dem Blut vertragen,

was immer oben war, das muss hinab, und das Verachtete muss oben liegen und so, wie wenn ein Mann ein Weib beschläft, in brünstiger Vereinigung gewaltsam jahrtausendalter Gegensatz verschmelzen/

so versündigt er sich an den ewigen Gesetzen des Blutes, und weil er diesen Satz zu seinem Herrschaftsprinzip erhebt, muss er fallen.»

Man musste sich mit der Nacktheit befassen, und das «Schwarze Korps», wie sich die intelligente Hauszeitung der SS nannte, machte das gar nicht ungeschickt, wie die zwei beigegebenen Bildseiten beweisen. Allerdings antwortete die andere Seite auf ihre Weise.

Anlässlich des Gastspiels der Künstler-Kameraden vom Kabarett der Komiker am Mittwoch, den 26. Oktober, abends 11.30 Uhr, in der KddK äusserte sich bei seiner sogenannten Conference der Direktor des obengenannten Kabarett-Unter-

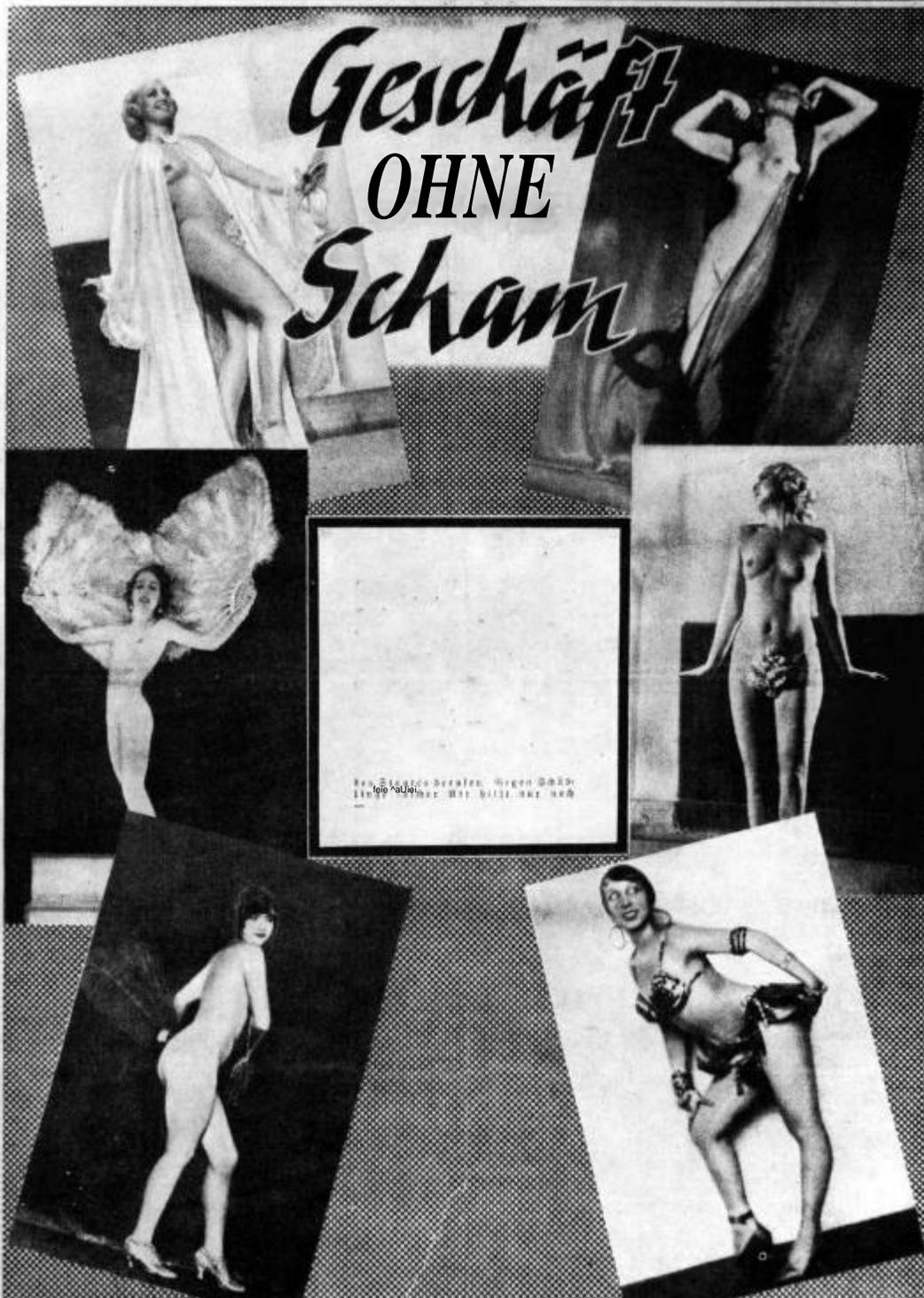


Die Horde

nehmens und Mitglied unserer KddK, Willie Schaeffers, vor vollbesetztem Hause wie folgt:
«Unsere Nackttänzerin haben wir heute zu Hause gelassen, denn ich habe keine Lust, noch ein zweites Mal ins ‚Schwarze Korps‘ zu kommen. Ich weiss nicht, ob Sie das gesehen haben, – scheinbar nicht. Das beweist doch, dass dieses Blatt doch nicht die Verbreitung hat, wie sich das die Herausgeber einbilden! Ja, so kommt ein nacktes Bild von uns einmal gratis in die Zeitung, nicht von uns, sondern nur natürlich von der Tänzerin.»

Die NS-staatlich eingesetzten Kulturwächter bemühten sich sogar, gelegentlich für die freizügigen Kräfte im Theaterwesen einzutreten, wie ihre Presse hier behauptet.

«Gegen die Leute, für die das Theater und der Bühnenkünstler immer noch identisch sind mit dem Begriff der Lasterhaftigkeit, wendet sich Gauleiter Frauenfeld, der Geschäftsführer der Reichstheaterkammer. Wehe, dreimal wehe, so ruft er aus, wenn ihre berufliche Tätigkeit sie eines Tages in die Lage versetzt, sich ‚von Amts wegen‘ mit dem Gegenstand ihrer entarteten Leidenschaft zu befassen. Es seien die von den Stammtischen oder Schreibtischen ausbrechenden Amokläufer, die versuchten, alles, was ihnen Kunst scheinete, mit Paragraphen totzuschlagen und mit Moralinsäure zu bespritzen. Ihnen sei der längst verschüttete Quell ihrer Leidenschaft rings um das Theater ein Drama mit zumindest fünf Akten aus der Pubertätszeit, das in einer Schreibtischschublade ein gespenstisches Dasein



SCHÖN UND REIN



Das öffentliche Leben muss von dem erstickenden Parfüm unserer modernen Erotik befreit werden, genau so wie von jeder unmännlichen prüden Unaufrichtigkeit. In allen diesen Dingen muss das Ziel und der Weg bestimmt werden von der Sorge für die Erhaltung der Gesundheit unseres Volkes an Leib und Seele.»

ADOLF HITLER, „MEIN KAMPF“





«Kunst»



SS-Damen am Abend

führe. Als Selbstverständlichkeit stellt Frauenfeld fest:

Nackte Beine an sich sind nichts Unsittliches, und wenn jemand sie so empfindet, dann sind erst recht nicht die Beine unsittlich, sondern höchstens der, der sie so sieht. Er fügt hinzu, der Nationalsozialismus, der jeder freudigen Lebensbejahung und gesunden Sinnenfreude das Wort rede, empfinde es peinlich, als die braune Hülle für die geistige Blösse derer missbraucht zu werden, die die ganze Welt aus einer Kloaken-Perspektive sehen.»

Aber dann wieder versuchten sie, die Bühne für

ihre persönlichen Wahnideen mobil zu machen. Dies ist die mit grossen Empfehlungen veröffentlichte Inhaltsangabe eines Schauspiels mit rassenpolitischem Trend, wie sie damals in Unmengen produziert wurden.

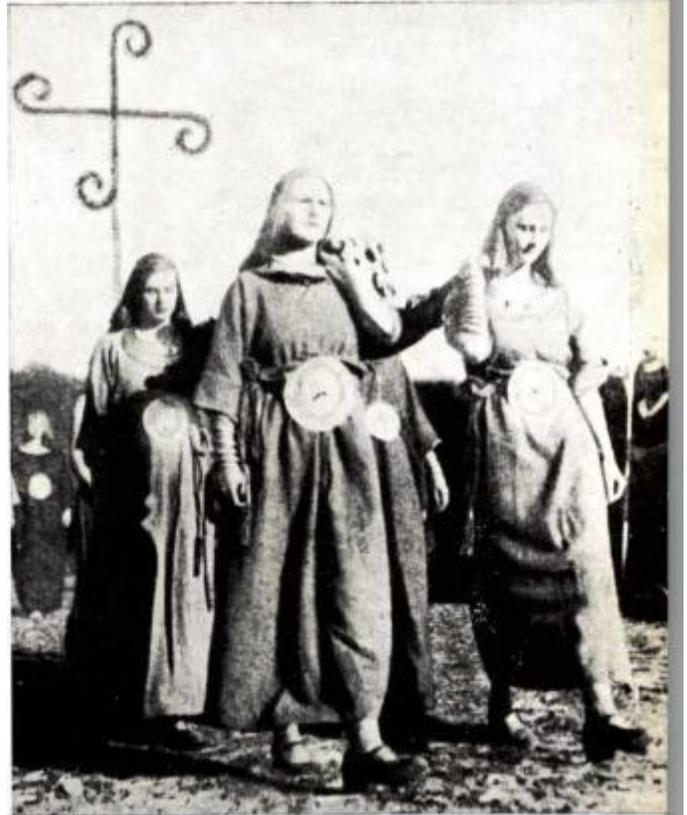
«In dem Hause eines evangelischen Pfarrers der alten Schule sind zwei Töchter und ein Sohn geworden. Der Bruder des Pastors ist ein Arzt, der sich seit Jahren mit den Fragen der Rasse und Vererbung befasst und dessen Gedankengänge auch der Sohn des Pastors folgt. Trotz seiner Wissenschaft und Erkenntnis kann er die Ehe seiner Nichten mit einem Erbkranken und einem

‘judenstämmigen ‚Deutschen‘ nicht verhindern.
 – Nun entwickeln sich in den drei Akten des Schauspiels die Folgen dieser Missehen. Der erkrankte Gatte der ältesten Tochter muss in eine Anstalt gebracht werden, die andere Tochter wird von ihrem Mann, der immer mehr die charakteristischen Merkmale der Rasse aufweist, der er eigentlich zugehört, an Leib und Seele verseucht. Nur der Sohn des Pastors, der wegen der Einstellung seines Vaters aus dem Elternhaus in den Arbeitsdienst gegangen ist, heiratet ein erbgesundes Mädchen. Diese Schicksalsschläge in der eigenen Familie und der gesunde Sinn des Sohnes überzeugen schliesslich auch den am Alten hängenden Pastor von der Richtigkeit der Erkenntnis der neuen Wissenschaft.»

Wie es den Besuchern dann im Nazitheater ergehen konnte, sieht man an folgender Begebenheit, die aus dem Jahr 1942 berichtet wird:

«Immer nur ins Kino zu gehen, befriedigt auf die Dauer nicht. Man muss sich auch einmal etwas Besseres leisten. So dachten auch Halina und Zelona als sie sich vor ein paar Tagen durch eine Bekannte Karten zu der Sonntagsnachmittagsvorstellung im Grossen Haus besorgen liessen. Beide sprechen und verstehen zwar kein Wort deutsch, aber das macht ihnen offenbar ebenso wenig aus wie die Tatsache, dass sie als Polinnen in einem deutschen Theater nichts zu suchen haben.

Ihre Hoffnung, dort ein gutes Ballett zu sehen, konnte allerdings nicht in Erfüllung gehen. Sie hatten sich zu sehr im Spielplan vergriffen. Es gab Iphigenie. Aber sie hatten noch mehr Pech. Nicht immer kann man im Theater die ungefährliche Rolle des stummen Zuschauers spielen. Sie jedenfalls mussten Rede und Antwort stehen, als ein anderer Besucher bat, den Platz mit ihm zu tauschen. Und da es mit der Sprache etwas stark



«Germaninnen»

haperte, fand der Theaterbesuch der beiden Mädchen durch amtliches Einschreiten ein vorzeitiges Ende.

Am Montagmorgen wurden die beiden Polinnen durch die Polizei bereits dem Amtsrichter vorgeführt. Sie erhielten für ihre dreiste Tat jede vier Monate Straflager.»

Das Geschäft der Vernichtung

«Anfang 1942 beschlossen die Nazis auf der Wannseekonferenz, das besetzte Polen (das sogenannte ‚Generalgouvernement‘) zum Hauptschauplatz ihrer Ausrottungsmassnahmen zu machen. Die dreieinhalb Millionen polnischer Juden sollten in ihrem Heimatland umgebracht werden – mit Zustimmung, zuweilen auch unter Mithilfe einer grossen Anzahl von Polen. Dieses Polen war wie geschaffen für die Errichtung der

Todeslager: SS und Gestapo konnten auf zahlreiche freiwillige Helfer zählen, die in der osteuropäischen Tradition eines brutalen Antisemitismus aufgewachsen waren. In keinem der anderen besetzten Länder – Tschechoslowakei, Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen, Frankreich, Italien, Griechenland, Jugoslawien – hätte die Bevölkerung so mit den Henkern zusammengearbeitet. Selbst in Deutschland und Österreich wussten verhältnismässig geringe Teile der Zivilbevölkerung Näheres über die Todeslager, obwohl viele etwas ahnten. Im Grossen und Ganzen wurden die finsternen Geheimnisse gut gewahrt.»



Genickschuss



Die Henker lachen

«Es gab in Galizien kein Gesetz ausser dem der SS. Aus den Dörfern und Kleinstädten wurden alle Juden vertrieben und in den Ghettos der grossen Städte zusammengepfercht. Die einheimische ukrainische Bevölkerung half der Gestapo und der SS emsig dabei, und viele ukrainische Hilfspolizisten gingen noch brutaler vor als die SS. (In Frankreich, wo die Deutschen oftmals Juden und Franzosen nicht zu unterscheiden vermochten, holte sich die Gestapo Ukrainer, die die französischen Juden für sie aufspürten.»)

Das sind zwei Stellen aus Simon Wiesenthals «Doch die Mörder leben», die klar ausdrücken, was das eigentliche Geschäft des SS-Ordens im Zweiten Weltkrieg geworden ist: Vernichtung alles dessen, was den Plänen der Diktatoren im Wege war, Ausrottung alles dessen, was sie in ihrem Wahn für «lebensunwert» hielten. Die Einsatzkommandos waren eine Erfindung des teuflischen Vernichtungs willens, der die SS beherrschte. Es ist mehr als eigentümlich, dass sich die deutschen Soldaten ihrer Henkersarbeit

nicht widersetzten. Nur gelegentlich war ein Einspruch eines verantwortlichen Offiziers zu hören. War es doch so, dass die Soldaten ganze Provinzen eroberten und dabei nicht selten schwere Blutopfer brachten. Dann aber rückten die Mordeinheiten der Einsatzkommandos nach, um die Bevölkerung umzubringen, von der die deutschen Soldaten oft nicht einmal unfreundlich begrüsst und behandelt worden waren. – Es folgen hier Notizen und Berichte von Männern, die in den Einsatzkommandos tätig waren. «Um 6 Uhr früh werde ich plötzlich aus meinem schweren festen Schlaf geweckt. Zur Exekution antreten. Nun gut, spiele ich halt noch Henker und anschliessend Totengräber, warum nicht? Es ist doch eigentümlich, da liebt man den Kampf, und dann muss man wehrlose Menschen über den Haufen schiessen. 23 sollten erschossen werden, darunter befinden sich die schon erwähnten 2 Frauen. Sie sind zu bestaunen, sie verweigerten von uns auch nur ein Glas Wasser anzunehmen. Ich werde als Schütze eingeteilt und habe eventuelle Flüchtende zu erschiessen.

Wir fahren der Landstrasse einige Kilometer entlang und gehen dann rechtsseitig in einen Wald. Wir sind nur sechs Mann, augenblicklich und suchen nach einem geeigneten Ort, zum Erschiessen und Vergraben geeignet. Nach wenigen Minuten haben wir so etwas gefunden. Die Todeskandidaten treten mit Schaufeln an, um ihr eigenes Grab zu schaufeln. 2 weinen von allen, die anderen haben bestimmt erstaunlichen Mut. Was wohl jetzt in diesem Augenblicke in den Gehirnen vorgehen mag. Ich glaube, jeder hat eine kleine Hoffnung, irgendwie doch nicht erschossen zu werden. Die Todeskandidaten werden in 3 Schichten eingeteilt, da nicht so viele Schaufeln hier sind. Eigentümlich, in mir rührt sich nichts, kein Mitleid – nichts. Es ist eben so und damit ist für mich alles erledigt. Nur ganz leise klopft mein Herz, wenn ungerufen die Gefühle und Gedan-

ken erwachen, als ich mich in einer ähnlichen Situation befand. Am 25. Juli 1934 im Bundeskanzleramt vor den Maschinengewehrläufen der Heimwehr. Da hat es auch Augenblicke gegeben, da wollte ich weich werden, nicht äusserlich, nein, das würde bei meinen Eigenschaften nie in Frage kommen, aber innerlich. So jung und nun ist alles vorbei, dies waren die Gedanken, dann drängte ich dieses Gefühl zurück und an diese Stelle kam mein Trotz und die Erkenntnis, dass mein Tod nicht umsonst gewesen sein wird. Nun stehe ich heute als Überlebender vor anderen, um sie zu erschiessen. Langsam wird das Loch immer grösser. 2 weinen ununterbrochen. Ich lasse sie immer länger graben, da denken sie nicht so viel.

Während der Arbeit sind sie auch tatsächlich ruhiger. Die Wertgegenstände wie Uhren und Geld werden auf einen Haufen zusammengelegt. Die zwei Frauen werden als erste, nachdem alle auf einen freien Platz nebenan gebracht wurden, zum Erschiessen auf das eine Ende der Grube aufgestellt. 2 Männer wurden bereits von unserem K.K. a.p. im Gebüsch erschossen. Ich habe dies nicht gesehen, da ich auf die anderen zu achten hatte. Die Frauen traten ruhig und gefasst an die Grube, drehten sich um, 6 Mann hatten wir nun diese zu erschiessen. Die Einteilung wurde getroffen 3 Mann auf Herz, 3 Mann auf Schädel. Ich nehme Herz. Die Schüsse fallen und die Gehirnmassen schwirren durch die Luft. 2 auf Schädel ist zuviel, sie reissen fast den ganzen Schädel weg. Fast alle sinken lautlos zusammen, nur bei 2 klappt es nicht, sie heulen und winseln noch lange. Die Revolverschüsse taugen nichts. Bei uns beiden, die wir zusammen schiessen, ist kein Versagen. Die vorletzte Gruppe muss nun die bereits vorher Erschossenen in das Massengrab werfen. Dann müssen sie sich aufstellen und fallen auch und zwar von selbst hinein. Die letzten



SS amüsiert sich



Todeskandidaten

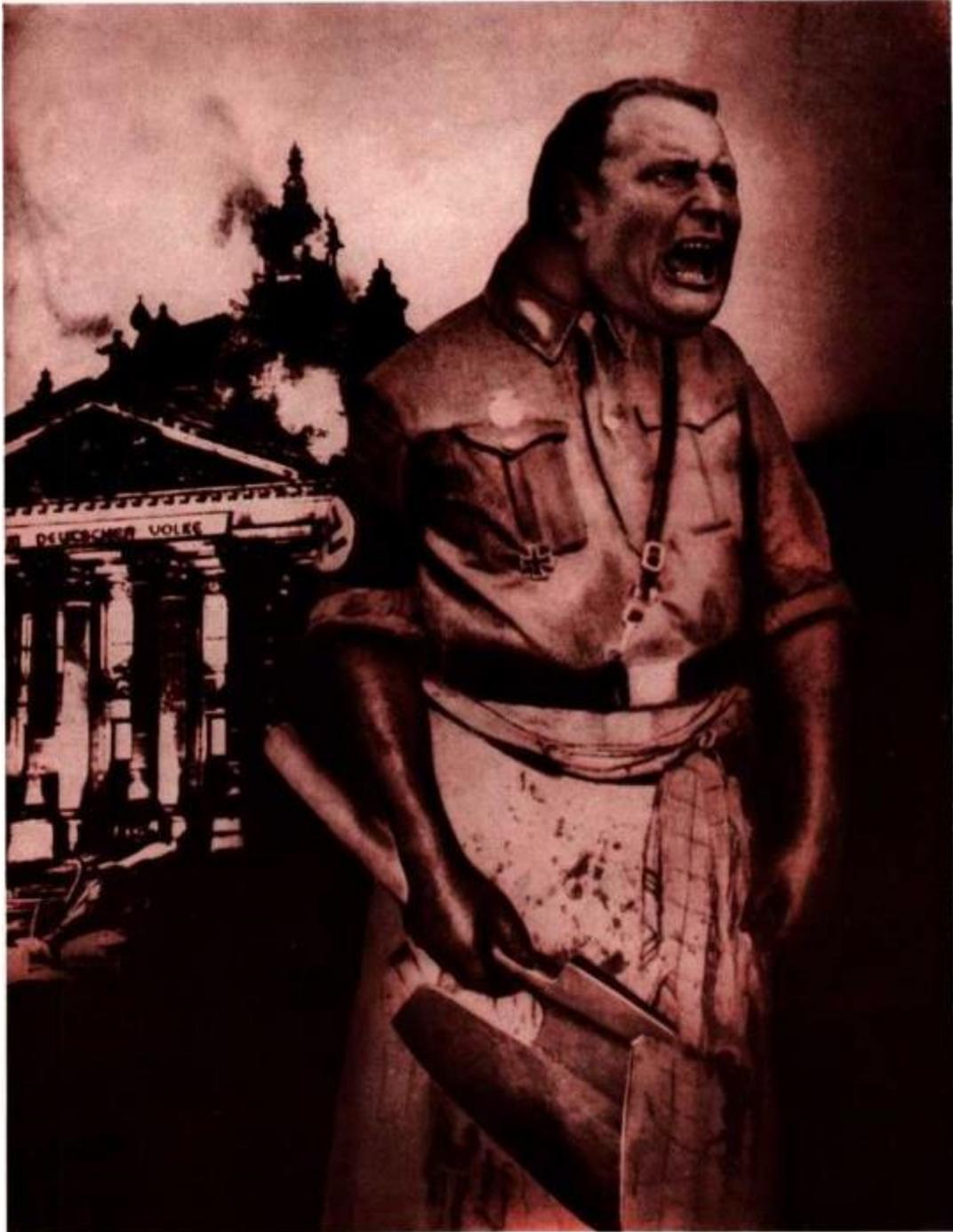
zwei müssen sich auf den vorderen Rand des Grabes setzen, damit sie gleich richtig hineinfallen. Nun werden noch einige Leichen mit einer Spitzhacke umgeschichtet und dann beginnen wir mit der Totengräberarbeit. Hundemüde komme ich zurück und nun geht es wieder an die Arbeit, alles im Gebäude in Ordnung zu bringen. Ohne Rast geht es weiter.»

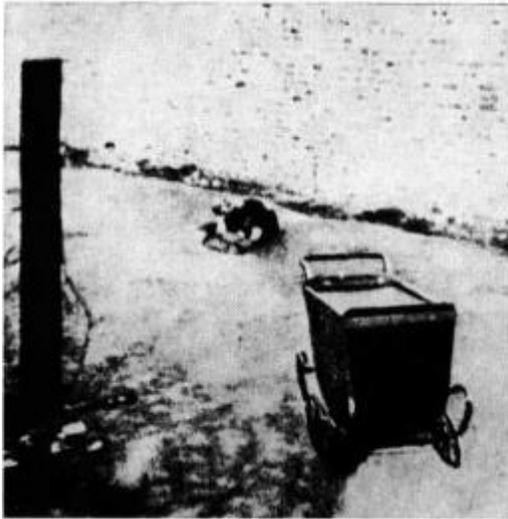
«Der Tag war ereignisreich. Morgens kamen nicht meine bestellten Arbeiter. Als ich nebenan zum Judenkomitee gehen wollte, kam gerade ein Mitarbeiter von diesem an und ersuchte mich um Unterstützung, da sich die Juden weigerten, hier zu arbeiten. Na, ich aber hinüber. Als diese Arschlöcher mich sahen, rannten alle nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Schade, ich hatte keine Pistole mit, sonst hätte ich einige über den Haufen geschossen. Ich ging nun zum Judenrat und eröffnete ihm, dass, wenn nicht in einer Stunde 100 Juden angetreten seien, dann würde ich mir 100 Juden aussuchen, und zwar nicht zum Arbeiten, sondern zum Erschiessen. Kaum 30 Minuten später kamen 100 Juden an und ausserdem noch 17 Mann für diejenigen, die erst geflüchtet waren. Ich meldete den Vorfall und verlangte gleichzeitig, dass man die Geflüchteten also die Arbeitsverweigerer erschiessen müsste. Das geschah auch genau 12 Stunden später, 20 Juden wurden umgelegt.»

«Schön ist, dass wir jetzt eine SD-Aussenstelle hier haben, mit der ich ausgezeichnet arbeite. War doch vor 8 Tagen 1 ukrainischer Schutzmann auf bestialische Art ermordet worden. Grund: er hatte die Juden auf einem Minenfeld zur Arbeit angetrieben. Die Juden verbanden sich mit Partisanen und ermordeten den Schutzmann. Ausserdem sollten 20 ungarische Soldaten, die die Arbeit auf dem Minenfeld fachlich leiteten, mit umgebracht werden. Obwohl die rumänische

und Protektoratsgrenze für die Verbrecher günstig waren, gelang es durch rasches Zupacken alle 4 Täter zu ermitteln. In Verbindung damit wurden 50 Personen noch am gleichen Abend erschossen. Wir üben hier keine wilde Justiz. Dort aber, wo die Handlung eine unmittelbare Sühne erfordert, stellt man die Verbindung mit dem SD her und das gerechte Gericht setzt sofort ein. Auf dem Wege der ordentlichen Gerichtsbarkeit wäre es nicht möglich eine ganze Familie auszurotten, wenn nur der Vater der Täter ist. . .»

«Ich habe mir eine Peitsche um RM 2.– gekauft. Überall der Leichengeruch, wo man an verbrannten Häusern vorbei kommt. Die Zeit ist ausgefüllt mit Schlafen. Im Laufe des Nachmittags wurden nun noch ungefähr 300 Juden und Polen umgelegt. Abends fuhren wir nochmals flüchtig auf eine Stunde in die Stadt. Hier erlebten wir Dinge, die man kaum schildern kann. Wir fuhren an einem Gefangenenhaus vorbei, dass hier auch gemordet wurde, sah man schon einige Strassen weit. Wir wollten es besichtigen, doch hatten wir keine Gasmasken bei uns, so war es unmöglich, die Kellerräume und Zellen zu betreten. Dann ging es wieder unserem Quartier zu. An einer Strassenecke sahen wir einige Juden über und über mit Sand bedeckt. Einer blickte den anderen an. Alle hatten das gleiche vermutet. Der Jude ist aus dem Grab der Erschossenen gekrochen. Wir hielten den schwankenden Juden an. Unsere Vermutung war nicht richtig. Bei der ehemaligen GPU-Zitadelle hatten die Ukrainer Juden hingebacht, die der GPU bei der Verfolgung von Ukrainern und Deutschen behilflich gewesen sein sollen. 800 Juden hatte man dort zusammengetrieben. Auch diese sollten morgen von uns erschossen werden. Diese hatte man nun freigelassen. Wir fuhren weiter die Strasse entlang. Hunderte von Juden mit blutüberströmten Gesichtern,





Spur der Gewalt



Rohe Fußtritte für Gefangene

Löchern in den Köpfen, gebrochenen Händen und heraushängenden Augen, laufen die Strasse entlang. Einige blutüberströmte Juden tragen andere, die zusammengebrochen sind. Wir fuhren zur Zitadelle, dort sahen wir Dinge, die bestimmt noch selten jemand gesehen hat. Am Eingang der Zitadelle stehen Soldaten mit faustdicken Knüppeln und schlagen hin, wo sie treffen. Am Eingang drängen die Juden heraus, daher liegen Reihen von Juden übereinander wie Schweine und wimmern sondergleichen und immer wieder traben die hochkommenden Juden blutüberströmt davon. Wir blieben stehen und sehen noch, wer das Kommando führt. «Niemand». Irgendjemand hat die Juden freigelassen. Aus Wut und Hassgefühl heraus nun werden die Juden getroffen. Nichts dagegen, nur sollten sie die Juden in diesem Zustand nicht herumlaufen lassen. Anschliessend erfahren wir von den dort stehenden Soldaten, dass sie eben Kameraden und zwar Flieger in einem Lazarett hier in Lemburg besucht hätten und gesehen haben, wie man diese

bestialisch zugerichtet hatte. Man hatte ihnen von den Fingern die Nägel heruntergerissen, Ohren abgeschnitten und auch Augen ausgestochen, das war der Grund ihrer Handlungsweise. Durchaus verständlich. Für heute ist nun unsere Beschäftigung zu Ende.»

«Mönnikes und ich gingen direkt zu den Gruben. Wir wurden nicht behindert. Jetzt hörte ich kurz nacheinander Gewehrschüsse hinter einem der Erdhügel. Die von den Lastwagen abgestiegenen Menschen, Männer, Frauen und Kinder jeden Alters, mussten sich auf Aufforderung eines SS-Mannes, der in der Hand eine Reit- oder Hundepeitsche hielt, ausziehen und ihre Kleidung nach Schuhen, Ober- und Unterkleidern getrennt, an bestimmten Stellen ablegen. Ich sah einen Schuhhaufen von schätzungsweise 800 bis 1'000 Paar Schuhen, grosse Stapel mit Wäsche und Kleidern. Ohne Geschrei oder Weinen zogen sich diese Menschen aus, standen in Familiengruppen beisammen, küssten und verabschiedeten sich und warteten auf den Wink eines anderen



Auspeitschung im 20. Jahrhundert

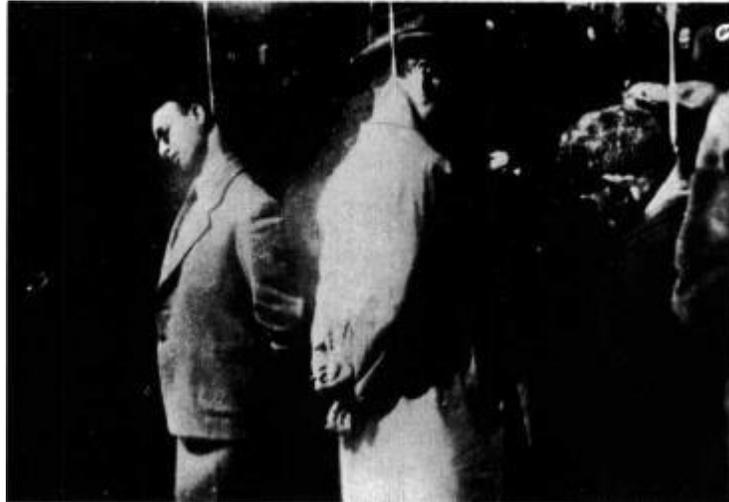
SS-Mannes, der an der Grube stand und ebenfalls eine Peitsche in der Hand hielt. Ich habe während einer Viertelstunde, als ich bei den Gruben stand, keine Klagen oder Bitten um Schonung gehört. Ich beobachtete eine Familie von etwa 8 Personen, einen Mann und eine Frau, beide von ungefähr 50 Jahren, mit deren Kindern, so ungefähr 1-8- und 10jährig, sowie zwei erwachsene Töchter von 20-24 Jahren. Eine alte Frau mit schneeweissem Haar hielt das einjährige Kind auf dem Arm und sang ihm etwas vor und kitzelte es. Das Kind quietschte vor Vergnügen. Das Ehepaar schaute mit Tränen in den Augen zu. Der Vater hielt an der Hand einen Jungen von etwa 10 Jah-

ren und sprach leise auf ihn ein. Der Junge kämpfte mit den Tränen. Der Vater zeigte mit dem Finger zum Himmel, streichelte ihn über den Kopf und schien ihm etwas zu erklären. Da rief schon der SS-Mann an der Grube seinen Kameraden etwas zu. Dieser teilte ungefähr 20 Personen ab und wies sie an, hinter den Erdhügel zu gehen. Die Familie, von der ich hier sprach, war dabei. Ich entsinne mich noch genau, wie ein Mädchen, schwarzhaarig und schlank, als sie nahe an mir vorbeiging, mit der Hand an sich herunterzeigte und sagte: „23 Jahre“ Ich ging um den Erdhügel herum und stand vor dem riesigen Grab. Dicht aneinandergesprengt lagen die Men-



Umgang mit Frauen

Der Strick



schen so aufeinander, dass nur die Köpfe zu sehen waren. Von fast allen Köpfen rann Blut über die Schultern. Ein Teil der Erschossenen bewegte sich noch. Einige hoben ihre Arme und drehten den Kopf, um zu zeigen, dass sie noch lebten. Die Grube war bereits dreiviertel voll. Nach meiner Schätzung lagen darin bereits ungefähr 1'000 Menschen. Ich schaute mich nach dem Schützen um. Dieser, ein SS-Mann, sass am Rand der Schmalseite der Grube auf dem Erdboden, liess die Beine in die Grube herabhängen, hatte auf seinen Knien eine Maschinenpistole liegen und rauchte eine Zigarette. Die vollständig nackten Menschen gingen an einer Treppe, die in die Lehmwand der Grube gegraben war, hinab, rutschten über die Köpfe der Liegenden hinweg bis zu der Stelle, die der SS-Mann anwies. Sie legten sich vor die toten oder angeschossenen Menschen, einige streichelten die noch Lebenden und sprachen leise auf sie ein. Dann hörte ich eine Reihe Schüsse. Ich schaute in die Grube und sah, wie die Körper zuckten oder die Köpfe schon still auf den vor ihnen liegenden Körpern lagen. Von den Nacken rann Blut. Ich wunderte mich, dass ich nicht fortge-

iwiesen wurde, aber ich sah, wie auch zwei oder drei Postbeamte in Uniform in der Nähe standen. Schon kam die nächste Gruppe heran, stieg in die Grube herab, reihte sich an die vorherigen Opfer an und wurde erschossen. Als ich um den Erdhügel zurückging, bemerkte ich wieder einen soeben angekommenen Transport von Menschen. Dieses Mal waren Kranke und Gebrechliche dabei. Eine alte, sehr magere Frau mit fürchterlich dünnen Beinen wurde von einigen anderen, schon nackten Menschen ausgezogen, während zwei Personen sie stützten. Die Frau war anscheinend gelähmt. Die nackten Menschen trugen die Frau um den Erdhügel herum. Ich entfernte mich mit Mönnikes und fuhr mit dem Auto nach Dubno zurück.»

«Am Morgen des nächsten Tages, als ich wiederum die Baustelle besuchte, sah ich etwa 30 nackte Menschen in der Nähe der Grube, 30 – 50 Meter von dieser entfernt liegen. Einige lebten noch, sahen mit stierem Blick vor sich hin und schienen weder die Morgenkälte noch die darumstehenden Arbeiter meiner Firma zu beachten. Ein Mädchen von etwa 20 Jahren sprach mich an und bat um Kleider und um Hilfe zur

Flucht. Da vernahmen wir auch schon das Herannahen eines schnellfahrenden Autos, und ich bemerkte, dass es ein SS-Kommando war. Ich entfernte mich zu meiner Baustelle. Zehn Minuten später hörten wir einige Schüsse aus der Nähe der Grube. Man hatte die Leichen durch die noch lebenden Juden in die Grube werfen lassen, sie selbst mussten sich daraufhin in diese legen, um den Genickschuss zu erhalten.» Die Tragik dieser Szene kam dem Henker in keiner Weise zum Bewusstsein. Er tut seine Arbeit wie eben eine andere Arbeit. Soudso viele Menschen müssen umgebracht werden, genau wie ein Zimmermann die Errichtung eines Schuppens plant. Er muss das ihm zur Verfügung stehende Material berücksichtigen, dass es regnen könnte usw. Nur durch das psychologische Hineindenken in solch einen Zustand kann man den Schock vermeiden, den die folgende in einem sehr flüchtig geschriebenen Bericht enthaltene Erklärung verursacht: «Bisher waren Exekution infolge der Witterungsverhältnisse sehr erschwert.»

«Die tatsächlichen Zahlen in diesen Berichten, so erschütternd sie auch sind, geben keineswegs die ganze Wahrheit wieder. Da das Ziel der Einsatzgruppen in der Vernichtung aller der Personen bestand, die unter die im Führerbefehl genannten Kategorien fielen, wurde die Beendigung der Aufgabe in einem geographischen Gebiet oft mit dem einfachen Satz angekündigt: ‚Es befindet sich hier keine jüdische Bevölkerung mehr/ Grosse und kleine Städte und Dörfer wurden durch die Kommandos ausgekämmt, und wenn alle Juden in dieser bestimmten Gemeinde getötet waren, telegraphierte oder schrieb der Be-



Marterpfähle

richterstatter lakonisch nach Berlin, dass das fragliche Gebiet ‚judenfrei‘ sei. Manchmal umfasste das Vernichtungsgebiet ein ganzes Land wie Estland oder ein grosses Gebiet wie die Krim. Um die Anzahl der Getöteten in einem auf diese Weise bezeichneten Gebiet festzustellen, braucht man lediglich den Atlas und die betreffenden Volkszählungslisten zu studieren.

Manchmal war das für eine Hinrichtungssaktion bestimmte Gebiet je nach Kommandos willkürlich festgelegt. So finden wir in den Meldungen Eintragungen wie: ‚Die Arbeitsgebiete der Kommandos sind vollkommen judenfrei/ Und dann gab es die ungezählten Tausende, die eines von den Einsatzeinheiten geplanten Todes starben, ohne dass diese die Tötung selbst vornehmen mussten. Wenn Juden in ein paar armselige Häuser, die mit einem Zaun umgeben und ‚Ghettos‘ genannt wurden, gepfercht wurden, so war dies Einkerkung – aber eine Einkerkung ohne einen Gefängniswärter, der ihnen Essen brachte. Aus den Meldungen geht klar hervor, dass in die-



Erst die Kleider weg – Verhör

sen Ghettos der Tod reiche Beute machte, noch bevor die Einsatzeinheiten mit dem Töten der Überlebenden begannen. Wenn in einem bestimmten Fall alle Juden und alle Jüdinnen über zwölf Jahre exekutiert wurden, so blieben natürlich alle Kinder unter zwölf Jahren zurück. Sie waren zum Umkommen verurteilt. Dann gab es noch alle die, die zu Tode gearbeitet wurden. Alle diese Sterbefälle sind in den Einsatzmeldungen zweifelsfrei beschrieben, erscheinen aber nicht in den Statistiken. Es muss weiterhin bemerkt werden, dass eine grosse Anzahl der Opfer der Einsatzgruppen nicht unter den Schüssen der Hinrichtungsgewehre fiel. In vielen grossen und kleinen Städten und Provinzen flüchteten Hunderte und Tausende der Mitbürger der Getöteten,

um einem gleichen Schicksal zu entgehen. Durch Unterernährung, Aufenthalt im Freien, Mangel an ärztlicher Fürsorge und besonders durch Erschöpfung, wenn man an die alten und ganz jungen denkt, sind die meisten, wenn nicht alle, dieser Flüchtlinge umgekommen. Diese Zahlen erscheinen natürlich nicht in den Meldungen der Einsatzgruppen, aber die strafrechtliche Verantwortung für diese Todesfälle trägt genau so gut wie für die tatsächlichen Todesfälle durch Erschiessen das Programm des Führerbefehls.»

Hermann Langbein (« ... wir haben es getan») und Simon Wiesenthal («Doch die Mörder leben») machen sich Gedanken darüber, wie die Menschen beschaffen waren, die fähig waren, durch so viel Blut zu waten.

«Der Hass des in der nationalsozialistischen Weltanschauung verwurzelten Gestapo- und SS-Mannes Landau gegen die Juden und deren Beurteilung als minderwertig und volksfeindlich sind der Schlüssel für die den Gegenstand der Anklage bildenden Taten des Angeschuldigten, die nur dadurch möglich wurden, dass sich Landau unterstützt und getragen wusste von einem politischen System, das die Judenverfolgung und -Vernichtung zum Programm erhoben und als einen Dienst an Volk und Vaterland hingestellt hatte.»

«Wie viele Volksdeutsche aus dem Sudetenland, der Slowakei und aus Jugoslawien mit nichtdeutschen Namen hatte er einen starken Minderwertigkeitskomplex, der ihn dazu trieb, sich als hundertfünfzigprozentiger Deutscher aufzuführen. Er bewies den Häftlingen gegenüber sein Deutschtum durch besondere Brutalität.»

«Allzu viele anständige Deutsche starben, weil Hitler sie an die Front schickte und sie sich ihrer Pflicht nicht zu entziehen suchten», sagte Wiesenthal. «Andererseits blieben viel zu viele SS-Männer und Parteibonzen am Leben, weil sie Feiglinge waren. Der Kampf, den die SS in den KZs gegen hilflose Männer, Frauen und Kinder führte, war ja nicht gefährlich.»



Wegen «versuchter Wehrkraftzersetzung»

Toter SS-Offizier mit
Hitlerbild



Die Vergeltung

1945: Gefangene SS-Leute müs-
sen ihre toten Opfer abtranspor-
tieren

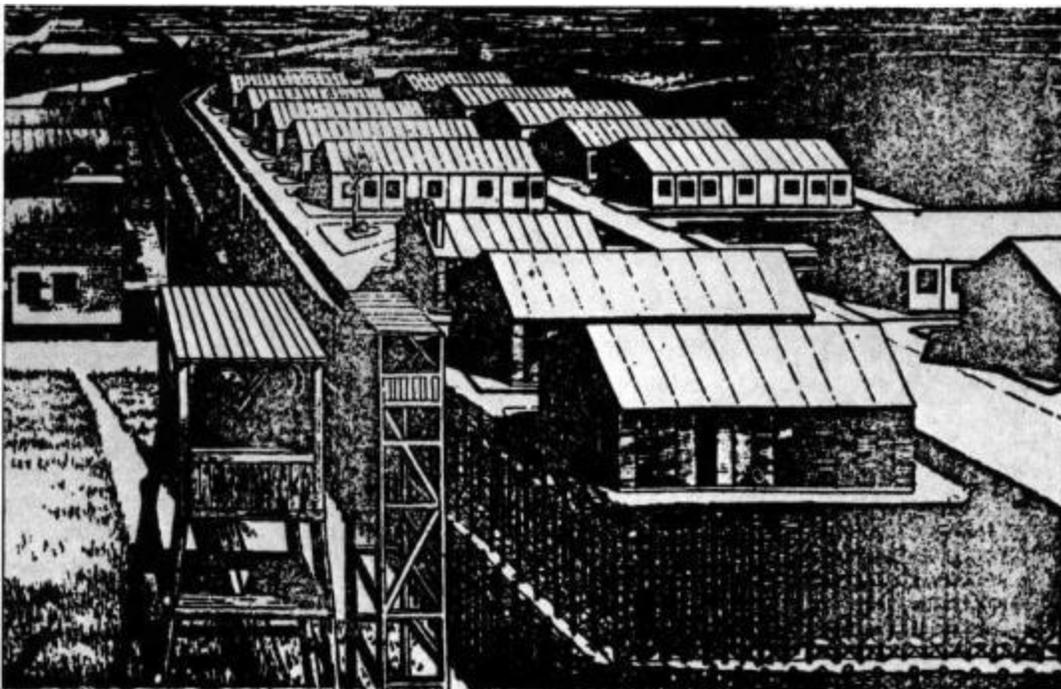
Siebttes Kapitel

Leben und Sterben im Konzentrationslager

Wer auf den teuflischen Gedanken gekommen ist, politische oder militärische Gegner dadurch auszuschalten und zu vernichten, dass man sie in Lagern konzentriert, arbeiten und hungern lässt, bleibt eine Streitfrage. Als im Deutschland von 1933 die ersten Berichte über die KZ umgingen, wurde gern behauptet, die Engländer hätten diese Einrichtung im Burenkrieg zuerst benützt, um mit den Bauern in Südafrika fertig zu werden. Natürlich kamen auch Erinnerungen an die sibirischen Arbeitslager, und schliesslich an die Ge-

fangenenlager überhaupt. Sicher haben sie alle eine gewisse Ähnlichkeit, denn wo die Gewalt regiert und die Menschen ihrer Freiheit beraubt werden, da tobt allemal die Grausamkeit sich an Wehrlosen aus.

Den Nazis aber blieb es vorbehalten, aus dieser Grausamkeit ein System zu machen, sie «durchzuorganisieren» und eine Vernichtungsmaschine von äusserster Präzision aus dem KZ zu machen. Die gewaltige und erschütternde Menge der Berichte und Dokumente, des Prozessmaterials, der Beschreibungen und Bilder aus den Nazi-KZ's hat etwas Niederdrückendes. Wer heute, ein Vierteljahrhundert nach dem Höhepunkt der Hitlerschen Gewaltherrschaft, zu begreifen versucht, was damals geschehen ist, muss wieder vor der Masse der fürchterlichen Eindrücke kapi-



Der Anfang: 1934, das KZ von Börgermoor.
Zeichnung von Jean Kralik



Mütze ab – SS kommt
Sklavenarbeit in Auschwitz-Birkenau

tulieren. Er kommt nur schwer zu einer präzisen Vorstellung von einem Gesamtbild und findet nicht leicht eine Antwort auf die Frage: Wie war das möglich?

Eines ist unter allen Umständen gewiss: Möglich war das entsetzliche System der KZ nur in einem Krieg. Der Krieg ist die Wurzel all dieser Untaten, des Elends, des Todes von Millionen am Krieg selbst gar nicht beteiligten Menschen.

Eine der besten Darstellungen vom Wesen eines KZ, auf knappen Raum eine genaue Anschauung vermittelnd, findet sich in einem Vortrag, den Hermann Langbein an vielen Orten vor Jugendlichen gehalten und unter dem Titel «Auschwitz und die junge Generation» im Europa-Verlag herausgegeben hat. Das Mittelstück dieses Vortrages, das überschrieben ist «Was ist in Auschwitz geschehen?», sei hier vollständig zitiert.

«Auschwitz war das grösste Vernichtungslager des Nationalsozialismus. Da es nun das bekannteste ist und der Mechanismus der Massentötung

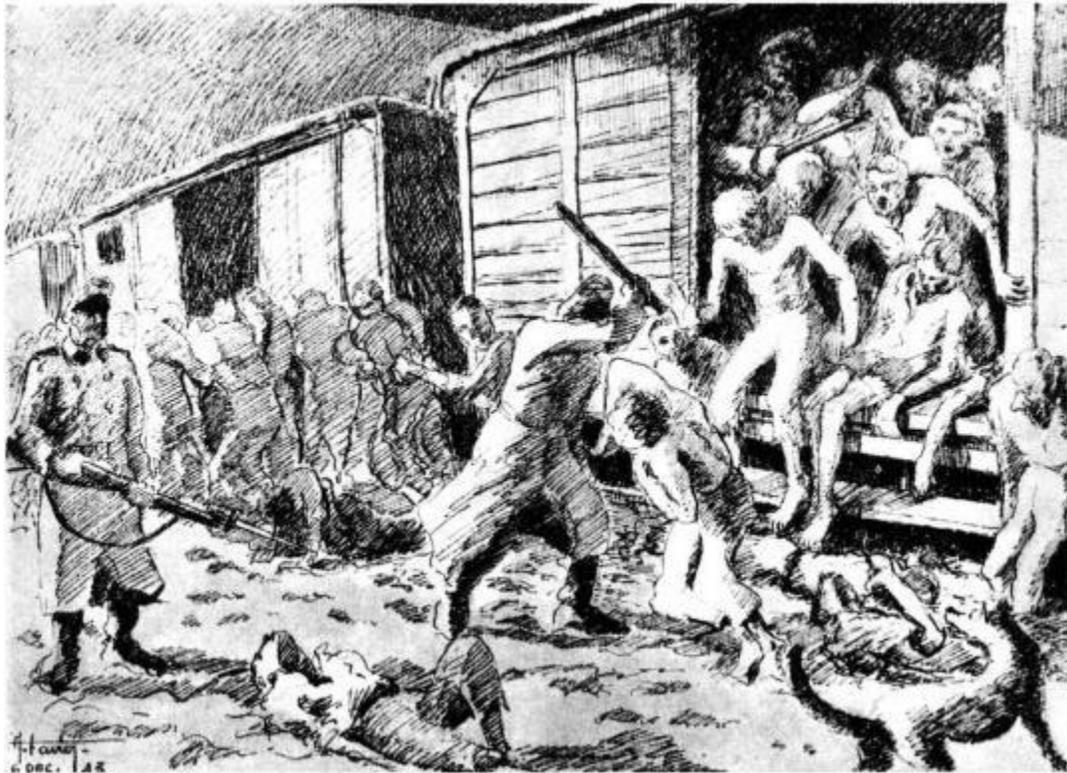
überall nach ähnlichem Schema organisiert wurde, möge es hier für alle stehen.

Seit dem Eichmann-Prozess in Jerusalem – und vor allem seit dem grossen Auschwitz-Prozess, der von Dezember 1963 bis August 1965 in Frankfurt am Main verhandelt wurde – sind die Vernichtungsstätten einem grösseren Kreis als vorher bekannt geworden. Die Berichte, die man seither lesen kann, mögen allerdings dazu verleiten, über schaurigen Einzelheiten den noch schwerer fassbaren Alltag in Auschwitz zu übersehen.

Man hört, wie Kaduk einen Häftling aus einer Laune heraus zu Tode getrampelt hat, welche Folter Boger erdacht hat, wie Klehr einen nach dem andern durch Giftinjektionen ins Herz tötete. Und man könnte daraus den Schluss ziehen: Das war Auschwitz.

Wohl haben Kaduk, Boger und Klehr schrecklich gewütet. Sie haben mehr auf dem Gewissen, als im Gerichtssaal nachgewiesen wurde. Denn für viele Verbrechen fehlen heute Zeugen. Und sie waren nicht allein. Andere, deren Taten den ihren gleichen, standen in Frankfurt nicht vor dem Richter. Sie sind nicht bekannt geworden. Trotzdem: Verbrechen dieser Art bedeuteten in Auschwitz Bagatelldelikte.

Es fällt nicht schwer, sich von Kaduk, Boger oder Klehr eindeutig zu distanzieren. Abwegig Veranlagte gibt es überall. Man müsste nur dafür sorgen, dass solchen Individuen die Möglichkeit genommen wird, sich auszutoben, dann könnte man unter das Kapitel Auschwitz einen Strich ziehen. Aber so einfach darf man es sich nicht machen. Das für die nationalsozialistischen Vernichtungslager typische Verbrechen war nicht die brutale Aktion Einzelner. Zum Alltag von Auschwitz gehörte der – in der Regel völlig leidenschaftslos durchgeführte, exakt organisierte, routiniert eingespielte – Massenmord an Tausenden:

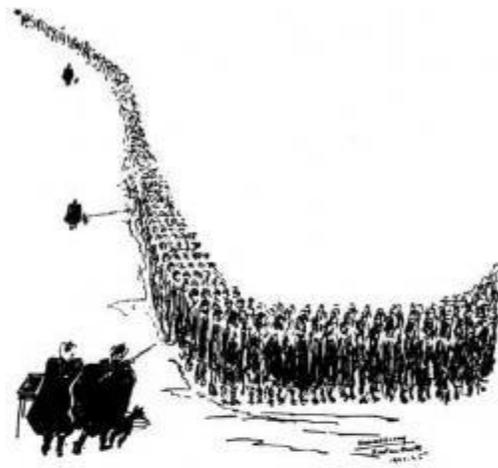


Empfang mit Knütteln und Hunden (Zeichnung von A. Favier)

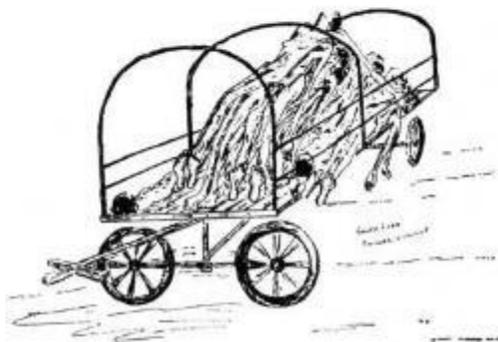
Wohl kaum ein SS-Mann oder eine SS-Aufseherin in Auschwitz, die nicht direkt oder indirekt damit zu tun hatte. Denn dieses Geschehen stand dort im Mittelpunkt, alles andere war für die Herren von Auschwitz zweitrangig. Und in Auschwitz haben – vorsichtig geschätzt – 5'000 SS-Angehörige ihren Dienst versehen, wenn man die Fluktuation der Wachmannschaft während der viereinhalb Jahre des Bestehens des Lagers berücksichtigt. Denkt man an andere Vernichtungsstätten, in Majdanek bei Lublin, in Treblinka, Sobibor, in Belzec in Ostpolen und in Chelmno bei Lublin, dann vervielfacht sich diese Zahl entsprechend. Ein paar Dutzend von diesen Tausenden waren Sadisten. Sie konnten allerdings Karriere

machen, weil ihnen das Quälen und Töten Freude bereitete. Sie wurden von der Lagerleitung zu besonderen Aufgaben herangezogen. Aber ihre Untaten sind eben nur im Schatten des alltäglichen Massenmordes vorstellbar, als dessen Voraussetzung den Mitwirkenden die Meinung eingepflegt worden war, die Opfer seien nicht Menschen wie sie selber, sondern Ungeziefer. Das Giftgas Zyklon B war ein Ungeziefervertilgungsmittel, es wurde vorher und wird auch heute wieder als solches verwendet.

In den Ländern, die im Verlauf dieses Krieges unter Hitlers Macht geraten waren, wurden Menschen, denen der Nationalsozialismus die Lebensberechtigung absprach, in Lagern gesam-



So kamen sie



So gingen sie

melt. Fahrpläne wurden in Konferenzen abgestimmt, Transporte zusammengestellt, und Tag und Nacht rollten Züge von Westerbork in Holland oder von Saloniki in Griechenland, von Drancy bei Paris oder aus Ungarn und vor allem aus dem Land, in welchem nicht zufällig alle Vernichtungslager errichtet worden waren – aus Polen –, nach Auschwitz. Den Opfern wurde gesagt, sie würden umgesiedelt, und sie mögen nur ihre Habe mitnehmen, damit sie sich im Osten eine neue Existenz aufbauen können. Auf der Rampe wurden die Deportierten ausgewaggont

und sortiert. Die auf den ersten flüchtigen Blick hin arbeitsfähig schienen, kamen als Häftlinge ins Lager und hatten für die Rüstungsindustrie zu arbeiten, im Gegensatz zu denjenigen, die man nicht zur Arbeit heranziehen konnte, also Alte und Kinder, Kranke, Gebrechliche, oft Menschen, die lediglich keine Schwielen an den Händen hatten. Selektion nannte die SS die an der Rampe getroffene Einteilung, und man bemühte sich, sie möglichst schnell und reibungslos abzuwickeln. Sollte doch bald Platz für den nächsten Transport geschaffen werden, wollte man doch den Dienst der überwachenden SS-Angehörigen nicht über Gebühr verlängern. Darum entschied die SS-Führung bald, dass Frauen, die Kinder an der Hand führten, auf die Seite derer zu weisen waren, die als arbeitsunfähig galten. Denn die Erfahrung lehrte, dass es mit Schreien, Szenen – kurz, mit unliebsamen Schwierigkeiten und Verzögerungen für die SS-Mannschaft verbunden war, versuchte man, auf der Rampe Mütter von ihren Kindern zu trennen.

Wer als nicht arbeitsfähig klassifiziert wurde, hatte anschliessend an die Selektion den Gang zu den Gaskammern anzutreten. Für Personen, die nicht gehen konnten, standen Lastwagen bereit. Vier grosse Krematorien mit eingebauten Gaskammern waren dort errichtet worden, wo das Barackenmeer von Birkenau an ein Wäldchen grenzte. Sie bildeten den Stolz der Zentralbauleitung der Waffen-SS in Auschwitz. Die Bezeichnung «Kammern» soll nicht irreführen. Die Gebäude waren nicht gleich gross, zwei waren grösser, die beiden anderen etwas kleiner. Der Vergasungsraum in jedem der beiden grösseren Krematorien fasste bis zu 3'000 Menschen, wenn diese nackt eng aneinandergedrängt wurden.

Die Auskleideräume der grossen Krematorien waren – ebenso wie die Gaskammern – halb unter der Erde. Die Opfer wurden hinuntergeführt.



Selektion der Frauen im KZ. Zeichnung aus dem Auschwitzmuseum



Der Wachmann und seine Opfer



Ein eingefangener Flüchtling wird mit Musik zum Galgen gefahren



wurden hinuntergeführt. Ihnen wurde in ihrer Muttersprache gesagt, sie würden gebadet. Sie wurden aufgefordert, sich auszuziehen und sich die Nummer zu merken, die über dem Kleiderhaken angebracht war. Ihnen wurde befohlen, die Schuhe zusammenzubinden – wie hätte man sonst aus dem Berg von Schuhen, den jeder Transport hinterliess, die zusammengehörigen herausfinden sollen. Alles sollte doch einer weiteren Verwertung zugeführt werden. Dann wurden die Nackten in die dem Auskleideraum benachbarte Gaskammer geführt, die als Duschraum getarnt war. Durch die Rohrleitungen ist freilich niemals Wasser geflossen.

Die Gaskammern wurden geschlossen, SS-Männer – sie wurden Desinfektoren genannt – warfen durch Luken Chemikalien ein, die das Giftgas entwickelten. Die für die Wirkung des tödlichen Gases notwendige Wärme wurde durch die Opfer selbst erzeugt: Wenn Tausende eng gedrängt in einem Raum ohne jede Lüftung beisammenstehen, entsteht rasch eine für die Gasentwicklung günstige Temperatur. So hat die SS eine Methode entwickelt, Millionen planmässig in kurzer Zeit zu töten. Die ineinander verkrampften Leichen waren das einzige Zeugnis von den letzten Minuten vor dem grausigen Ende.

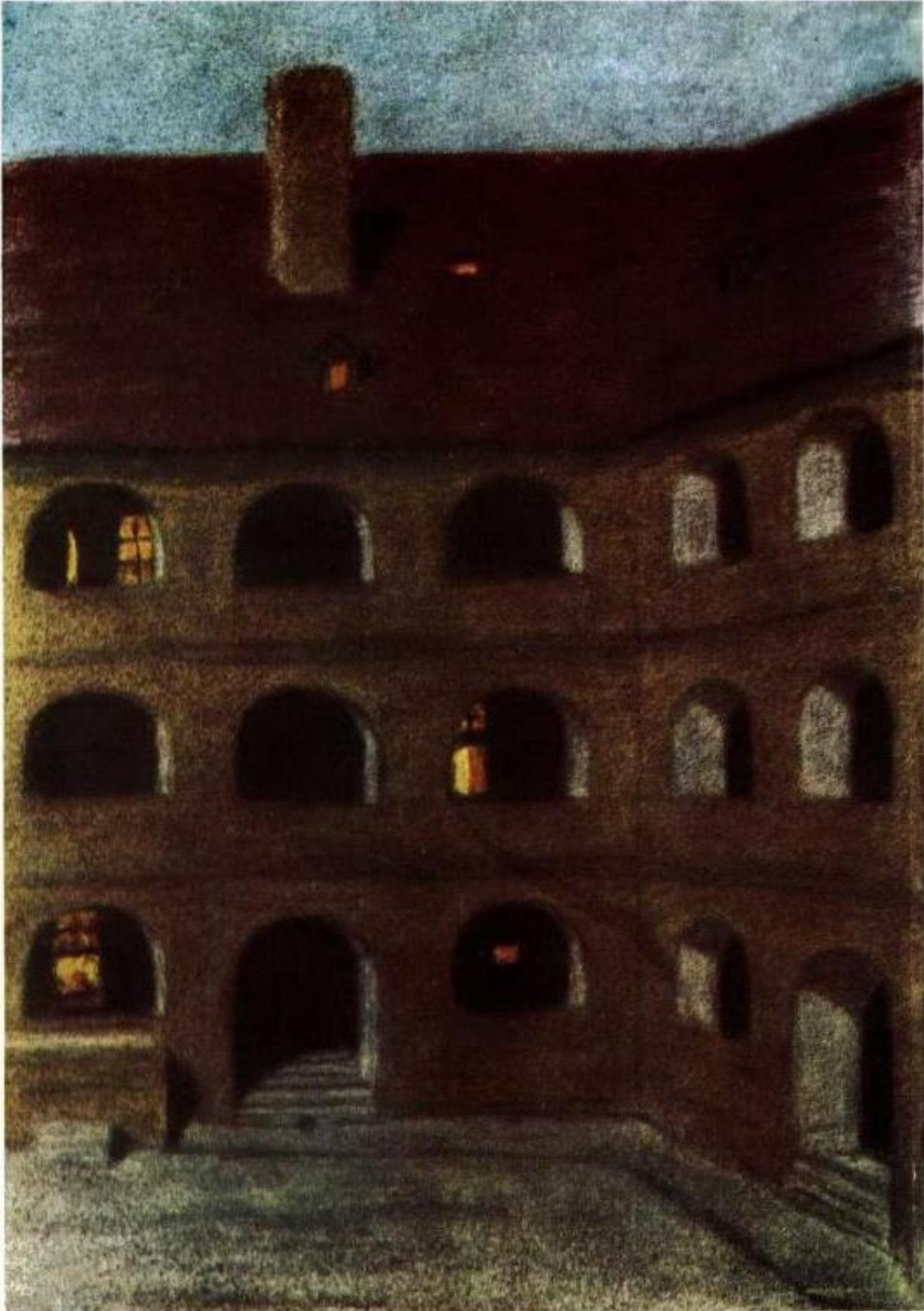
Durch ein Guckloch hatte der dienstbereite SS-Arzt zu beobachten, wann der Tod eingetreten war. Dann wurden Ventilatoren eingeschaltet, die Kammern geöffnet, und ein Häftlingskommando hatte die Leichen auf elektrisch betriebene Aufzüge zu zerren, die zu den Öfen des Krematoriums hinaufführten. Vor der Verbrennung wurden die Leichen geschoren, Goldplomben und -zähne aus den Gebissen gebrochen. Die Haare wurden industrieller Verwertung zugeführt, das eingeschmolzene Zahngold monatlich der Reichsbank in Berlin abgeliefert. Die von den

Deportierten mitgebrachte Habe wurde zur weiteren Verwendung sortiert.

Das war – so kurz und nüchtern wie möglich skizziert – der normale Tagesablauf im Vernichtungslager. Die SS-Mannschaft war daran interessiert, die Tötungsaktion möglichst reibungslos abzuwickeln. Jeder Einzelne hatte dabei seinen Platz, kannte seine Pflichten und führte, was die Führung von ihm erwartete, in der Regel routiniert und mit derselben inneren Einstellung aus, die etwa ein Postbeamter hat, der stolz darauf ist, dass die Paketabfertigung klappt. Der wesentliche Unterschied besteht allerdings darin, dass der Postbeamte durch seine Tätigkeit nicht verroht und demoralisiert wird, während die Demoralisierung der SS in Auschwitz dazu führte, dass alle – mit ganz wenigen Ausnahmen – in einem Ausmass stahlen, das ebenso unvorstellbar ist wie der tägliche Massenmord. Das Gut der Opfer bot dazu Möglichkeiten in ungeahnter Vielfalt, bevor es sortiert und registriert wurde. Selbst die Androhung schwerster Strafen blieb ergebnislos. Dass die unvorstellbare Abstumpfung und die so überaus bequeme Möglichkeit, viele Menschen auf einmal zu töten, dazu verleitete, auch die Häftlinge des Lagers selbst immer wieder Selektionen zu unterwerfen und Menschen, die durch Hunger, mangelnde Hygiene, Seuchen und schwere Arbeit so herabgekommen waren, dass man von ihnen keine entsprechende Arbeitsleistung erwarten konnte, in die Gaskammern zu schicken, versteht sich, wenn man die Mentalität der SS berücksichtigt, von selbst.

Neben dieser industriell organisierten Massentötung fielen die Einzelmorde der Kaduk oder Boger nicht ins Gewicht, mögen diese SS-Männer auch noch so fleissig gewesen sein.

Wenn Kaduk einen Menschen zu Tode trampelte, wenn ein Opfer Bogers auf der «Schaukel» sein Leben aushauchte, wenn Klehr einem Häftling





Hunger

die Phenolspritze ins Herz stiess, dann sind diese SS-Männer dadurch eindeutig und unzweifelhaft zu Mördern geworden. Wen soll man aber als den Mörder bezeichnen, wenn jeden Tag Tausende in den Gaskammern erstickt wurden? Kann man die Tat ausschliesslich denen anlasten, die den Giftstoff in die Kammer warfen, also die letzte Handreichung ausführten, die unmittelbar den Tod verursachte? Das wäre offenbar ungerecht.

Kann man sich damit abfinden, dass Hitler, der die «Endlösung der Judenfrage», die «Liquidierung» der Zigeuner, die Ausrottung der polnischen Intelligenz befohlen hat, als der einzig Schuldige bezeichnet wird und man alle anderen, die im Tötungsapparat mitwirkten, von Mitschuld freispricht? Das widerspräche ebenfalls dem Gerechtigkeitsgefühl.

Der Massenmord wurde anonym durchgeführt. Tausende haben mitgewirkt, jeder als Rad oder Rädchen in einem raffiniert konstruierten Apparat. Nahezu alle konnten für sich die Ausrede in Anspruch nehmen: Was hätte ich als Einzelner daran ändern können? Auf mich ist es dabei nicht angekommen. Hätte ich mich geweigert, wäre ein anderer an meine Stelle getreten. Am Geschehen selbst hätte das nichts geändert. Und viele verantworten sich auch heute mit diesem Einwand, wenn sie vor Gericht gestellt werden.

Jeder Einzelne mag recht haben, wenn er das behauptet. Alle zusammen haben unrecht, wenn sie ihr Verhalten auf diese Weise zu verteidigen suchen. Zum organisierten Massenmord bedurfte es sowohl der Weisung des «Führers» als auch des Willens von Tausenden, Führerbefehle auch



Totenkarren
Zeichnung von R. Haas

dann bedingungslos auszuführen, wenn diese offensichtlich verbrecherisch waren.» Diese Schilderung des KZ-Grauens legt die Frage nahe, woher die Gewaltherrscher alle Henkersknechte nahmen, die sie zur Ausführung ihrer Verbrechen brauchten. Simon Wiesenthal sagt Folgendes dazu:

«Das Naziregime hat es mit Erfolg geschafft, Angehörige aller nur möglichen Berufe zu Verbrechern werden zu lassen – leider auch Ärzte, Männer, die den Eid des Hippokrates geschworen hatten: jedes menschliche Leben zu schützen. Hitlers totales Reich liess eine ihm eigene, total pervertierte Art von ‚medizinischer Wissenschaft‘ entstehen. Die Ärzte in den Konzentrationslagern versuchten gar nicht erst, ihre Patien-

ten zu behandeln oder gar zu heilen. Für sie galt der Grundsatz, dass die beste Heilmethode für Kopfschmerzen die ist, dem Patienten den Kopf abzuschneiden. Alte, Kranke, Arbeitsunfähige wurden in die Gaskammern geschickt, Häftlinge mit Symptomen ansteckender Krankheiten wurden erschossen, ebenso diejenigen, die mit ihnen zu tun gehabt hatten. Das waren die ‚Ärzte‘, die Gift oder Luft in die Venen ihrer Opfer injizierten. Kam ein Transport Häftlinge im Lager an, stand schon ein ‚Arzt‘ da, der ganz nach Lust und Laune solche, die noch gesund aussahen, von denen ‚selektierte‘, die arbeitsunfähig aussahen. Ein Wink nach der einen Seite bedeutete eine kürzere oder längere Gnadenfrist voller Qualen,



So dachte sich Himmler die Vernichtungslager aus

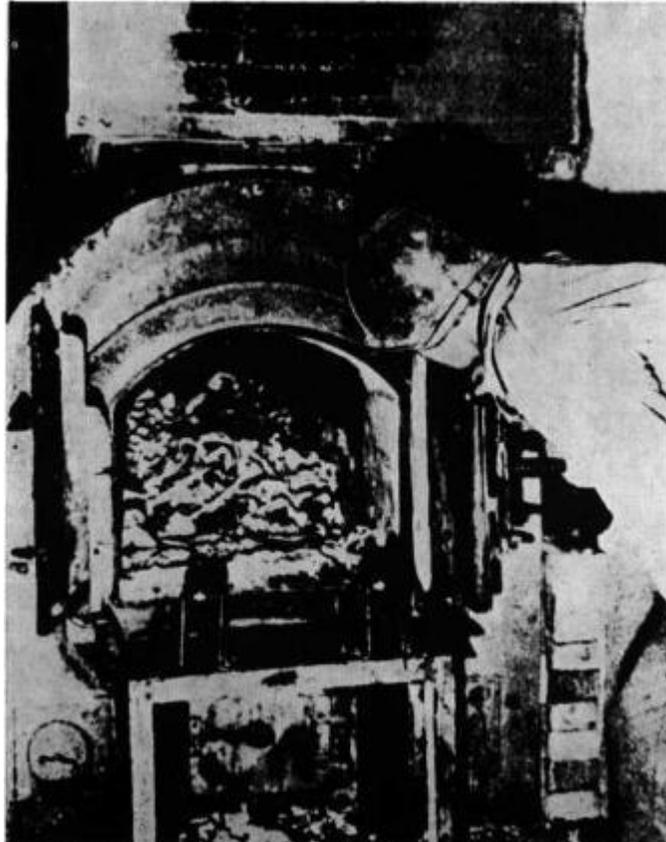
ein Wink nach der anderen hiess: Krematorium. Was aber das schlimmste war: Die Lager wurden zu Laboratorien des Wahnsinns, in denen ‚Ärzte‘ ihre Versuche mit Menschen statt mit weissen Mäusen oder Meerschweinchen anstellten. Eine ganze Reihe von Büchern berichtet über diese fürchterlichen Menschenversuche, an denen nicht nur Ärzte beteiligt waren, sondern auch Chemiker und andere Spezialisten führender Werke der deutschen pharmazeutischen Industrie – ‚Wissenschaftler‘, denen – für ein normales Hirn unbegreiflich – auch die leiseste Spur einer menschlichen Regung abging. In Auschwitz gab es eigens einen ‚Versuchsblock‘; die Häftlinge dort holte man zu Versuchen, wie sie sonst allenfalls mit Tieren angestellt werden. Bei Reinhard Henkys heisst es zum gleichen Problem:

«Alle die Verfahren haben Abgründe an Sadismus, Grausamkeit und Gleichgültigkeit gegen Menschenleben zutagegebracht, wie sie menschlicher Phantasie bis dahin nicht vorstellbar gewesen sind. Sie haben ferner gezeigt, dass die natio-

nalsozialistischen KL nicht nur deshalb für die in sie verschleppten Opfer zur Hölle geworden sind, weil bei miserablen Lebensverhältnissen und drakonischen ‚Strafen‘ für kleinste Vergehen übermässige Arbeit von ihnen verlangt wurde, sondern ausserdem, weil die über sie herrschenden ‚Herrenmenschen‘ auch ohne Befehl, aus eigenem Antrieb zu jeder Grausamkeit und zum individuellen Mord bereit waren. Die Zahl derjenigen SS-Leute in den KL, denen von Zeugen vor Gericht oder in Erlebnisberichten bescheinigt wird, dass sie zwar dem System dienten, sich aber persönlich so weit wie möglich anständig zu verhalten suchten, ist minimal. Dass es sie überhaupt gegeben hat, ist jedoch ein Indiz für die persönliche strafrechtliche Verantwortung der übrigen.» Wie den Handlangern des Mordsystems ihre «Pflicht» beigebracht und eingehämmert wurde, das steht zu lesen in dem hier berichteten Abschnitt einer Rede, die der grausame Oberherr des unterworfenen Polen, Dr. Frank, einmal vor Polizeioffizieren gehalten hat.

«Meine Herren, wir sind keine Mörder. Für den Polizisten und SS-Mann, der auf Grund dieser Massnahme amtlich oder dienstlich verpflichtet ist, die Exekution durchzuführen, ist das eine furchtbare Aufgabe. Wir können leicht Hunderte von Todesurteilen hier unterzeichnen; aber ihre Durchführung deutschen Männern, anständigen deutschen Soldaten und Kameraden zu übertragen, das bedeutet eine furchtbare Belastung. Ich bin deshalb auch dem Parteigenossen Siebert sehr dankbar für die Herausgabe des Erlasses, in welchem er den Polizeiorganen eine gewisse Rücksichtnahme auf die physische Situation der mit solchen Exekutionen betrauten Männer zur Pflicht macht. Ich würde sie bitten, diesen Erlass, wenn es irgend möglich ist, unter allen Umständen zu berücksichtigen. Aber nicht nur das, jeder Polizei- und SS-Führer, der nun die harte Pflicht

Verbrennungsofen in Auschwitz

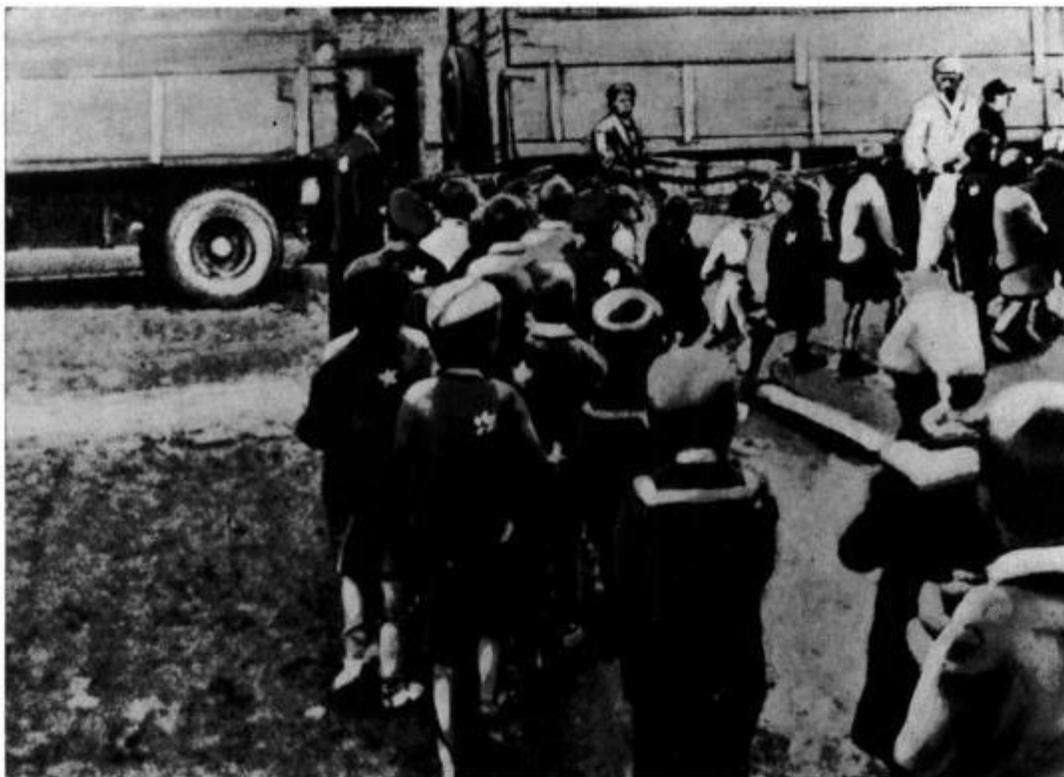


hat, diese Urteile zu vollstrecken, muss auch hundertprozentig die Gewissheit haben, dass er hier in Erfüllung eines Richtspruches der deutschen Nation handelt.»

Jeder, der sich mit den Ereignissen in den KZ's beschäftigt, den sie schauern machen und dem sie immer aufs Neue unvorstellbar sind, fragt sich, wie den Männern und Frauen zumute war, die das grausige Handwerk verrichtet haben. Hermann Langbein findet die Erklärung im totalitären System.

«Die Uniform und die vielgerühmte Treue, die Pflege des blinden Gehorsams als besondere Tugend, die Heiligkeit des Fahneneides, aber auch

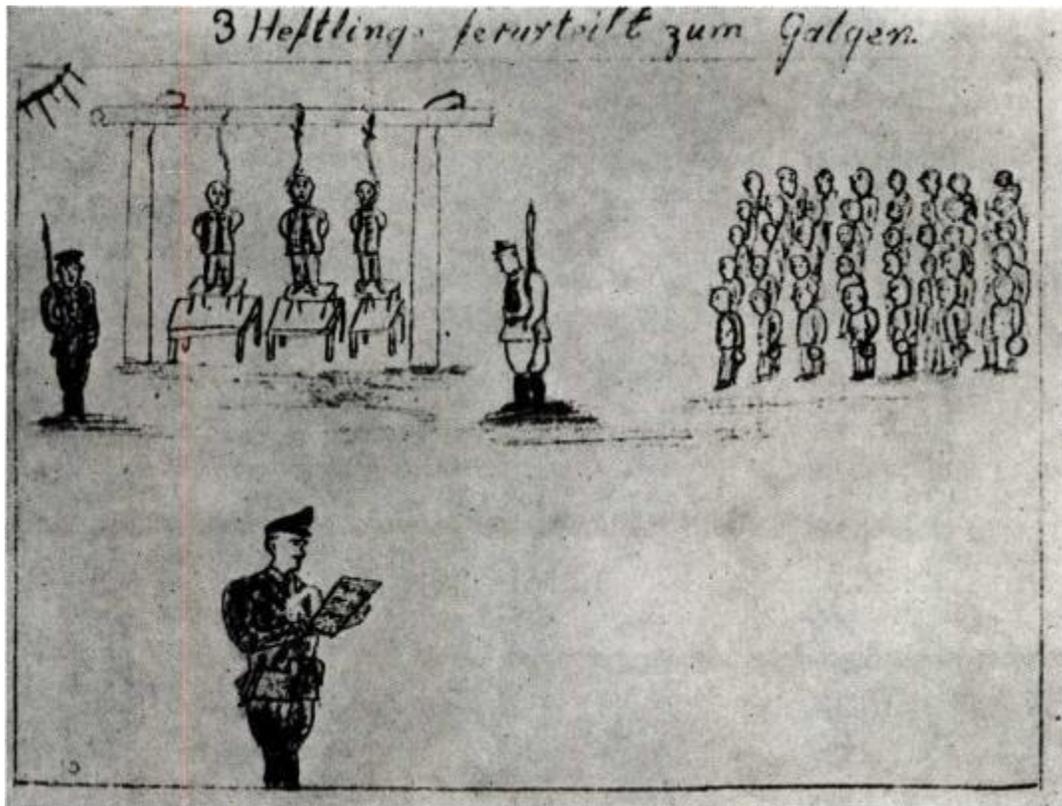
die Verächtlichmachung menschlicher Gefühle, die dazu führte, dass man sich menschlicher Reaktionen schämte, die Ausschaltung von Diskussion und Kritik und die Unmoral des Herrenmenschen, der sich alles erlauben darf – all das zusammen machte es möglich, dass Durchschnittsmenschen wie Mennecke oder Landau Massenmörder wurden. Das ermöglichte es erst, dass ihnen ihre Untaten gar nicht richtig zu Bewusstsein kamen. Erschreckt muss man feststellen: Ein totalitäres System macht in wenigen Jahren das Unwahrscheinliche, Unglaubliche, das Unmögliche nicht nur möglich, sondern für viele selbstverständlich.»



Kinder auf dem Weg ins Gas

«Es war nicht das Gift des Antisemitismus allein, das diese Menschen damals dazu gebracht hat, an Massenmorden mitzuwirken und gleichzeitig heisse Liebesbriefe zu schreiben, sich über das Menü zu freuen und zu hamstern, was nur zu bekommen war. Vergessen wir nicht, dass Gendarmenmeister Fritz Jacob in der Schilderung seiner Aktionen auf zählt: ‚Einmal Zigeuner und ein andermal Juden, Partisanen und sonstiges Gesinde?. Erinnern wir uns an die ‚Portionen Arier‘, die Dr. Mennecke verarbeitet hat. So mörderisch der Antisemitismus auch ist, der damals liebevoll grossgezogen wurde: Ihn allein kann man nicht als Ursache dafür ansehen, dass all das möglich wurde und geschehen ist.»

Rob. Kempner macht folgende Bemerkung über die «Verwaltungstechnik» der Mörder: «Der Ermordete ist schuldig und der Mörder ist im Recht. Der Mensch, der alles hergeben muss – sein Leben –, ist ein undankbarer Mensch, und der Henker ist der Dulder. Für diese Menschen ‚war ein menschliches Leben nicht so wertvoll wie für uns‘. Hier bemerken wir die moralische Überlegenheit des Mörders über die Verworfenheit des Hingemordeten. ‚Unsere Leute, die an den Exekutionen teilgenommen haben, waren mehr mit den Nerven ‚runter als diejenigen, die dort erschossen werden mussten.‘ Hier ist die ganze Geschichte der einfachen ‚verwaltungstechnischen Pflichten‘ eines der Führer



Die Welt des Kindes
 Zeichnung eines unbekanntes Kindes in Theresienstadt

der Einsatzgruppen in einem Land, das nicht sein eigenes war, in schlagender Weise symbolisiert.»

Dass aber auch eine ganz andere Reaktion möglich war, beweist die kleine Bemerkung, die Inge Deutschkron in ihrem Buch « ... denn ihrer war die Hölle» über die Rettung einiger Kinder macht.

«Ein Soldat aus Bayern tat zu dieser Zeit Dienst bei den Gaskammern. Als er die Kinder eingeschlossen hatte, konnte er durch ein Guckloch sehen, wie einige von ihnen – darunter auch Mädchen von zehn und elf Jahren – niederknieten und

zu beten begannen. Da riss er die Tür auf, holte die halbvergasteten Kinder wieder heraus und übergab sie einem Rotkreuzwagen, der sie sofort zu verschiedenen Lubliner Krankenhäusern brachte und auch auf die Bevölkerung verteilte. Zu jener Zeit waren alle Lubliner Krankenhäuser mit diesen Kindern belegt. Eine ganze Reihe von ihnen konnte gerettet werden.»

Die nachfolgenden Szenen sind alle in dem genannten Buch von Inge Deutschkron beschrieben. Ihnen lässt sich ausser den ergreifenden Kinderbildern von Frau Hoskova, Prag, und anderen nichts hinzufügen. Die tschechische Male-

**Bilder vom Leben und Sterben
im Konzentrationslager**

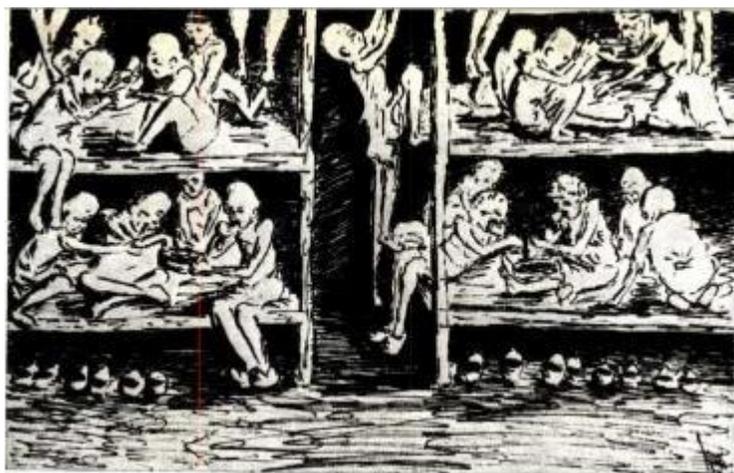
Zeichnungen von Frau Hoskova, Prag



Ankunft



Selektion



Quartier

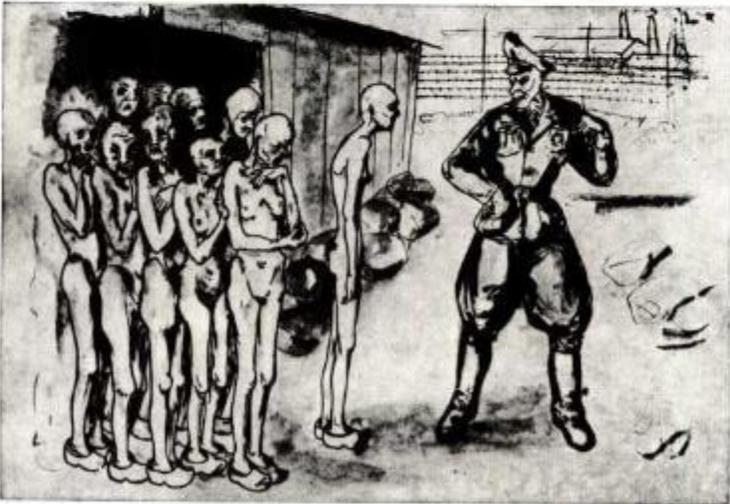


Morgengruss





Wasser sparen



Einteilung



Arbeitskommando

rin war eines von den wenigen Kindern, die aus der «Hölle» gerettet werden konnten.

«Unter uns waren auch drei schwangere Frauen. Als die Zeit ihrer Entbindung herankam, brachte der SS-Lagerführer eine grosse Lampe, eine Art Scheinwerfer mit sehr starkem Licht. Den stellte er gerade gegenüber den kreissenden Frauen auf, die zwischen den anderen am Boden lagen. Nach seinen eigenen Worten wollte er mit ansehen, wie ein Mensch ‚das Licht der Welt‘ erblickt. Die neugeborenen Kinder lebten nicht länger als eine Stunde, denn der Stich einer Laus genügte schon, um ihren Tod herbeizuführen.

Die Mütter erhielten keinerlei Pflege.»

*

«Eines Tages kam eine Ungarin mit einem kleinen Kind in meinen Block. Es gelang mir, die beiden einige Wochen dort versteckt zu halten. Schliesslich muss es aber doch der Aufseherin Irma Grese zu Ohren gekommen sein. Jedenfalls erschienen eines Tages SS-Leute und holten das Kind ab. Von Leuten, die im Sonderkommando arbeiten, hörte ich später, dass man das Kind ins Feuer geworfen habe.

In derselben Nacht noch ging die Mutter an den unter Hochspannung stehenden Stacheldraht.»

*

«Am 18. April 1944 kamen 299 Mädchen und zwei Säuglinge im Lager an. Sie stammten aus Lublin, kerngesunde Kinder. In der Nacht wurden sie vom Hundekommando abgeholt. Stundenlang hörten wir ihre verzweifelten Schreie, als sie vor dem Krematorium warten mussten. ‚Gas‘, schrien sie, ‚Gas‘!»

Und es gab keinen Zweifel, dass sie wussten, was sie erwartete.»

«Einmal wurden wir zum ‚Möbelverladen‘ beordert. Aber wir ahnten gleich, dass es sich dabei nicht um Möbel handeln konnte. Zwei Waggons standen an der Rampe, woher sie kamen, weiss ich nicht. Ein paar Lastwagen waren dicht an die Waggons herangefahren worden. Neben ihnen standen SS-Leute mit Hunden. Als die Waggons geöffnet wurden, sahen wir, dass sie mit toten Kindern gefüllt waren – etwa hundert kleine Mädchen von drei bis vier Jahren. Wie Käthe-Kruse-Puppen waren sie angezogen, so als ob sie zu einer Geburtstagsfeier gehen sollten. An Armen und Beinen wurden sie aus den Waggons herausgezerrt und auf die Wagen geworfen. Wenn wir zu zart mit ihnen umgingen, weil wir unwillkürlich an unsere eigenen Kinder denken mussten, schlugen die SS-Männer mit Gummiknüppeln auf uns ein. Zum Schluss drohte man uns mit Erschiessung, wenn wir im Lager etwas von diesem Transport erzählen sollten.»

*

«Die übrigen, das heisst die Alten, Kranken und Frauen mit Kindern, blieben im Lager – Frauen, die Kinder hatten, wurden nicht zur Arbeit eingesetzt. Vom Männerlager aus konnten wir beobachten, wie sie nach einigen Tagen ins Gas geschickt wurden.

Wir Jugendlichen erfuhren sogar eine Art Sonderbehandlung im guten Sinne. Man schor uns zum Beispiel nicht die Köpfe kahl. Sogar die SS sorgte für uns. Sie verschafften uns einen Pingpontonisch, brachten uns aus dem Block ‚Kanada‘ einen ganzen Sack voll Lebensmittel, die sie den Leuten bei der Ankunft abgenommen hatten, und gaben uns auch bessere Wäsche und Schuhe, die wir richtig anprobieren durften.

Selbst Baretzki, der im Lager sehr gefürchtet war, behandelte uns gut. Gelegentlich spielte er sogar Fussball oder Pingpong mit uns. Aber auch



Abendgruss



Selbstmord
am elektrischen Draht



Abfall

diese Behandlung dauerte nicht lange. Wir wurden in verschiedene Kommandos eingeteilt.»

*

«Ein Transport war angekommen, und eine seltsame Kolonne marschierte auf der Strasse: ungefähr 150 Kinder, die sich an den Händen hielten, eines trug das Jüngste mühsam auf den Armen, von stramm ausschreitenden SS-Aufseherinnen begleitet. Mit ihrem Schäferhund an der Leine war die gutaussehende Irma Grese schon von Weitem zu erkennen. Die Gruppe nahm sich aus wie ein grosser Kindergarten auf einem Ausflug oder Spaziergang. Auf der Wiese gegenüber vom Krematorium hielten sie an. Eine Aufseherin belehrte die Kinder mit lauter Stimme: Jetzt zieht euch schön aus und faltet eure Kleider ordentlich zusammen, damit jeder seine Sachen nachher wiederfindet. Und dann gehen wir gleich unter die Dusche/

Die Kinder fingen an, sich auszuziehen. Da warf ein fünfjähriges Mädchen plötzlich einen grossen roten Ball. Die anderen liefen ihm nach, fingen ihn auf, warfen ihn in die Luft und spielten so eine Weile in der warmen Septembersonne.

Es waren noch kleine Kinder, das älteste vielleicht zehn Jahre alt. Am Rande der Wiese sass ein ganz kleines Kind, zwei Jahre alt, jedenfalls zu klein, um schon mitzuspielen. Wie eine Kindergärtnerin klatschte Irma Grese dann in die Hände:

.Genug gespielt, lasst den Ball liegen. Jetzt beeilen wir uns, dass wir ins Bad kommen/ Die Kinder gehorchten und stürmten die Treppen ins Krematorium hinunter. Auch das Kleine kroch ihnen auf seinen unbeholfenen Beinen nach. Irma Grese sah das, übergab ihren Hund einem SS-Wächter und nahm das Kind auf den Arm. Die Stufen zur Gaskammer wären zu hoch für die kleinen Beinchen gewesen. Der kleine Mann

spielte mit ihrem blonden Haar und streichelte das Zeichen an ihrer Mütze. Er fühlte sich sichtlich wohl auf dem Arm der gutaussehenden Pflegerin und lachte vor Vergnügen. Noch einen Augenblick, dann waren die Feldmütze, das blonde Haar der Irma Grese und das kleine Köpfchen daneben unseren Blicken entzogen. Noch einmal sahen wir Irma Grese, als sie aus dem Krematorium herauskam, den Hund abholte und ruhig mit ihm ins Lager zurückging. Nach zwanzig Minuten heulten die Ventilatoren auf, die Aktion war beendet. Vor dem Krematorium lagen die Höschchen, die schleifengeschmückten Kleidchen – ja, und auch der rote Ball.»

Über den KZ-Alltag haben die Überlebenden genug Berichte geschrieben, damit ein Bild mit allen Einzelheiten zustande kommt. Tagebücher und Romane muss man zwar zu lesen verstehen und im Gegensatz zum Dokument als die Schilderung subjektiver Eindrücke nehmen, die sie sein wollen. Doch sollten sie keinesfalls übergangen werden, schon allein deshalb nicht, weil so viel Leiden und Not hinter ihnen stehen. Ein lebendiges Bild zeichnet die nachfolgenden Sätze aus den Memoiren der Henia Woller.

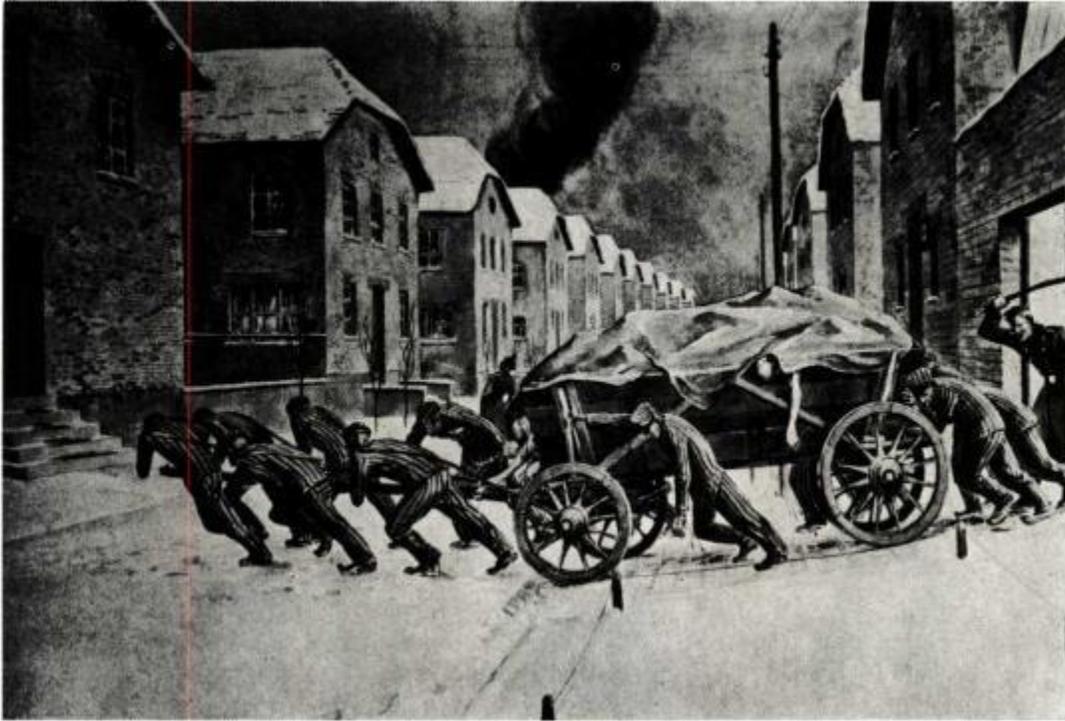
«Am 13. 3. 1943 wurde ich aus dem Krakauer Ghetto ins Lager Plaszow deportiert . . . Gleich am Anfang begann man, uns mit langwierigen Appellen, d.h. Zählen der Lagerinsassen, zu quälen. Ob man nun gesund war oder nicht – wer nur lebendig war, stand stramm, um dem Blockältesten das Zählen nicht zu erschweren. Schlimm, schlimm und nochmals schlimm. Wie zum Trotz, wird es immer kälter; eine Märznacht ist keine Julinacht, der Appell wollte nicht stimmen. Schliesslich stimmt die Zahl. Wir stürzen Hals über Kopf in die Baracke. Aber es ist noch gar nicht Schluss. Alle Geister sind wohl gegen uns im Komplott, denn immer noch ist etwas nicht in Ordnung. Nochmals und nochmals zählt man: ich



Frauen auf dem Weg zur Arbeit

fühle, dass meine Nerven mich verlassen. So sah der erste Abend, eigentlich die erste Nacht aus ... Ein Elend ohne Grenzen begann ...
... Ich ging auf die Lagerchaussee Steine klopfen. Bis dahin hatte ich noch keine Leiche gesehen. Gut genug, tröstete ich mich, umso mehr, dass nicht ich die Leiche war. Wir sassen (vorwiegend junge Mädchen) vor einem Haufen Steine und flehten zu Gott, das Klopfen der Hammer möge bis zum Lagerchef selbst dringen, damit er zufrieden sei, dass seine Leute arbeiten, damit er nur nicht seine Villa verlasse, um uns bei der Arbeit zuzuschauen. Falls er es täte, wehe unserem Leben. Wir «sechsen» d.h. geben uns einander

ein Zeichen, wenn wir unsere Aufseher bemerken); hoffentlich machen wir es rechtzeitig, denn wenn der riesige Chef dann plötzlich wie aus der Erde hervorgezaubert vor uns steht, ist es zu spät, um sich zu sammeln und die müde Hand zu zwingen, den Hammer zu ergreifen, und mit rhythmischen Schlägen die Steine zu zerhauen. Nicht immer kann man sich vor dem Unglück bewahren. Ein Unglück folgt dem anderen. Neben mir sass eine Mutter mit ihrer Tochter. Goeth ging an die Mutter heran, nahm ihr den Hammer aus der Hand und zeigte ihr, wie richtiges Steinestossen aussehen soll. Er war ein Kenner auf jedem Gebiet. Als die brau wieder den Hammer mit vor



Männerarbeit

Aufregung zitternder Hand erfasste, wurde sie vom Chef erschossen. Die Frau starb still, und wir klopfen und klopfen weiter, als ob unter dem Hammer statt eines Steins unser verwünschtes Schicksal läge. Und die Tochter klopfte Steine neben der Leiche ihrer Mutter. Erst nachher, als der Blutrausch vorüber war und der Chef sich wieder zur Ruhe begab, liess sich hie und da ein aus Angst vor dem bösen Geist unterdrücktes Schluchzen hören, und die Klage: «Wozu lebe ich eigentlich?», und dann das Aufzählen von Familienangehörigen, die nicht mehr lebten. Das war erst der Anfang unseres Aufenthalts im Lager. Monate gingen auf die gleiche Weise vorüber. Wenn der Chef guter Laune war, tötete er die Menschen in aller Ruhe und sang sogar sein Lieblingslied dazu: «Schenk mir ein Herz, O Ma-

ria ...». Schlimmer war's, wenn er nervös wurde. Dann, gab er uns Arbeiten auf, die unausführbar waren. Es gab kein «aber»; das ganze Lager machte sich dann an die Arbeit, die darin bestand, Grabplatten von Friedhöfen, Sand oder Wasser zu tragen, Steine zu zersplittern und eine Chaussee zu bauen – an die Arbeit, die der Chef für diesen Tag bestimmt hatte.» Nur wenig unterschieden sich gegen Ende des Krieges von diesen Straf- und Vernichtungslagern die Lager, in denen die Zwangsarbeiter untergebracht wurden. In Lord Russels «Geissel der Menschheit» wird geschildert, wie schlecht es in diesen Verhältnissen besonders den Frauen erging. «Es handelte sich um ganz gewöhnliche friedliche Bürger, die das Gesetz achteten und deren einziges Verbrechen es war, aus Ländern zu stammen, die von



Essenholen

den deutschen Armeen überfallen worden waren. Deutschland brauchte sie eben zum Arbeiten, und so wurden sie, oft mitten in der Nacht, von Weib und Kind fortgerissen, in Züge verladen und nach einer qualvollen, manchmal fünf Tage dauernden Fahrt wie Stückgut auf einem Nebengleis eines Arbeitslagers ausgeladen, wo ein Sklavenleben ihrer harrte.

Nur ganz Unerschrockene können davon geträumt haben, das alles jemals zu überstehen; viele müssen ihre letzte Fahrt ins Krematorium als glückliche Erlösung von einem Leben unerträglichen Elends erwartet haben.

Anfang 1943 erliess die Reichsregierung eine Direktive, wonach schwangere ausländische Arbeiterinnen nicht repatriert werden sollten. Die örtlichen Behörden wurden stattdessen angewiesen, «einfachste aber hygienisch einwandfreie» Möglichkeiten zur Entbindung zu schaffen. Ferner sollten Vorkehrungen für eine sofortige Unterbringung, Ernährung und Pflege der Kinder geschaffen werden, damit die Frauen gleich nach der Geburt in die Fabrik zurückkehren konnten, um weiter für Deutschland zu arbeiten.

Eine sehr grosse Anzahl ausländischer Arbeiter war in den Volkswagenwerken in der Nähe von Hannover beschäftigt, und im Februar 1942 richtete man auf dem Fabrikgelände in Wolfsburg ein «Kinderheim» ein, das zunächst von russischem Personal verwaltet wurde. Später wurde das Heim, das der Fürsorgeabteilung des Betriebes



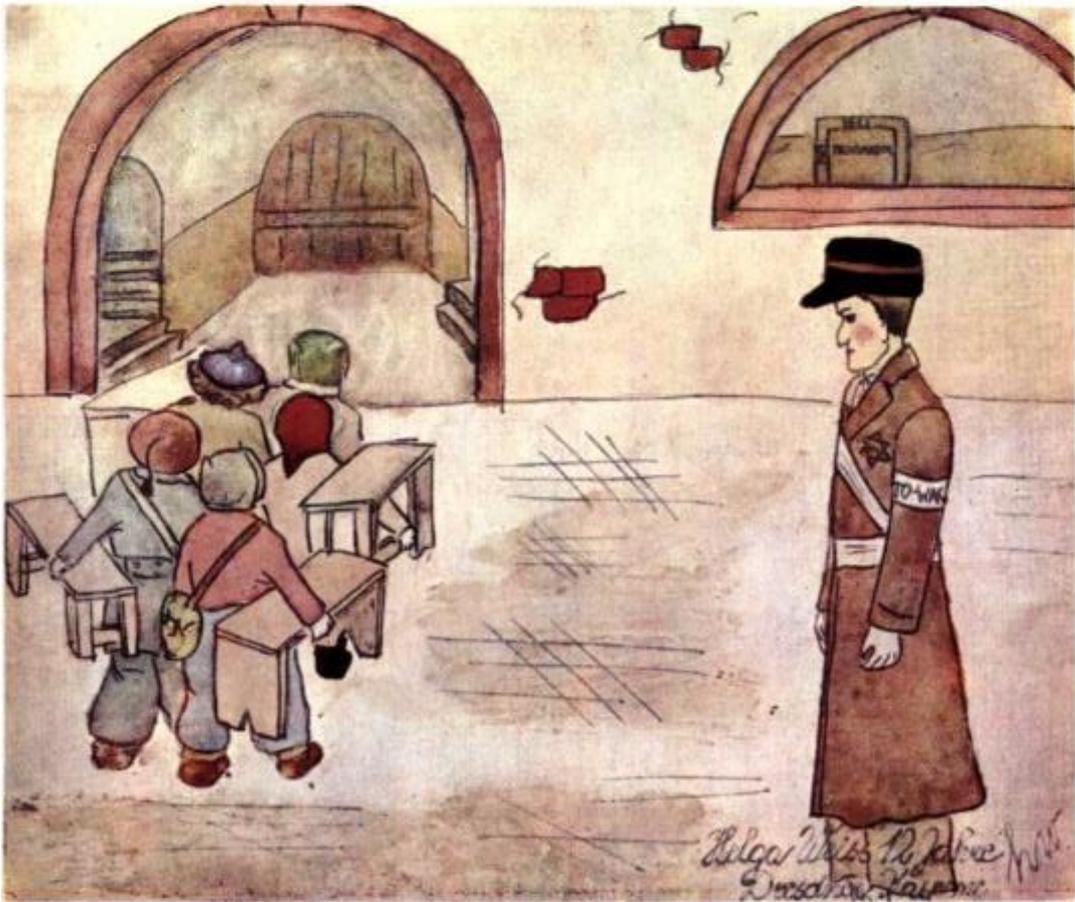
Die Welt des Stacheldrahtes

unterstand, der Obhut und Kontrolle des Betriebsarztes Dr. Korbel und einer Oberschwester namens Ella Schmidt anvertraut. Schliesslich verlegte man es in das zwölf Kilometer entfernte Rühn, wo es in Baracken untergebracht wurde. Es ist bekannt, dass dort vom April 1943 bis zum April 1945 400 Kinder starben, davon allein 60 im August 1944. Anfangs wurden die Babys mit ihren Müttern aufgenommen, aber später bestand der Reichsarbeitsminister darauf, dass die Frauen spätestens 14 Tage nach der Entbindung die Arbeit wieder aufnehmen. Von da an stieg die Sterblichkeit rapide an.

Der verantwortliche Arzt machte sich der vorsätzlichen und sträflichsten Vernachlässigung schuldig. Obgleich in diesem Heim im August

1944 bei 310 Zugängen 254 Todesfälle zu verzeichnen waren und die Sterblichkeit bis zum Jahresende weiter stieg, wurden Dr. Korbels Visiten immer seltener, bis er schliesslich nur noch einmal in der Woche erschien. Er tat nichts, um den Rat eines Spezialisten für Kinderkrankheiten einzuholen. Niemals untersuchte er persönlich ein krankes Kind. Niemals wurde eine Leichenobduktion an einem der dort verstorbenen Säuglinge vorgenommen, und Dr. Korbel unterzeichnete und akzeptierte die von anderen ausgestellten Todesscheine mit der frivolen Diagnose «Lebensschwäche».

Die Oberschwester trieb es kaum oder gar nicht besser. Sie ging roh und brutal mit den Kindern um. Es mangelte an den primitivsten hygieni-



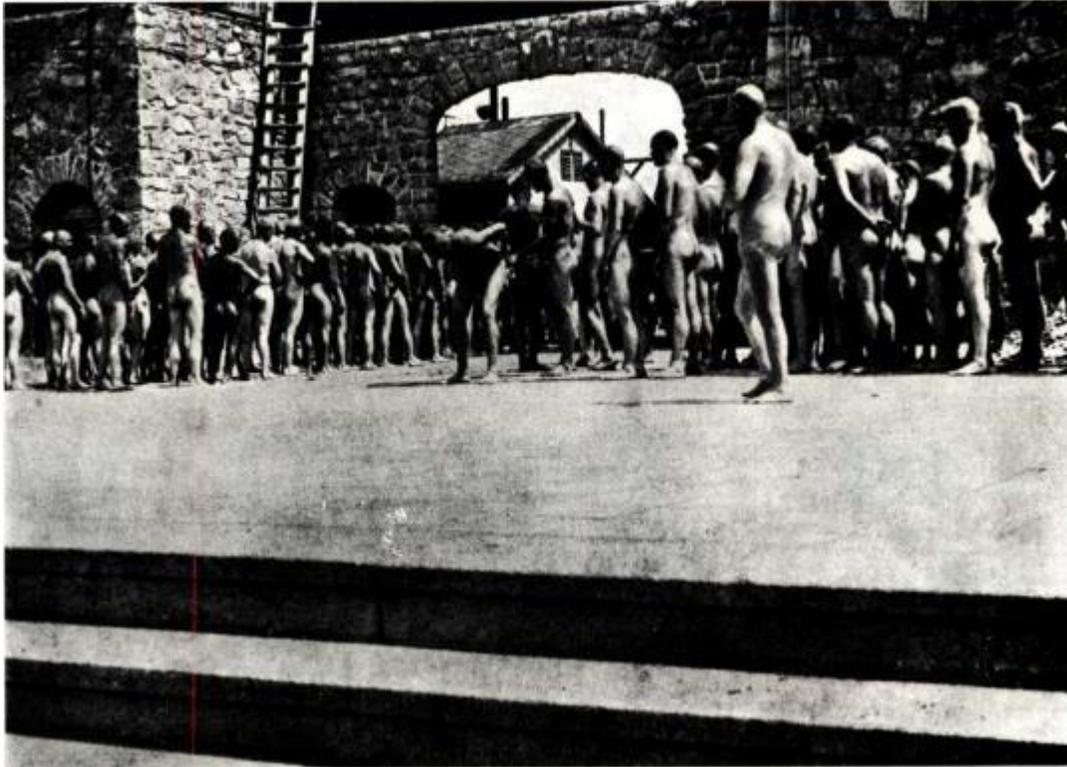


Ausgesiedelte Französinen

schen Vorkehrungen selbst zu einer Zeit, als jeder Besucher über das massenweise Auftreten von Furunkeln und das Gewimmel der Wanzen entsetzt war. Sie gab zu, dass sie niemals nachts im Dienst war und auch nie überraschend nach dem Rechten sah. Wenn diese unglücklichen Säuglinge schliesslich verlaust, über und über wund und von Diarrhöe geschwächt starben, blieben sie in einem kleinen Raum liegen, aus dem man sie dann schubweise herausholte, in Kartons verpackte und zum örtlichen Friedhof brachte, wo sie ohne jede Zeremonie verscharrt wurden. Die Mütter erhielten niemals eine Benachrichtigung, wenn ihr Kind in Lebensgefahr schwebte oder beerdigt wurde. Aber das «Kinderheim» in Rügen war nicht das

einzigste dieser Art. 1944 herrschte in Deutschland infolge der Rückschläge an der Front eine kritische Situation in bezug auf die Lebensmittelproduktion. Wie erinnerlich, wurden zahlreiche Menschen aus Polen und der Sowjetunion zur Landarbeit nach Deutschland deportiert. Viele dieser Sklaven waren Frauen, und es dauerte nicht lange, bis sich die deutschen Bauern bei ihrem Ortsgruppenleiter darüber beklagten, dass die bei ihnen beschäftigten Polinnen durch Schwangerschaft, Entbindung und Stillen Zeit verlören.

So wurde in der Gegend von Helmstedt ein Heim für Kinder solcher Frauen eingerichtet. Die Babys sollten ihren Müttern, notfalls durch Gewalt, ganz kurz nach der Geburt fortgenommen wer-



Nackt ins KZ

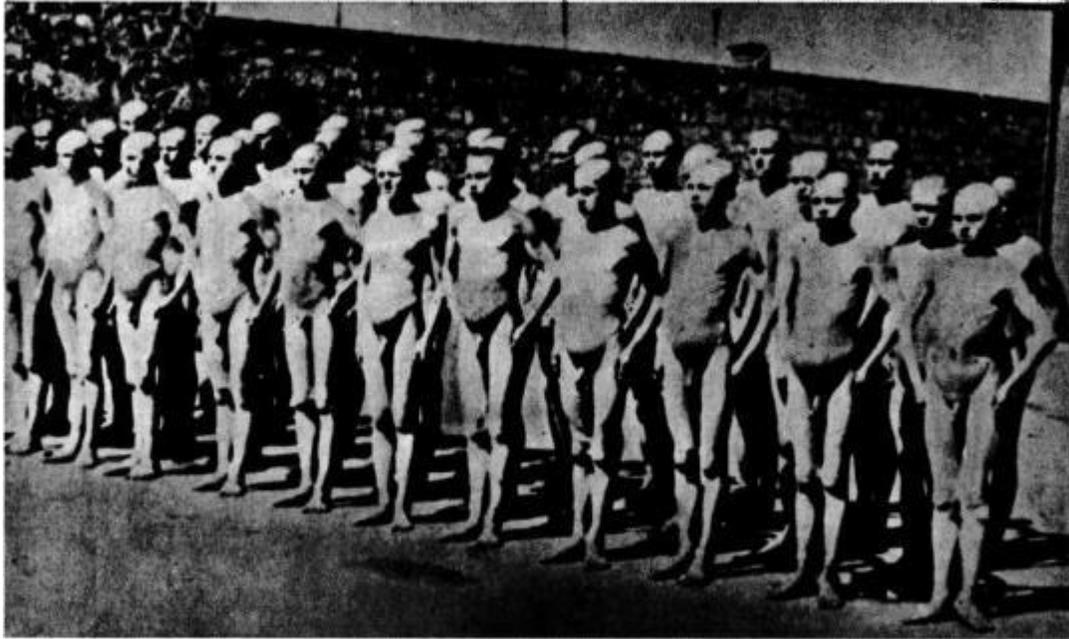
den, damit die Frauen wieder zur Feldarbeit zurückkehren konnten.

Dieses Heim lag in Völpke und bestand aus zwei Baracken auf einem Bauernhof dieses Bezirks. Eine Frau namens Billien wurde von ihrem Ortsgruppenleiter, einem gewissen Gerike, trotz ihres Hinweises, dass sie als Lehrerin keinerlei Vorbildung für dieses Amt habe, als Oberschwester eingesetzt, und ein gewisser Hessling übernahm die Leitung der inneren Verwaltung mit Ausnahme der medizinischen Betreuung.

Von Anfang an wurden die Babys aufs Gröbste vernachlässigt, und die Sterblichkeit war hoch. Der örtliche Arzt, der das Heim mit betreuen sollte, verhielt sich roh und gleichgültig, und die

Baracken waren für den Zweck gänzlich ungeeignet. Es gab keine fachkundige Betreuung, die Ernährung war unwissenschaftlich und schädlich, kranke Babys erhielten keine richtige ärztliche Pflege und wurden nicht von den gesunden getrennt. Die Baracken hatten Wellblechdächer, und im Sommer herrschte im Flachland bei Helmstedt eine derartige Hitze, dass die Babys entsetzlich litten.

Was Frau Billien an Geschick und Erfahrung mangelte, hätte sie durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit ausgleichen können. Sie widmete ihren Pflichten jedoch nur einen kleinen Teil ihrer Zeit, nahm alle Mahlzeiten ausserhalb des Heimes ein und schlief auch nicht dort; selbst tagsüber war



Appell

sie oft viele Stunden lang abwesend und überliess die Kinder vier unerfahrenen russischen Mädchen und einer russischen Frau mit zweifelhaften Kenntnissen auf dem Gebiet richtiger Kinderpflege.»

Mit welch geradezu absurden Gegensätze beim Leben und Sterben im KZ zu rechnen war berichtet sehr aufschlussreich Simon Wiesenthal aus den Erfahrungen eines Gefangenen. Es geht klar aus diesem Bericht hervor, dass zwar das KZ-Leben für den der Freiheit Beraubten ganz und gar unberechenbar war, dass er aber auf das Sterben in jedem Augenblick gefasst sein musste. «Herrn Toni Fehringer lernte ich im September 1944 im Konzentrationslager Plaszow bei Krakau kennen. Er war dort einer der fünfzig deutschen Kapos; meist waren dies Zuchthäusler – Räuber und Mörder –, die man ins KZ «abgeschoben» hatte. Es gab unter ihnen einige Anständige. Besonders

denke ich dabei an einen Mann namens Schilling, der sich zu Beginn der dreissiger Jahre mit einigen Gleichgesinnten auf Seeräuberei spezialisiert hatte: In der Nordsee überfielen sie Segeljachten und raubten die wohlhabenden Wassersportler aus. Als die deutsche Polizei hinter Schilling her war, floh er nach Südamerika. Im Jahr 1937 packte ihn das Heimweh; er kehrte nach Deutschland zurück, unter falschem Namen und mit einem gut gefälschten Pass. Kaum in Hamburg angekommen, suchte er ein Freudenhaus an der Reeperbahn auf – Heimweh wirkt auf jeden Menschen anders. In der Nacht gab es auf der Reeperbahn eine mächtige Schlägerei, in deren Verlauf Schilling verhaftet und eingesperrt wurde. Er war der Typ eines Robin Hood, der das Geld, das er den Reichen genommen hatte, an die Armen verteilte.



Schrumpfköpfe – Lampenschirme – Kinderleichen

Wenn KZ-Häftlinge sich stritten und einer zu Schilling sagte: «Schau dir den an, der war früher Kapitalist», so konnte es geschehen, dass Schilling dem ehemals Reichen einen Schlag ins Gesicht versetzte. Armen Juden half er oft; er brachte uns Essen und nahm uns gegen brutale Kapos in Schutz. Von dieser Sorte war der schlimmste Toni Fehringer, ein einundzwanzigjähriger stupsnasiger Blonder mit einem böartigen, sadistischen Ausdruck im Blick. Seine Weiber – immer war er von ein paar umgeben gewesen – hatten ihn den «blonden Toni» genannt; bei den Häftlingen hiess er die «blonde Bestie», was besser auf ihn passte. Er wohnte in einem eigenen Raum, bekam das gleiche Essen wie die SS-Wachen und hatte eine ganze Reihe weiterer Vergünstigungen.

Die Kapos waren alle im Wesen verschieden. Schilling beispielsweise rettete vielen Juden das Leben, wenn sie geringfügige Verstösse gegen die Lagerordnung begangen hatten, vielleicht zu spät zur Arbeit gekommen waren oder einen SS-Mann nicht vorschriftsmässig gegrüsst hatten.

Sah Schilling, dass ein Wächter nach der Waffe griff, so sprang er schnell hinzu und schlug den Gefangenen nieder. «Da», sagte er dann zu dem SS-Mann, «beschmutzen Sie Ihre Hände nicht mit dem dreckigen Juden, Herr Rottenführer, dem habe ich seinen Teil schon verpasst.» Der Gefangene hatte dabei vielleicht einen Zahn verloren, aber er lebte noch.

Ganz anders Toni Fehringer. Ihm unterstand das sogenannte «Kommando 1005», dem ich angehörte. Wir waren ein Arbeitskommando mit dem Sonderauftrag, die Massengräber im Lager aufzugraben und die exhumierten Leichen zu verbrennen. Die Sowjets drangen unaufhaltsam nach Westen vor. Die Nazis, die während ihrer Besatzungszeit die Massengräber mit den Leichen unschuldiger Menschen gefüllt hatten, wollten eine Wiederholung des «Falls Katyn» vermeiden. Bei diesem Ort in Russland hatten die vorrückenden Deutschen 1941 die Leichen von Tausenden polnischer Offiziere entdeckt, die auf Befehl Stalins liquidiert worden waren. Das Verbrechen von Katyn hatten die Nazis in ihrer Propaganda gegen die Russen nach allen Regeln der Kunst ausgewertet. Jetzt wollten sie verhindern, dass sich diese Propaganda gegen sie selbst richtete, und deshalb wurden in ganz Polen alle Massengräber, in denen Opfer der Nazis lagen, geöffnet, die Leichen vernichtet, die Spuren verwischt. Man hatte sehr genaue Listen über die Lage der Gräber und deren Inhalt geführt – in dreifacher Ausfertigung. Einige sind in die Hände der Alliierten gefallen und haben bei Kriegsverbrecherprozessen als Beweismittel gedient.

In Plaszow mussten wir die Leichen exhumieren und verbrennen oder – wenn dies nicht mehr möglich war – die Knochen zu Staub zerstampfen. Auf die leeren eingeebneten Gräber wurden Rasen und Blumen gesät. Es war keine angenehme Arbeit; deshalb erhielten wir reichlicheres



Leichenfuhrer

Essen und wurden etwas besser untergebracht. Nach vierzehn Stunden harter Arbeit in dem schrecklichen Gestank verfaulender Leichen und im Rauch der Scheiterhaufen schleppten wir uns erschöpft in unsere Baracken in der Hoffnung auf etwas Schlaf und Vergessen. Doch da wartete schon der «blonde Toni» auf uns. Er liess uns auf dem Appellplatz antreten und befahl «Sport»: «Hinlegen, Auf... Hinlegen, Auf... Im Laufschrift marsch – marsch ...», dann dreissig Kniebeugen, bis die schwächeren Häftlinge zusammenbrachen. Fehringer hatte keinen Befehl, uns so zu schleifen. Es machte ihm nur Spass. Und er war stolz auf die Quälereien, die er sich ausgedacht hatte.

Er beging noch andere Scheusslichkeiten. Manche Häftlinge prügelte er, bis sie nicht mehr ar-

beiten konnten. Arbeitsunfähige Gefangene wurden unverzüglich «liquidiert». Während wir in den geöffneten Gräbern arbeiteten, inspizierte Fehringer die heraufgeschafften Leichen. In seinem Stiefelschaft steckte eine Zange, wie sie Zahnärzte benutzen. Mit ihr brach er die Zähne aus den Schädeln der Leichen, um Goldfüllungen zu finden, die von der SS vielleicht übersehen worden waren. Fand er etwas Gold, so steckte er es zu sich und handelte sich dafür Schnaps ein, den er immer in reichlichen Mengen hatte. Ich habe mir damals geschworen, dass ich den «blonden Toni» wiederfinden wollte, falls ich das «Kommando 1005» und den Krieg überlebe.»

Den unheimlichen Launen der SS-Wächter war im Lager ein jeder ausgeliefert, Sadisten haben häufig seltsame Anwandlungen. Inge Deutsch kron hat die Erinnerungen eines gefangenen Jungen verzeichnet, aus denen zu erkennen ist, zu welch krankhaften Handlungen sich die «Herrenmenschen» hinreissen liessen.

«Im Lager wurde ich wie ein Spielzeug behandelt. Sie nannten mich Spinnefix, weil ich so klein und flink war. Und sie machten ihre Spässe mit mir. Bothmann, ein schrecklicher Mann, vor dem ich furchtbare Angst hatte, befahl mir einmal, mich hinzulegen. Dann hielt er mir die Pistole an den Kopf und fragte:

„Hast du Angst?“

Ich antwortete: „Nein, ich habe keine Angst, Herr Chef.“ Darauf durfte ich wieder aufstehen.

Eines Tages kam Bothmann von der Jagd zurück. Er hatte Füchse gefangen und brachte ein paar angeschossene Tiere mit ins Lager. Er sperrte die verängstigten Tiere in einen Käfig und befahl mir, ebenfalls in den Käfig hineinzugehen. Die Tiere haben mich schrecklich gebissen, und draussen standen Burmeister, Häfele und Bothmann und amüsierten sich über das Schauspiel.

Ein anderes Mal sagte Bothmann zu mir: ‚Spinnefix, wenn du innerhalb von zwei Stunden die beiden Kaninchen, die ich jetzt freilasse, nicht wieder einfängst, lege ich dich um‘.

Idi habe sie gefangen, und Bothmann sagte zu mir: ‚Du bist ein braves Schwein. Zur Belohnung bekommst du zwei Wochen gute Verpflegung‘. Die gleiche Verrücktheit spricht aus dem, was Simon Wiesenthal einmal als KZ-Häftling erlebt hat. Seine Kameraden wurden erschossen, er selbst verdankte sein Leben der Laune eines SS-Schergen.

«Alle wurden sie in einen Betonbunker getrieben. Einige Stunden später mussten sie vor SS-Hauptsturmführer Friedrich Warzok antreten. Er war der Lagerkommandant, ein vierschrotiger Mann mit geröteten Wangen und einem eiskalten Blick. Er schritt die Reihe ab und blieb vor Wiesenthal stehen, den er als ‚einen meiner alten Stammgäste‘ begrüßte. Er wollte etwas über Wiesenthals Flucht erfahren. Wiesenthal gab ihm eine leicht abgeänderte Schilderung, damit sein Freund Kohlrantz nicht in Gefahr geriet. Warzok war fast herzlich bewegt. Er befahl Wiesenthal mitzukommen und ordnete mit kurzen Worten die Erschiessung der anderen Juden an. In der Kommandantur stellte Warzok Wiesenthal einem anderen SS-Mann als den ‚verlorenen Sohn‘ vor, ‚der zurückgekehrt ist‘.

«Du dachtest doch sicher, ich lasse dich mit den anderen zusammen erschiessen, was?» fragte er Wiesenthal. «Hier wird gestorben, wann ich will. Hau ab in deine alte Baracke! Du arbeitest nicht und bekommst doppelte Rationen.»

Wiesenthal ging durch das Lager. Er verstand überhaupt nichts mehr. Warzok, der für den Tod von mindestens siebzigtausend Menschen verantwortlich war, hatte ihn am Leben gelassen und gab ihm sogar doppelte Rationen. Nichts ergab mehr einen Sinn. In der Baracke waren noch

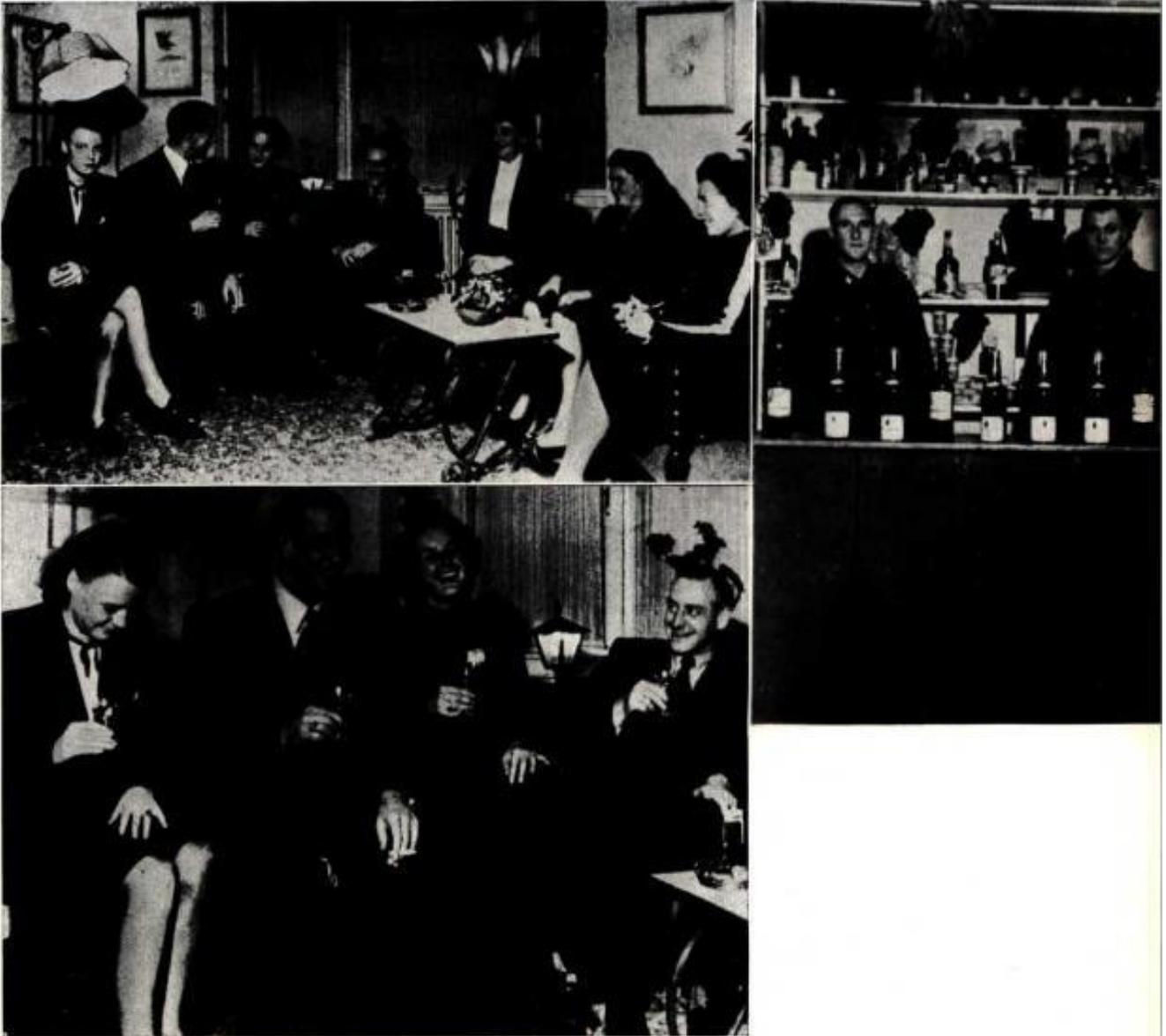
vierunddreissig Männer und Frauen – vierunddreissig von den einhundertneunundvierzigtausend Juden Lembergs. Nachdem Warzok ihnen den Tod angedroht hatte, war ihnen überraschenderweise erklärt worden, SS-Brigadeführer Katzmann habe sie begnadigt. Sie, die Gefangenen, sollten mit ihren Wachen Lemberg verlassen.»

Die abseitige Welt der KZ's hatte zur Folge, dass so perverse Erscheinungen wie jene Ilse Koch scheussliche Wirklichkeit werden konnten, die einen traurigen Weltruhm erlangt hat. Die Geschichte dieser Kommandeuse des Lagers Buchenwald hat Leo Silcher bei Gelegenheit des Selbstmordes dieser Verbrecherin in der ‚Süddeutschen Zeitung‘ skizziert.

«Zweimal wurde sie zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt: Das erste Mal verkürzten die Amerikaner das Urteil gegen Ilse Koch auf vier Jahre, das zweite Mal entzog sich die Kommandeuse von Buchenwald nach 16 Jahren Strafvorbereitung dem weiteren Vollzug durch Selbstmord. In der Nacht von Freitag auf Samstag erhängte sie sich in ihrer Zelle in der Frauenhaftanstalt Aichach in Oberbayern, in der sie wegen grausamer Misshandlung von KZ-Häftlingen seit 1951 sass.

Die Herrschaft der Ilse Koch im Konzentrationslager Buchenwald begann im September 1939, als ihr Mann zum Kommandanten dieses Lagers ernannt wurde. Obwohl sie keine offizielle Funktion innehatte, erwarb sie sich bald den Beinamen «Kommandeuse», denn die Schreckensherrschaft, die sie über die Häftlinge ausübte, war von so sadistisch-grausamer Art, dass die Insassen vor ihr permanent um ihr Leben bangen mussten. Wenn sie, die Reitpeitsche schwingend, durchs Lager ging oder auch ritt, waren brutale Hiebe noch das mindeste, das die Häftlinge fürchten mussten.

Im Prozess gegen Martin Sommer, einen KZ-Schergen, der vor wenigen Jahren wegen seiner



Amüsemnt in der SS-Kantine



Tod in der Baracke

Verbrechen in Buchenwald verurteilt wurde, schilderte die Anklage auch das Regiment der «Kommandeuse» Ilse Koch: «Im Februar 1940 ging der Häftling Klöpfer zur Behandlung seiner erfrorenen Füße ins Revier. Auf dem Wege begegnete ihm Ilse Koch, die Ehefrau des KZ-Kommandanten. Der durch einen anderen Vorgang abgelenkte Klöpfer vergass, sie sofort zu grüssen. Ilse Koch rief ihn sogleich mit den Worten: ‚Komm mal her, du Mistvogel‘ zu sich heran, notierte seine Nummer, schlug ihn mit der Reitpeitsche quer über das Gesicht und liess ihn durch einen herbeigeholten SS-Mann Kniebeugen machen. Zwei Wochen später ging Klöpfer mit 25 Hieben über den Bock. Sommer, der ihn

schlug, fragte zuvor, ob er wisse, weswegen er bestraft sei. Auf die verneinende Antwort fuhr der Angeschuldigte (Sommer) fort, Klöpfer solle sich nur erinnern, dass er eines Tages zum Revier wollte, und gab damit zu erkennen, dass die Exekution wegen verspäteten Grüssens der Ehefrau Koch erfolgte ../

Ilse Koch wurde nicht nur von Häftlingen als «sadistisches Scheusal» bezeichnet. Der ehemalige SS-Richter Dr. Konrad Morgen – im Prozess gegen die Koch 1950 als Zeuge vernommen – sagte damals aus, sie sei «die verhassteste Person nicht nur innerhalb des Lagers, sondern der ganzen Umgebung gewesen». Es hatte sich 1944 der seltene Fall ergeben, dass die SS bereits gegen ei-



Die Menschenschinderinnen von Bergen-Belsen

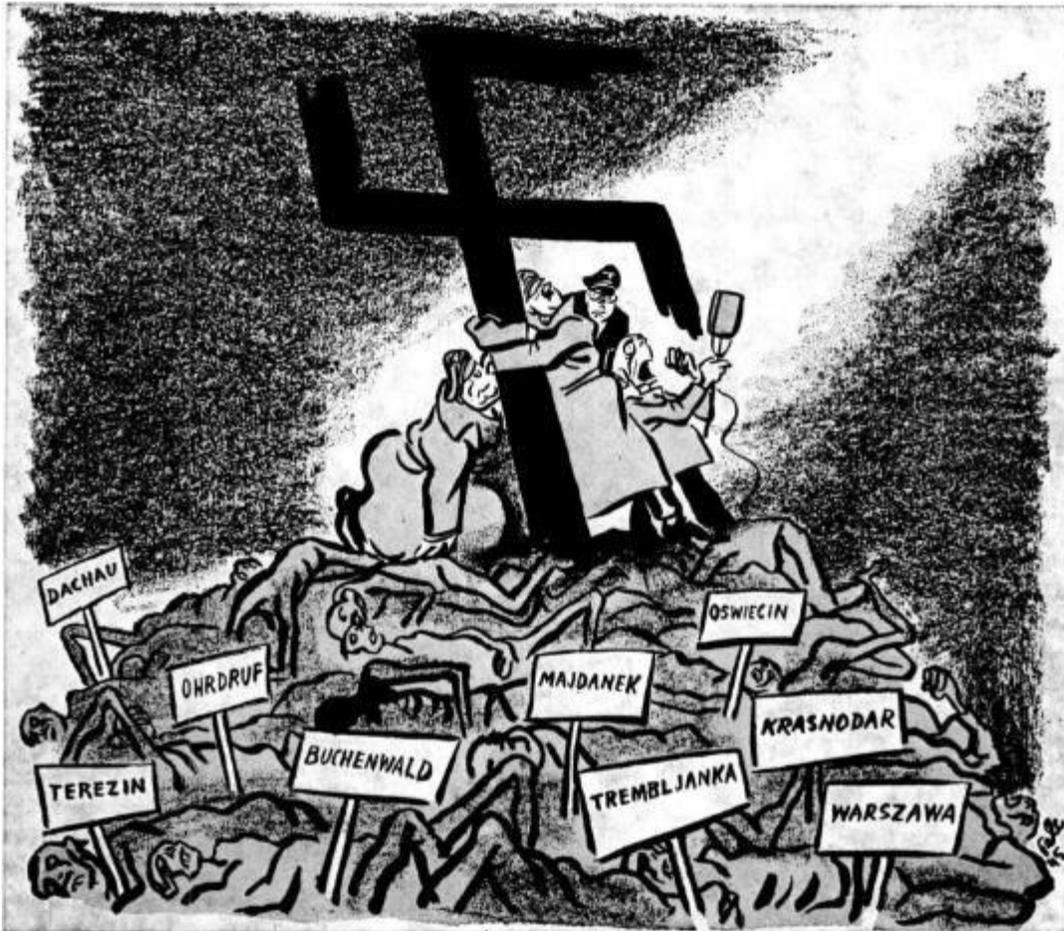
nen KZ-Kommandanten ermittelte. Ilse Kochs Mann, der Kommandant von Buchenwald, wurde noch vor dem Zusammenbruch von einem SS-Gericht wegen Mordes an drei Häftlingen sowie wegen Unterschlagung und Korruption zum Tode verurteilt, sie selber, wegen gewohnheitsmässiger Hehlerei angeklagt, aber mangels Beweises freigesprochen.

Ein amerikanisches Lagergericht verurteilte die Koch 1947 in Dachau wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu lebenslänglichem Zuchthaus. Da das Verfahren nur wegen der an alliierten Häftlingen verübten Verbrechen geführt wurde, liess sich der damalige amerikanische Militärgouverneur Lucius D. Clay von einem amerikanischen Revisionstribunal bewegen, die Strafe auf vier Jahre Zuchthaus zu reduzieren. Der Entrüstungsturm in Amerika darüber veranlasste selbst Präsident Truman, sich die Akte Koch vorlegen zu lassen. Daraufhin beantragte eine Kommission des amerikanischen Senats, Ilse Koch vor ein deutsches Gericht zu stellen.

Ergebnis war der Prozess vor einem Gericht in Augsburg im Jahre 1950. Die Anklageschrift konkretisierte sich auf drei Punkte: die willkürliche Meldung von Häftlingen, die meist solche Strafen zur Folge hatten wie Verprügeltwerden auf dem Bock, Baumhängen, Bunkerhaft; Züchtigung von Häftlingen mit der Reitpeitsche; Anfertigung von Lampenschirmen aus tätowierter Menschenhaut. Vieles konnte indessen nicht restlos geklärt werden. Obwohl mehrere ehemalige Buchenwaldhäftlinge die Existenz von präparierter Menschenhaut oder sogar von daraus angefertigten Lampenschirmen bestätigten, konnte dieser Komplex der Anklage nicht urteilsentscheidend auf die Person Ilse Kochs bezogen werden. So sprach sie das Gericht schliesslich schuldig der Anstiftung zu einem vollendeten Mord, zu einem versuchten Mord, zu fünf gefährlichen und zwei gewöhnlichen Körperverletzungen.

Der Revisionsantrag der Koch wurde 1952 vom Bundesgerichtshof abgelehnt. Zum letzten Mal machte sie von sich reden, als sie im Oktober vergangenen Jahres den bayerischen Staat verklagte und eine Nachversicherung zur Angestelltenversicherung ihres Ehemannes verlangte. Wenige Wochen vorher hatte das bayerische Justizministerium mitgeteilt, dass die erneute Überprüfung eines Gnadenersuchens ergeben habe, dass zu einem Gnadenerweis nach wie vor kein Anlass bestehe.»

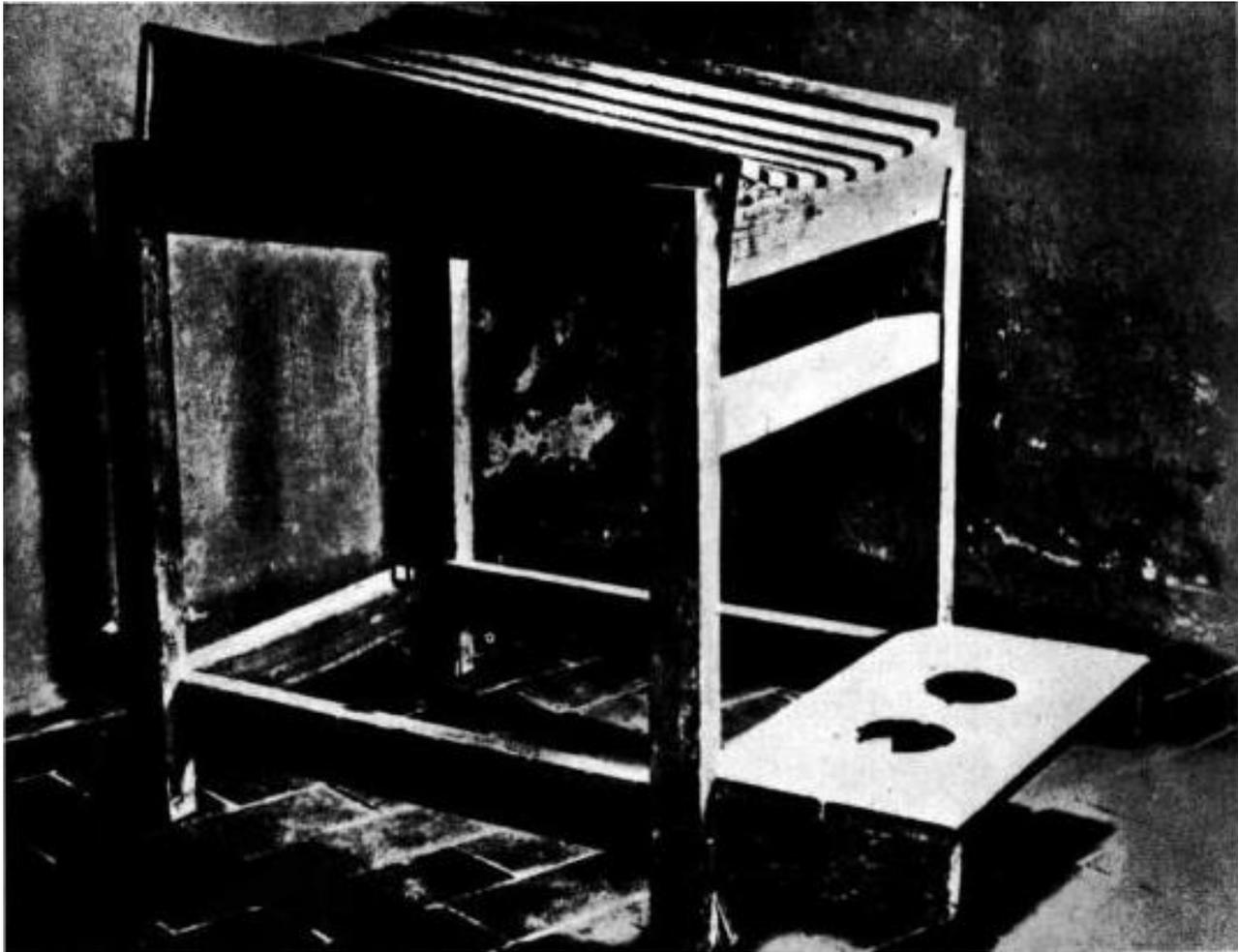
Der Quälereien gab es im Konzentrationslager unendlich viele. Sie lassen sich erschöpfend nicht aufzählen, weil ihre Erfindung der Begabung der einzelnen SS-Aufseher und Kapos überlassen war. Nur wenige der zur Folterung oder zur Tötung der Gefangenen verwendeten Instrumente und Geräte sind heute noch als Anschauungsmaterial vorhanden, da die Verbrecher bei ihrem Verschwinden natürlich bemüht waren, die Spuren zu verwischen. Man kennt aber vieles aus der Beschreibung der überlebenden



1945: Das Hakenkreuz schwankt

Opfer. In der Auschwitz-Dokumentation «Angeklagter No. 6» wird darüber einiges berichtet. «Es gab in Auschwitz nicht allzu viele, die die Bedeutung der Holzgerüste kannten. Eingeweihte wussten, dass es ‚Schaukeln‘ waren, wie diese Inquisitionsinstrumente zynisch genannt wurden. Ein Gestapobeamter gab den Anlass zum Bau der Schaukeln in Auschwitz. Er war von einer Gestapodienststelle gekommen, um im Lager einen Schutzhäftling zu vernehmen. Man hörte

plötzlich aus dem ihm zur Verfügung gestellten Zimmer ein eigentümliches, unterdrücktes Stöhnen. Als man das Zimmer betrat, bot sich ein Bild, das selbst die schon an vieles gewöhnten Konzentrationslagerleute überraschte. Zwei Tische standen in einem Meter Abstand nebeneinander. Das Opfer hatte sich auf den Boden setzen und die Hände vor den angezogenen Knien falten müssen. Mit Handschellen wurden ihm dann die Handgelenke vor den Beinen zusammengeschnitten. Eine massive Stange ist ihm zwischen



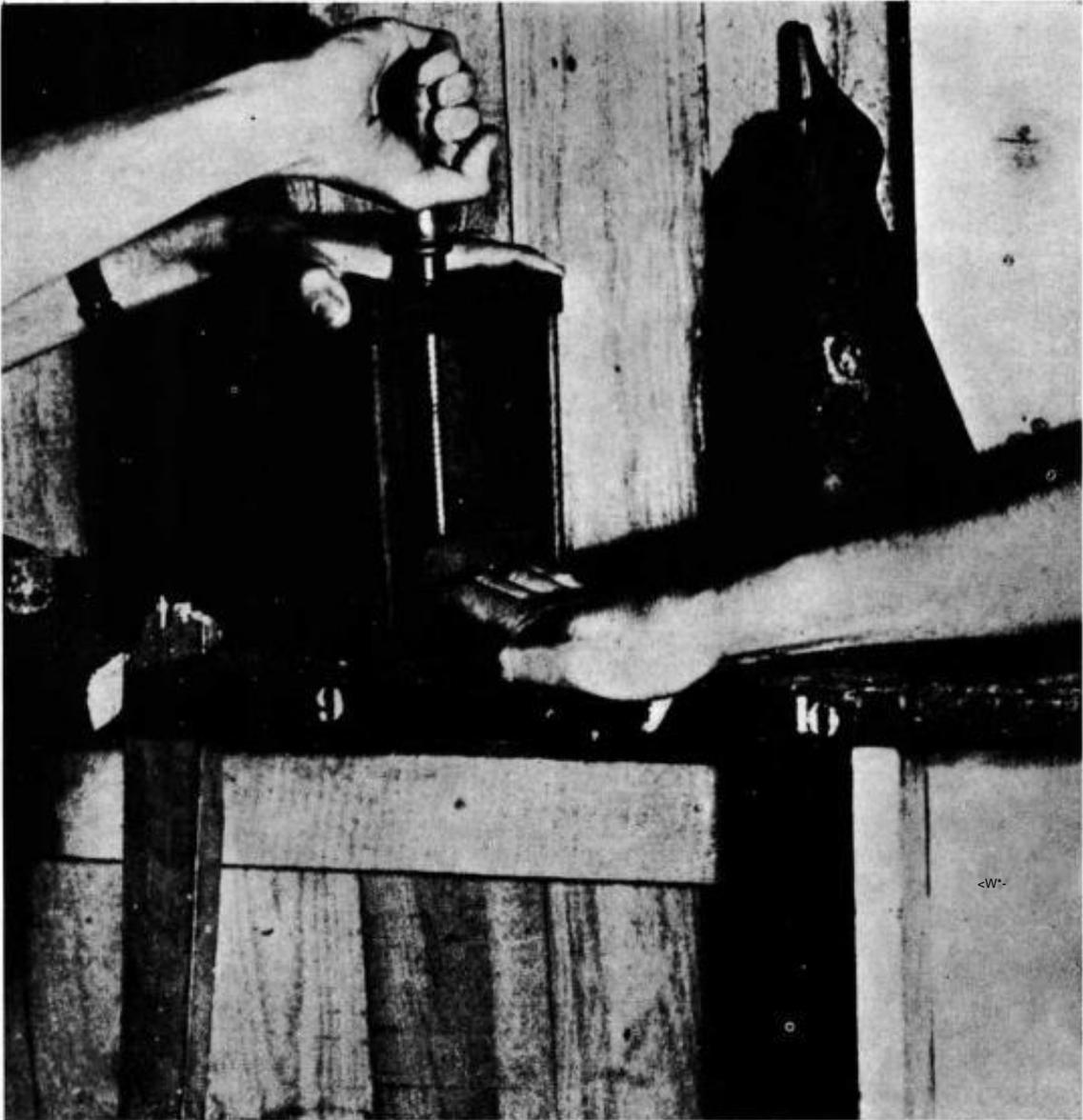
Gestell, auf das sich die Häftlinge zur Prügelstrafe legen mussten



Nachher

Ellenbogen und Knie geschoben worden, deren Enden auf den Tischen aufliegen. Er pendelte hilflos mit dem Kopf nach unten zwischen den Tischen. Mit einem Ochsen Schlauch wurde er nun auf das Gesäss und die nackten Fusssohlen geschlagen. Die Schläge waren so heftig, dass der Gefolterte beinahe ganze Umdrehungen ausführte. Jedesmal, wenn das Gesäss in die entsprechende Stellung pendelte, fiel ein mit aller Kraft niedersausender Schlag. Als seine Schreie zu gelend wurden, setzte ihm der sadistische Stapoteufel eine Gasmasken auf. Nun war nur noch das unterdrückte Stöhnen zu hören. Von Zeit zu Zeit wurde die Maske abgenommen, und er wurde gefragt, ob er endlich gestehen wolle. Ihm wurde vorgeworfen, eine Waffe besessen zu haben. Ein Opfer irgendeines gewissenlosen Denunzianten war er geworden. Nach etwa 15 Minuten erstarben die konvulsivischen Bewegungen des Gequälten. Er vermochte nicht mehr zu sprechen und schüttelte nur noch schwach den Kopf, wenn wieder die Gasmasken entfernt und er zum Geständnis auf gefordert wurde. Seine Hose hatte sich tiefrot gefärbt, und das Blut tropfte auf den Fussboden. Schliesslich hing sein Kopf regungslos herab, er war ohnmächtig geworden. Den Stapobeamten erschütterte das jedoch keinesfalls. Mit sachverständigem Grinsen zog er aus der Tasche ein Fläschchen mit einer stechend riechenden Flüssigkeit, das er dem Gefangenen vor die Nase hielt. Nach einigen Minuten kehrte dessen Bewusstsein auch tatsächlich zurück. Da sein Gesäss schon derartig zerschlagen war, dass die Schläge kaum noch den Schmerz gesteigert hätten, dachte sich der Inquisitor etwas Neues aus. Er träufelte seinem Delinquenten heisses Wasser in die Nase. Der brennende Schmerz muss unbeschreiblich gewesen sein. Er hatte sein Ziel erreicht. Auf einer erneuten Frage, die mit höhnischer Siegesicherheit gestellt wurde, nickte der

so teuflisch Misshandelte bejahend mit dem Kopf. Nun wurde die Stange von den Tischen heruntergenommen und mit dem einen Ende auf den Boden gestellt, so dass der Gefesselte herunterrutschte, und herausgezogen. Nur mit Schwierigkeiten gelang es, die Handschellen von den violett gefärbten und dick angeschwollenen Handgelenken zu entfernen. Wie leblos lag der Gefangene auf dem Fussboden. Als er auf Zurufe, zur Unterschriftsleistung unter sein ‚Geständnis‘ an den Tisch heranzutreten, nicht zu reagieren vermochte, wurde er mit dem Ochsen Schlauch wahllos auf den geschorenen Kopf und den Rücken geschlagen und mit Fusstritten traktiert. Schliesslich gelang es ihm, sich mühsam aufzurichten und mit Fingern, die kaum schreiben konnten, seine ‚Aussage‘ zu unterschreiben. Die zitterigen Schriftzüge und die auf dem Protokoll sichtbaren Schweissflecke der Hand verrieten einem Kenner, dass es sich um eine ‚verschärfte‘, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln durchgeführte Vernehmung oder, wie es auch oft in den Vernehmungssuchen hiess, um eine ‚eindringliche Befragung‘ gehandelt hatte. In Auschwitz fand diese Vernehmungsmethode Anklang. Man empfand aber die Anordnung mit den beiden Tischen, auf denen die Stange herumrutschte und auch mit dem in der unglücklichen Stellung Gefesselten auf den Boden fiel, als zu primitiv. Aus diesem Grunde liess man zwei Holzgestelle von Häftlingen der Bauleitungs-Werkstätten bauen, die mit abnehmbaren Stahlstangen versehen waren. Das bedeutete sogar noch eine Steigerung der Quälerei, weil der Gefolterte nun sogar im Kreis um die Stange geschleudert werden konnte.»



Folterwerkzeug

Unmenschliche Wissenschaft

Im Euthanasieprogramm der Nazis war bereits durch Hitlers Wahnvorstellung vom «lebensunwerten Leben», das aus einem Volksganzen «ausgemerzt» werden müsse, für die medizinische Wissenschaft unter dem Hakenkreuz die Marschroute festgelegt worden. Durch die Praxis der Morde an Kranken und solchen Menschen, die willkürlich für krank erklärt wurden, hatten die Mediziner und ihre Gehilfen Gelegenheit, sich auf diesem Gebiet der «Forschung» hinreichend einzuarbeiten. Als die Zeit der KZ's mit ihrer skrupellos zur Verfügung stehenden Masse von ohnmächtigen Opfern kam, waren die Ärzte also zu wissenschaftlichen Taten gerüstet. Hermann Langbein teilt in seiner Schrift «Wir haben es getan» mit, was der berüchtigte Lagerarzt von Auschwitz, Professor Kremer, vor Gericht über seine Tätigkeit vernommen, darüber ausgesagt hat.

«In meinem Tagebuch erwähne ich an einigen Stellen die Entnahme von lebendfrischem Menschenmaterial zu Untersuchungszwecken. Dies ging folgendermassen vor sich: Schon lange habe ich mich für Veränderungen im menschlichen Organismus als Folge von Hunger interessiert. (Im Mikrokosmos-Jahrbuch, Nummer 6/7 des Jahrganges 1942/43, hat Kremer unter dem Titel «Das Wesen und die Herkunft der mit der Zerstörung roter Blutkörperchen in Verbindung gebrachten eigenpigmenthaltigen Zellen der Milz» eine Arbeit veröffentlicht, welche die Veränderung von Zellen von Kaltblütlern nach experimentellem Hunger untersucht. In Auschwitz habe ich dies dem Standortarzt vorgetragen, der sagte, dass ich zum Zweck solcher Untersuchungen lebendfri-

ches Material von solchen Häftlingen entnehmen kann, die mit Phenolinjektionen getötet werden. Zur Auswahl entsprechender Objekte besuchte ich den Block 28, wo die Untersuchung der Häftlinge, die sich krank gemeldet hatten, stattfand. Während dieser Untersuchung haben diejenigen Häftlinge, die als Ärzte eingesetzt waren, die Kranken dem SS-Arzt vorgeführt, die Krankheit beschrieben und der SS-Arzt hat daraufhin die Entscheidung getroffen, ob der betreffende Häftling im Häftlingskrankenbau oder ambulatorisch behandelt oder aber liquidiert werden solle, je nachdem, ob bei dem betreffenden Kranken Aussicht auf Verbesserung des Gesundheitszustandes bestand oder ob er arbeitsunfähig war. Diejenigen, die vom SS-Arzt zur Liquidation bestimmt waren, wurden von einem SS-Sanitäter abgeführt. Zu dieser Gruppe teilte der SS-Arzt vor allem diejenigen ein, bei welchen er die Diagnose «allgemeine Körperschwäche» stellte.

Die Häftlinge dieser Gruppe habe ich genau betrachtet. Wenn mich einer wegen eines weit fortgeschrittenen Aushungerungsprozesses interessierte, dann gab ich dem Sanitäter den Auftrag, den Kranken für mich zu reservieren und mich von dem Termin zu verständigen, zu welchem er mittels Injektion getötet werden sollte. Zu diesem Zeitpunkt wurden dann die von mir ausgewählten Kranken auf den Block geführt und dort in einen Raum gegenüber dem Saal, in welchem die Musterung stattgefunden hatte, gebracht. Der Kranke wurde dann noch zu Lebzeiten auf den Seziertisch gelegt. Ich trat zum Tisch und befragte den Kranken über Einzelheiten, die für meine Untersuchung von Interesse waren; so zum Beispiel nach dem Gewicht vor der Verhaftung, nach dem Gewichtsverlust in der Haft, ob er in der letzten Zeit Medikamente eingenommen hat und ähnliches. Nachdem ich diese Informationen erhalten hatte, trat der Sanitäter heran und tötete den Patienten



Medizinische Nothilfe für Überlebende im KZ

mittels einer Injektion in die Herzgegend. Ich selbst habe nie tödliche Injektionen gegeben. Ich wartete in einer gewissen Entfernung vor dem Seziertisch mit vorbereiteten Tiegeln. Unmittelbar nach Eintritt des Todes als Folge der Injektion hatten Häftlingsärzte Teile aus der Leber und der Bauchspeicheldrüse entnommen, welche ich in die Tiegel legte, in denen sich eine Konservierungsflüssigkeit befand. In einzelnen Fällen liess ich die Kranken, welche getötet werden sollten, um aus ihrem Körper Präparate für mich zu entnehmen, fotografieren. Die Präparate und die Fotografien nahm ich in meine Wohnung nach Münster. Ich weiss nicht, wo sie sich jetzt befinden.»

Als «Geheime Reichssache» wurde die nachfolgende Schriftsache in der Nazi-Ärzeschaft verschickt. Es handelt sich hier um die Frage, auf welche Weise man an unliebsamen Personen die Kastration durchführen konnte. Der Ton, in dem hier von der Massenvernichtung mit wissenschaftlichen Mitteln geredet wird, zeugt von infernalischer Kaltblütigkeit.

«Bericht über die Versuche betr. Röntgenkastration

Die Versuche auf diesem Gebiet sind abgeschlossen. Folgendes Ergebnis kann als sicher und wissenschaftlich entsprechend unterbaut festgestellt werden.



Überlebende Knaben

Sollen irgendwelche Personen für dauernd unfruchtbar gemacht werden, so gelingt dies nur unter Anwendung so hoher Röntgendosen, dass mit ihnen eine Kastration mit allen ihren Folgen eintritt. Die hohen Röntgendosen vernichten nämlich die innere Sekretion des Eierstocks bzw. des Hodens. Geringere Dosen würden nur auf eine gewisse Zeit die Zeugungsfähigkeit unterbinden. Die infragekommenden Folgen sind z.B. das Ausbleiben der Periode, klimakterische Erscheinungen, Veränderung der Behaarung, Änderung des Stoffwechsels, usw. Auf diese Nachteile muss auf jeden Fall hingewiesen werden.

Die Dosierung selbst kann auf verschiedene Weise gestaltet werden, und die Bestrahlung völlig unmerklich vor sich gehen. Für Männer ist eine Herddosis von 500-600 r, für Frauen eine solche von 300-350 notwendig. Grundsätzlich kann man bei stärkster Spannung und dünner Filter sowie

geringem Abstand mit einer Bestrahlungszeit von 2 Min. für Männer bzw. 3 Min. für Frauen auskommen. Dabei muss jedoch der Nachteil in Kauf genommen werden, dass, da eine unmerkliche Abdeckung der übrigen Körperteile mit Blei nicht durchzuführen ist, das übrige Körpergewebe geschädigt wird und dadurch der sogenannte Röntgenkater auftritt. Bei zu grosser Strahlenintensität zeigen sich dann in den folgenden Tagen oder Wochen an den von den Strahlen erreichten Hautteilen individuell verschieden starke Verbrennungserscheinungen.

Ein Weg der praktischen Durchführung wäre z.B. die abzufertigenden Personen vor einen Schalter treten zu lassen, an dem sie Fragen gestellt erhalten oder Formulare auszufüllen haben, was ungefähr 2-3 Min. aufhalten soll. Der Beamte, der hinter dem Schalter sitzt, kann die Apparatur bedienen, und zwar dergestalt, dass er einen Schalter bedient, mit dem gleichzeitig beide Röhren (da ja die Bestrahlung von beiden Seiten erfolgen muss) in Tätigkeit gesetzt werden. In einer Anlage mit 2 Röhren könnten also demgemäss pro Tag ca. 150 bis 200 Personen sterilisiert werden, mit 20 Anlagen also bereits 3'000 bis 4'000 pro Tag. Eine höhere Anzahl von täglichen Verschickungen kommt meiner Schätzung nach sowieso nicht in Frage.

Die Kosten einer solchen Anlage kann ich nur grob mit RM 20'000 bis 30'000 pro 2 Röhrensystem schätzen. Es kommen jedoch die Kosten der Neuauführung eines Gebäudes dazu, da ja für die diensttuenden Beamten entsprechend umfangreiche Sicherungen eingebaut werden müssen.

Zusammenfassend darf also gesagt werden, dass nach dem augenblicklichen Stand der Röntgentechnik und -forschung es ohne Weiteres möglich ist, eine Massensterilisation durch Röntgenstrahlen durchzuführen. Unmöglich erscheint es jedoch, diese Massnahme durchzuführen, ohne dass die davon Betroffenen über kurz oder lang



Überlebende: Mutter und Sohn

mit Sicherheit feststellen können, dass sie durch Röntgenstrahlen sterilisiert bzw. kastriert sind.»

Auch in den Berichten, die Karl Kaul und J. Noack unter dem Titel «Angeklagter No. 6 herausgegeben haben, ist ausführlich von den Quälereien die Rede, die von Ärzten unbarmherzig an Gefangenen verübt wurden. Die SS-Doktoren stürzten sich, so heisst es da, auf die noch warmen Leichen und schnitten ihnen aus ihren Gliedern Fleisch für die bakteriologischen Kulturen des Hygieneinstituts.

«In diesem Block führten Professor Clauberg und der Leutnant Dr. Schumann mit einigen gefangenen jüdischen Spezialwissenschaftlern Forschungen über Fleckfieber, Sterilisation auf dem Strahlenwege, und künstliche Befruchtung aus. Namentlich das Sterilisationsverfahren kostete zahlreichen Menschen, an denen es ausprobiert wurde, das Leben. Die Versuche über künstliche Befruchtung waren mit äusserst schmerzhaften



Überlebende (Bergen-Bel&en)

operativen Eingriffen verbunden, die bei klarem Bewusstsein der betreffenden Person vorgenommen wurde. Keiner der SS-Ärzte empfand die Experimente im Block 10 als das, was sie darstellten, nämlich als ein bestialisches Verbrechen. Die Versuchsobjekte waren ja Juden, die vogelfrei waren und kein Lebensrecht besaßen.»

«Einmal im Sommer 1944 seien im Rahmen einer grossen Hinrichtung – nach der, wie bereits andere Zeugen schilderten, man wieder Menschenfleisch entnommen habe – im Hof zwi-



Die Brillen der Ermordeten von Auschwitz

schen Block 10 und 11 zahlreiche Frauen erschossen worden. Broad habe zunächst nicht geschossen. Die Frauen seien aus Block 11 herausgeführt worden. Da hätte Broad plötzlich gesagt: ‚Lass mir die; die ist noch jung, die erschiesse ich!‘ Dann habe er sein Gewehr genommen und diese junge Frau sowie noch mehrere andere Frauen erschossen. Es handelte sich um etwa 160 Frauen, jedenfalls mehr als 100 Frauen.»

Nur am Rande sei erwähnt, dass die Wissenschaftler bei solchen Ruhmestaten durchaus noch Zeit und Musse hatten, sich um ihren kleintlichen Profit zu kümmern. Der bereits genannte Professor Kremer machte vor Gericht die folgen-

de Aussage, die ohne Kommentar bleiben möge. «Auf dem Dachboden des Gebäudes, in welchem die Sektionen stattfanden, wurden Medikamente, verschiedene Werkzeuge und auch verschiedene Gebrauchsgegenstände, welche die Leute nach Auschwitz gebracht hatten, die direkt in die Gaskammer überstellt worden sind, gesammelt. Von diesen Gegenständen haben mir die Häftlinge verschiedene Sachen wie Seife, Zahnpasta, Zwirn, Stopfwohle, Nadeln, Thermometer, Nagelscheren und andere Gegenstände des täglichen Gebrauchs gegeben. Ich habe diese Sachen verpackt und meinen Bekannten geschickt.»

Achtes Kapitel

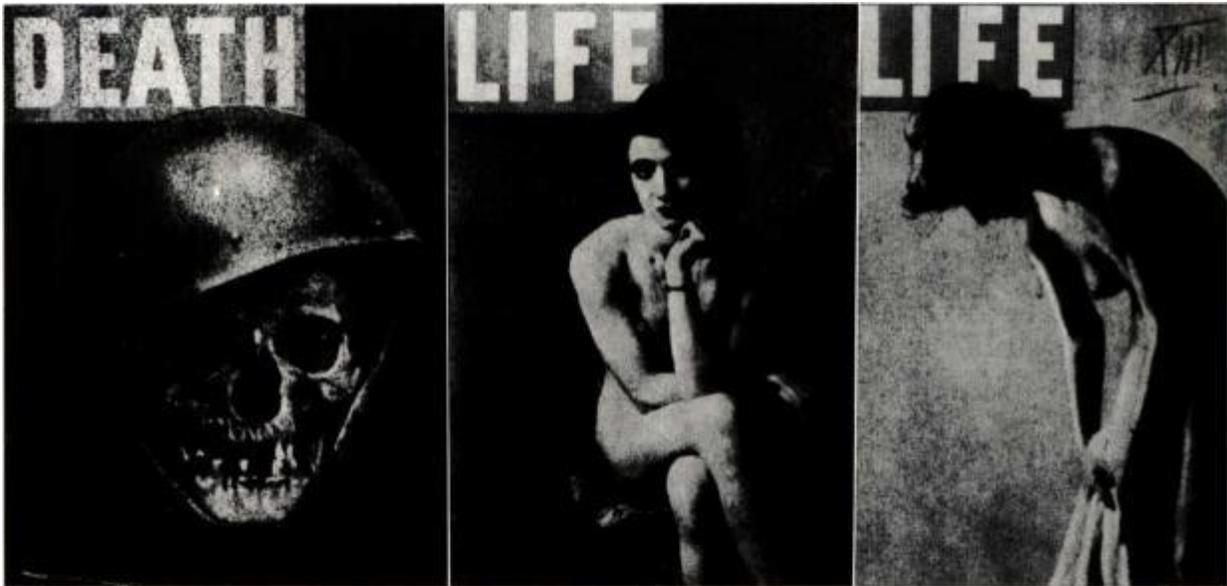
Sex und Erotik im Krieg

Die Gewalt des Geschlechtslebens und seine Abartigkeiten verzerren das Bild der Menschheit in Kriegszeiten mehr als in Zeiten ungestörter Ordnung. Wenn auch eine militärisch geordnete Gesellschaft und eine Gewaltherrschaft auf dem Machttrieb beruhen und also den Freiheitstrieb des Menschen unterdrücken, so brauchen sie doch zu ihrer Existenz zwei andere mächtige Triebe: den Hunger und die Liebe.

Selbstverständlich machen Diktatoren auch hinsichtlich des Sexus und der erotischen Betätigung für ihren Machtbereich Vorschriften. Sie können es aber nie verhindern, dass sich der Geschlechtstrieb umso heftiger und abnormer betätigt, je mehr Krieg und Gewalt die normale Sittenordnung zermürben.

In diesem Zusammenhang ist ein Blick auf die staatliche Ordnung der Ehe im Wandel der Staatsformen lehrreich.

«Das Grundgesetz der Deutschen Bundesrepublik stellt in einem seiner ersten Artikel fest: ‚Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutze der staatlichen Ordnung‘. Tatsächlich hat sich auch die Regierung dieses Staates mit den Jahren mehr und mehr bemüht, etwas für die Familie zu tun. Sie fasste das Problem von mehreren Seiten her an. Steuererleichterungen, Pläne für Hilfe im Wohnungsbau, Kindergelder wurden geschaffen. Auch andere Staaten haben einiges in dieser Richtung getan. Am grosszügigsten ging Frankreich vor, und es hat nach den Geburtenziffern anscheinend mit seinen Massnahmen auch den grössten Erfolg gehabt. Oft übersteigen die Beihilfen des Staates für die Kinderstube hier die normalen Einnahmen des Ernährers. Scheinbar – man weiss nicht, wie lange die Situation anhält – ist die Zeit des Ein- oder Zweikindsystems da-



Tod und Leben



Frauenbilder der totalitären Ära: Der Geschmack Mussolinis (oben) – Europa und der Stier im SS-Kalender (unten links) – So porträtierte Hitler seine Freundin Geli (unten rechts)



Arm in Arm mit den Enkelinnen Richard Wagners

durch überwunden worden. Die USA machen ebenfalls Reklame für die Familie und geben so wenigstens ideell zu erkennen, dass dem Staat an dieser Form der Gesellschaftsbildung gelegen ist.

Die Sowjetunion, der revolutionären Tendenz nach ursprünglich auch in der Familienpolitik jeder Regulierung abgeneigt, hat im Lauf der Jahre und Jahrzehnte eine vollkommene Kehrtwendung vollzogen. Je mehr die individuelle Freiheit zugunsten des Staates eingeschränkt worden ist, desto rigorosser wurden natürlich auch die Gesetze über Ehe, Familie und Kinder. Heute gelten drakonische Steuergesetze für Unverheiratete, dagegen wird für kinderreiche Familien viel getan, von den Orden für die tüchtigen Mütter bis

zu massiven Beihilfen persönlicher Art und in den Einrichtungen der Geburtskliniken und der Kinderheimstätten.

Solange die Ehe und die Familie ihrem natürlichen Wachstum überlassen waren, das heisst unter wirtschaftlich ruhigen und politisch nicht radikalisierten Umständen als selbstverständliche gesellschaftliche Institutionen gediehen, dienten sie immer zwei Seiten: dem Sexus, der erotischen Befriedigung des Elternpaares und der Erhaltung der Art, der Fortpflanzungsfunktion.

Dass diese beiden Seiten geschlechtlicher Betätigung des Menschen, jede für sich, ihre wesentliche Bedeutung haben, ist im Grunde den gesell-

schaftlichen Ordnungen ‚normaler‘ Zeiten immer bewusst gewesen, wenn auch – je nach der staatlichen oder moralischen Tendenz – das Gewicht vom einen zum anderen Faktor immer wieder etwas verschoben worden ist.

Im alten wilheminischen Deutschland hatten die Familien viele Kinder, weil die patriarchalischen Verhältnisse des guten Bürgers eine Betonung des erotischen Momentes nicht zuließen. Man blickte mit Schaudern auf den westlichen Nachbarn, man betrachtete ihn als morbid und degeneriert.

Frankreich selbst aber hielt sich im Bewusstsein seiner erotischen Kultur für die zivilisierteste Nation. Die Engländer jener Zeit waren eigentlich die vernünftigsten Bevölkerungspolitiker, sie redeten nicht viel, sondern richteten sich, in erotischen Dingen ohnehin ein wenig kühl denkend, mit ihrer Nachkommenschaft im Anschluss an Malthus nach den wirtschaftlichen Verhältnissen ein.

Das alte Russland konnte den Dingen geruhsam seinen Lauf lassen. In seiner bäuerlichen Bevölkerung hatte es immer die Gewähr für ausreichenden Nachwuchs, gesund und zahlreich. Italien, als letztes Beispiel, kannte zwar eine hochentwickelte Erotik. Doch war seine Bevölkerung immer unter so starkem kirchlichen Einfluss, dass die Fortpflanzung ebenso zu ihrem Recht kam.

Die Ausgeglichenheit in der Auffassung der Ehe als einer Institution, die zugleich der Arterhaltung und der individuellen Sexualität dient, ist heute kaum mehr zu finden. Daran ist vor allem der zweite grosse Krieg schuld, zum anderen aber auch die immer mehr radikalisierten wirtschaftlichen und politischen Tendenzen der Staatswesen. Die Bevölkerungspolitik des nazistischen Deutschland hat sicher am meisten dazu beigetragen, das frühere Gleichgewicht zu zerstören. Der Verfasser erinnert sich noch, welches Entset-

zen ihn ergriff, als er eines morgens um sechs beim Frühnachrichtendienst folgende Worte des Ansagers umrahmt von patriotischen Sprüchen hörte (1936): ‚Deutscher Mann, hast du heute schon deine Pflicht getan? – Bedenke, dass das deutsche Volk nur bestehen kann, wenn auch du . . . / Und dann folgte die unverblümete Aufforderung, die Frau noch schnell zu begatten, ehe man zur Arbeit gehe.

Diese nackte Fortpflanzungsgesinnung wurde von der offiziellen Propaganda unablässig als das einzig Anständige und Moralische gepredigt, wobei mit Moral natürlich die Haltung gegenüber Führer und Volk, nicht etwa gegenüber Gott und Natur gemeint war. Die Ehe bedeutete also für diesen Staat lediglich eine Einrichtung zur Erzeugung von Arbeitstieren und Soldaten.

Parallel mit dieser Einstellung verliefen die Auffassungen von Rasse und Volksgesundheit, welche je länger je mehr die individuelle Wahl des Ehe- und Geschlechtspartners unmöglich machten und als ihr Ziel oft ganz offen so eine Art menschlicher Zuchtanstalten hinstellten, wie sie gewisse Parteiorganisationen dann auch zunächst in engerem Rahmen eingerichtet haben.

Für den objektiven Beobachter konnte allerdings nicht verborgen bleiben, dass der allmächtige Sexus solchen äusserlich mit soviel strammer Gesinnung und Disziplin strotzenden Rasse- und Bevölkerungsplänen immer wieder sein Schnippen schlug. Die zur Fortpflanzung kommandierten Männer benutzten ihren Auftrag dazu, ihren polygamen Neigungen zu frönen, die Frauen aber boten sich oft wahllos einem jeden an, der ihnen blond genug erschien, um eine Extratour zu rechtfertigen, – oder aber der genügend Sterne an seiner Uniform hatte, um ihnen einen Vorteil zu verschaffen.



Gutachten des Züchters (aus dem Film *Lebensborn*)

Einer der Propagandaredner machte in jener Zeit nach einem Vortrag über die Bedeutung der Ehe im Nazistaat den Spruch: ‚Wenn wir so weiter v..., stehen wir in 10 Jahren ohne Krieg am Ural‘. Er meinte, die ständig steigende Geburtenziffer würde die Deutschen zum mächtigsten Volk der Erde machen können. Welch frommer Wahn! Er wurde von dem grausamsten aller Kriege zerstört.

Die offiziell verkündeten Glaubenssätze hinderten natürlich die Leute aus der führenden politischen Schicht keineswegs daran, persönlich nach ganz anderem Geschmack zu leben. Das Beispiel des finsternen Dreigestirns Hitler-Göring-Goebbels wirkte nicht gerade ermunternd und über-

zeugend, es war vielmehr Gegenstand unzähliger Witze. Der erste gründete keine Familie, angeblich weil er keine Zeit dazu habe. Der zweite hatte keine Kinder, angeblich infolge einer Verwundung. Der dritte hatte zwar eine grosse Familie, betätigte sich aber sexuell lieber ausserhalb derselben bei den von ihm abhängigen Damen vom Film.

Man erkennt deutlich, welche innerlich hohle Zweckmässigkeit der amtlichen Auffassung von Ehe und Familie im Dritten Reich zugrunde lag. Dagegen konnten die Gesetze über materielle Sicherung der Grossfamilie und die Institute zur Aufzucht ‚elternloser‘ Parteikinder den nötigen inneren Wert nicht schaffen.»



Die Rassenschande

Vollends in den Kriegereignissen war das nicht mehr möglich. Die folgende Betrachtung spricht von den Gründen dafür, dass ein Krieg immer den Ruin für die Institution der Ehe sein muss. «Der Krieg dauerte viel zu lange, länger eben auch, als sich die herrschende Clique vorgestellt hatte. Die langjährige erzwungene Selbständigkeit der Frauen war unzweifelhaft das Grab mancher Ehe. Für die Frau schufen die Kriegsumstände eine Unzahl von Entwicklungsmöglichkeiten im Guten und im Bösen. Oft wurde der müde Krieger, der nach Hause kam, als lästig empfunden, und die Familie war froh, wenn der Urlaub wieder zu Ende ging. Kein Wunder, denn unzählige Frauen mussten zur täglichen Arbeit

und auf die Lebensmitteljagd, die Kinder aber empfanden den Vater als einen ‚fremden Mann‘. Es gibt eine erschütternde Geschichte, die in aller Einfachheit den Nagel auf den Kopf trifft. Sie schildert das Erwachen eines Mannes in seinem eigenen Ehebett nach der ersten Nacht im Urlaub. Er sieht die vertraute Umgebung und freut sich der vertrauten Geräusche. Seine Frau bringt ihm ein Frühstück wie in alten Zeiten an Sonntagen, und sie setzt sich auf den Bettrand neben ihm.

Da erscheint mit einem Mal über dem Fussende der Ehebetten, wo das Kinderbett der Jüngsten seinen Platz hat ein Lockenköpfchen. Das Kind, das kaum noch Sprechen gelernt hat, schaut mit



Seemannsbraut



Soldatenflirt

grossen Augen zu den Eltern hin und mustert sie zunächst stumm und ernst. Die Eltern lächeln sich zu. Dann sagt die Kleine plötzlich in die Stille: ‚Mama, – der Mann soll wieder fortgehen/ Und dann tut die Frau etwas sehr Dummes. Viele Frauen haben es getan in der gleichen Lage, aber es wird nicht klüger dadurch, wenn es auch vielleicht aus der eigenen Not verständlich erscheinen mag. Sie sagt in aller Naivität zu ihrem Mann: ‚Da siehst du es, ihr Männer seid überflüssig geworden/

Nach dem Ersten Weltkrieg sagte einer einmal die folgenden bitteren Sätze: ‚Die Heimkehr wurde für uns zur Generalabrechnung in den Ehen. Ein grosser Teil von ihnen hat die Belastungsprobe nicht ausgehalten. War der Weltkrieg der europäischen Christenvölker an sich ein Bankrott des Scheinchristentums, so war es

dessen Formalehe noch viel mehr. Es wurde der Beweis erbracht, dass nicht Sakrament und amtliches Stempelpapier mit staatlichem Zwang eine Ehe ausmachen, sondern allein der Inhalt des Zusammenlebens. Wenn das für den Ersten Weltkrieg schon galt, wie viel mehr für die Katastrophe von 1945! Im Kern dieser Entwicklung steht jedoch gar nicht die wirtschaftliche Verselbständigung der Frau. Viel tiefer werden die Ehesitten durch die vom Krieg bedingte sexuelle Verwirrung getroffen. Wenn von staatswegen Millionen von Männern aus ihren Familien herausgerissen werden, wenn die militärische Führung es dann noch für richtig hielt, diese Männer durch Bordelle sexuell zu versorgen, sie aber damit gleichzeitig seelisch und oft genug auch körperlich krank zu machen, so liegt darin allein schon ein massiver Angriff auf die Eheinstitution. Kein

Wunder, hielten sich die Ehefrauen zu Hause ebenso wenig an die illusorisch gewordene Treue. Versuche, dem einen oder anderen Teil die Schuld zuzuschreiben, sind Unsinn. Das ist eine Entwicklung, die sich unter Kriegsumständen gar nicht aufhalten lässt, gegen die alle Proteste und Warnrufe vergeblich bleiben müssen. Die Frauen lernten übrigens auf diese Weise vielfach erotisch hinzu, sie kamen in den Genuss von Liebhabern, die ihnen das gewohnte Ehebett entleideten.»

Als die Nazis den Begriff der Rassenschande offiziell einführten und zum Bestandteil ihrer Gesetze machten, spielten natürlich neben der Rassenpolitik und den wirren Volkstumsideen sexuelle Motive mit, vor allem der Neid der sexuell Unfähigen. Ihre innere Unsicherheit erkennt man noch aus einem im Krieg herausgegebenen Erlass Himmlers, der sich mit den Rassen- und Eheproblemen seiner Gefolgsleute auseinandersetzt.

Geheime Reichssache

1. Ich lasse dringend bitten, dass keine Verordnung über den Begriff «Jude» herauskommt. Mit all diesen törichten Festlegungen binden wir uns ja selbst nur die Hände.

Die besetzten Ostgebiete werden judenfrei. Die Durchführung dieses sehr schweren Befehls hat der Führer auf meine Schultern gelegt. Die Verantwortung kann mir ohnedies niemand abnehmen. Also verbiete ich mir alles Mitreden.

Aktennotiz Lammers erhalten Sie demnächst.

2. Was soll eigentlich das Ehegesetz? Ich wünsche Vorlage bei mir. Kann heute schon sagen, dass ich der Ansicht bin, dass die Verbindungen von Deutschen mit Landeseinwohnerinnen zunächst garnicht gesetzlich geregelt werden können.

Insgesamt müssten sie verboten sein. Ausnahmen für Estland und Lettland müssten dort an

zentralen Stellen anlaufen und einzeln nach rassistischen Gesichtspunkten entschieden werden. Nach einem Jahr kann man dann die durch das Leben und die Praxis gesammelten Erfahrungen in die Form eines Gesetzes gießen.

So wird regiert und nicht anders.

Himmler

Wenig zimperlich geht die Politik und hauptsächlich die politische Intrige mit den Moralbegriffen um. Sie werden angewandt, wie es gerade nützlich erscheint. Ein klassisches Beispiel dafür ist der Mord der engeren Hitlerfreunde an dem Stabschef der SA im Juli 1934. Es war schon jahrelang bekannt, dass dieser Röhm homosexuelle Neigungen hatte und in seiner Umgebung einen ganzen Kreis von Homosexuellen versammelte. Als der Mann dem Diktator unbequem wurde, «entdeckte» man das plötzlich, tat tief entrüstet über solche «moralische Verkommenheit» und brachte ihn nebst vielen anderen um.

Ähnlich «moralisch» gaben sich die Naziherren, als ihnen die Befehlshaber des deutschen Militärs nicht mehr passten, die aus dem alten Offizierstand stammten. Dem Generaloberst Fritsch, der später im Krieg in der Schlacht um Warschau angeblich den Tod gesucht haben soll, hängte man skrupellos eine erfundene Homosexuellenaffäre an. Bei W. Foerster «Ein General kämpft gegen den Krieg» ist darüber zu lesen: «Seit Jahren verfügte die Gestapo über eine Fritsch schwer belastende Akte, in der ihm auf Grund erlogener Zeugenaussagen eine homosexuelle Verfehlung zur Last gelegt wurde. Hitler war dieses Material, dessen Nachprüfung sorgsam vermieden worden war, durch Göring und Himmler schon lange bekannt. Er hatte es bisher nicht benutzt, ja sogar seine Vernichtung angeordnet, sei es, weil er nicht an seine Echtheit glaubte, sei es, was wahrscheinlicher ist, weil er Fritsch für den



SA-Chef Röhm (rechts) – homosexuelle Neigungen



Röhm und seine Mörder

Aufbau des Heeres noch brauchte. Jetzt war die Zeit gekommen, auf diese natürlich nicht vernichtete Akte – mochte sie gefälscht sein oder nicht – zurückzugreifen. Es bleibt eine offene, schliesslich aber ziemlich nebensächliche Frage, ob die Initiative dazu von Hitler selbst ausging, oder ob seine Helfershelfer Göring und Himmler ihm das Vorhandensein der Akte in Rückerinnerung gebracht haben. Tatsache ist, dass Hitler sich keinen Augenblick gescheut hat, sich des Materials, dessen Glaubwürdigkeit die Gestapo erneut versicherte, als Beweismittel für Fritschs Schuld zu bedienen, um damit den ahnungslosen, auf nichts vorbereiteten Mann zu überfallen und sein sofortiges Ausscheiden aus dem Heere zu erzwingen.»

Der gleiche Autor berichtet, wie sich im Fall des Reichskriegsministers Blomberg die Nazis ebenfalls moralisch tarnten, um einen ihrer eigenen Leute auf den hohen Posten zu bringen. «Ein ‚Zufall‘ fügte es, dass zu gleicher Zeit auch der Reichskriegsminister Generalfeldmarschall v. Blomberg seiner Stellung verlustig ging. Er hatte durch seine im Januar 1938 erfolgte Eheschliessung mit einer Frau, deren Ruf durch ihre Vergangenheit stark belastet war, also durch eigenes Verschulden, sein Verbleiben an der Spitze der Wehrmacht verwirkt. Manches spricht freilich dafür, dass auch dies ein abgekartetes Spiel zwischen Göring und Himmler gewesen ist, insofern, als auf ihre Veranlassung Blomberg seine



Wehrmacht-Betreuung

zweite Frau durch unsaubere Elemente zugespielt worden sein kann. Auffallend ist jedenfalls, dass die belastenden Polizeiakten über das Vorleben dieser Frau, die übrigens bereits vor Ausbruch der Krise in der Hand des Chefs des Wehrmachtamtes, des späteren Feldmarschalls Keitel, gewesen und von diesem, ohne irgendetwas zu veranlassen, an den Berliner Polizeipräsidenten zurückgegeben worden waren, erst einige Tage nach der Eheschliessung zum Vorschein kamen und nun dazu benutzt wurden, den sofortigen Rücktritt Blombergs Ende Januar herbeizuführen. Falls die Dinge sich so verhalten haben sollten, so würde dadurch freilich an der persön-

lichen Verantwortung Blombergs nichts geändert werden.

Es versteht sich von selbst, dass Beck den der Wehrmacht durch Blomberg angetanen Schimpf auf das Tiefste empfand. Er begab sich, noch ohne Kenntnis der von Hitler getroffenen Entscheidung, am 28. Januar zum Chef des Wehrmachtamtes, General Keitel, und erklärte diesem – nach Jodls Tagebuch – «man könne nicht dulden, dass der höchste Soldat eine ... heirate. Er müsse gezwungen werden, sich von der Frau zu trennen oder er müsse ausgewischt werden aus der Liste der Offiziere und als Inhaber eines Regiments. Die kommandierenden Generale müssten diesen



Diese Halbbekleidete galt als «entartet»

Standpunkt der Armee dem Führer übermitteln. Eines solchen Schrittes bedurfte es freilich nicht mehr. Hitler selbst hatte sich schon entschieden. Der jähe Sturz des Reichskriegsministers, gegen den er sonst seiner Nachgiebigkeit wegen nichts einzuwenden hatte, kam ihm höchst gelegen. Denn damit bot sich ihm die willkommene Gele-

genheit, nicht nur die Stelle des Oberbefehlshäbers des Heeres, sondern zugleich auch die höchste Spitze der gesamten Wehrmacht in einer seinen geheimen Wünschen entsprechenden Form neu zu besetzen. Während aber die Stellung des Reichskriegsministers durch dessen eigene Schuld, zum mindesten Mitschuld, frei wurde, bedurfte es zur Entfernung des Oberbefehlshäbers des Heeres eines Ränkespiels von so uner-

hört schamloser und niederträchtiger Art, wie es nur in dem Sumpfe jenes Verbrechertums möglich und denkbar war.»

Es musste also nicht immer Homosexualität sein, wenn man damals eine hochgestellte Persönlichkeit stolpern lassen wollte. Aber oft genug wurde gerade diese sexuelle Anlage herangezogen, nicht allein «auf höchster Parteiebene», sondern ebenso von den kleinen Denunzianten. Josef Wulf teilt z.B. das folgende parteiamtliche Schreiben mit, dem man entnehmen kann, wie es in diesen Kreisen zugeht.

Betrifft: Intendant Wilhelm Rode, Deutsches Opernhaus

Mitglieder des Orchesters am Deutschen Opernhaus fühlen sich in ihrer Ehre gekränkt, da Intendant Rode an sie das Ansinnen gestellt hat, bei einer Geburtstagsfeier des damaligen Stabschefs Röhm als Damenkapelle aufzutreten.

Es ist auch wünschenswert, dass die Kameradschaftsabende in anderer Form stattfinden, da sie zumeist in wüste Saufereien und endlose, bis in den spätesten Morgen hinein dauernde Gelage mit Schlägerei und blutigen Köpfen geendet haben. Einen Sinn kann man aus dieser Art Kameradschaft nicht entnehmen, zumal stets schlimmste gegenseitige Anpöbelungen einzelner betrunkenen Mitglieder und daraus entstehende Spannungen die Folge sind. Auch soll Intendant Rode seine eigenen Zechabende in dem öffentlichen Restaurant des Deutschen Opernhauses etwas einschränken, um nach aussen jeden Anschein einer ausgelassenen Stimmung zu vermeiden, zu der seitens des Intendanten wirklich keinerlei Anlass vorhanden ist.

Ganz schauerlich konnte sich die ekelhafte moralische Heuchelei auswirken, wenn sie kurzerhand den Vorwand zum Mord an Unschuldigen abgeben musste. Inge Deutschkorn verzeichnet die Erzählung eines KZ-Insassen.

«Eines Tages kam eine Gruppe von 12 polnischen Jungen im Alter von acht bis vierzehn Jahren ins Lager. Sie waren verhaftet worden, weil sie Kohlköpfe von einem Feld gestohlen hatten. Da es in Auschwitz zu jener Zeit keinen Kinderblock gab, wurden sie zunächst im Männerlager untergebracht. Das ging so einige Zeit. Dann wurden die Jungen eines Morgens zum Krankenaufbau beordert, weshalb, wussten wir nicht. Einer nach dem anderen musste in den Raum gehen, in dem der SS-Sanitätsdienstgrad mit Phenolinjektionen in den Herzmuskel zu töten pflegte. So geschah es auch mit diesen Jungen. Ich sah später nur noch die zwölf Leichen.

Der Grund für die Ermordung der Kinder wurde uns später genannt: Die Lagerleitung sei zu der Auffassung gelangt, dass es unmoralisch sei, Jungen dieses Alters im selben Block zusammen mit Männern schlafen zu lassen. Mit der Phenolspritze wurde über die Moral gewacht.»

Ein Bild davon, wie sich im Gewaltstaax politisches Rabaukentum, Mordlust und verwarhloste Sexualität die schmutzigen Hände reichen, zeichnet Eggebrecht in «Volk ans Gewehr» in Form einer Romanszene. Es handelt sich hier wieder um die Ereignisse bei der Liquidierung des SA-Führers Röhm im Juli 1934.

«Am 28. wird ‚Hauptmann a. D.‘ Röhm in aller Form aus dem Offiziersbund ausgeschlossen. Er erfährt das vielleicht nie, denn er macht Ferien, in Wiessee, mit einigen seiner Getreuen. Übrigens ist die ganze SA eben für einen Monat beurlaubt worden. Der Berliner SA-Gruppenführer Karl Ernst benutzt das, um zu heiraten. Am nächsten Morgen will er seine Hochzeitsreise zu Schiff antreten, in den Süden.

Das Fest findet im Protzstil der neuen Herren statt. Zu vorgerückter Stunde gibt es ein buntes Programm, dessen Leitung dem Truppführer Tamberti anvertraut wurde.



Diese Nackte galt als Kunst

Als Höhepunkt ist das Auftreten der seit neuestem überaus beliebten und erfolgreichen Filmschauspielerin Susi von Staupitz angekündigt. Mit den Kameraden erwartet Bob seine Frau, die er seit Tagen nicht gesehen hat.

Doch Susi kommt nicht. Susi hat Launen. Sie erklärt Tamberti, der zu ihr eilt und sie beschwört, ihn nicht im Stich zu lassen: «Ich bin eine ernsthafte Künstlerin und nicht dazu da, Rabauken zu amüsieren.»

«Mir scheint, du hast mir gegenüber Verpflichtungen.»

«Wie bitte?»

«Na, habe ich nicht über gewisse Dinge immer geschwiegen?»

Sie richtet sich auf, hoheitsvoll, wie sie es in den Privatstunden bei der Heroine des Staatlichen Schauspielhauses gelernt hat: «Das werden Sie auch weiter tun. Oder ich spreche mal ein paar passende Worte mit dem Doktor.»

Tamberti weiss, dass Goebbels seine schützende Hand über die neue Diva hält. Da ist nichts zu machen. Er zieht ab und meldet Bob seinen Misserfolg. Der wird von Kameraden aufgezo-gen.

«Was ist ein Brigadeführer? Er kommandiert 2'000 Männer – aber nicht seine Frau.»

Mit viel Alkohol sucht er den Ärger wegzuspülen. Die Wut wird nur grösser. Immer wieder will er von Tamberti wissen: «Was hat das Luder gesagt?»

Morgens kommt er heim, den dumpfen Schädel voller Rachedgedanken, reisst Susi aus tiefem Schlaf, brüllt sie an:

«Also – ich bin ein Rabauke! Und du bist zu fein für mich! Sieh mal an – früher warst du nicht so zimperlich!»

Sie richtet sich auf:

«Was heisst das?»

«Weisst du ganz genau! – Tamberti, hierher!»

Der Truppenführer kommt zögernd herein, erschrickt vor dem Hass in ihrem Blick. Da erhebt sich draussen Lärm, plötzlich sind schwarze Uniformen im Zimmer, Bob wird ohne Weiteres hinausgestossen. Einer fragt barsch:

«Wer bist du?»

Tamberti stottert:

«Ich – gehöre zum Stab des Brigadeführers.»

«Mitnehmen!»

Schon wird er abgeführt. Susi hat die Decke über den Kopf gezogen. Als sie hervorlugt, ist sie allein.

Wenige Stunden später liegen Bob und Tamberti gleich Hunderten anderer erschossen an einer Mauer der SS-Kaserne Lichterfelde. Dorthin bringt man abends auch den Gruppenführer Ernst. An Bord des Schiffes hat man ihn in Bremerhaven von der Seite seiner Frau weggeholt und im Flugzeug nach Berlin gebracht. Bis zum letzten Augenblick glaubt er das Opfer einer gegen seinen Führer gerichteten Revolte zu sein.

Als das SS-Peloton anlegt, ruft er:

«Heil Hitler!»

Dann treffen ihn die Kugeln, die Hitler ihm bestimmt hat.

In Bad Wiessee und in München knallen gleichfalls die Schüsse.

Hitler hat zahlreiche SA-Führer telegrafisch zu einer angeblichen Besprechung beordert. Einen nach dem andern fängt er ab, reisst ihnen die Abzeichen herunter, übergibt sie den Henkern der SS. Röhm wird im Gefängnis Stadelheim, nachdem er den Selbstmord verweigert hat, erschossen.

Die Morde in Berlin werden von Göring und Himmler geleitet. Sie nutzen die Gelegenheit und beseitigen möglichst viele, die noch einmal gefährlich sein könnten. Papens engste Berater, von Bose und Klausener, die Leiter der Katholischen Aktion, werden in ihren Wohnungen über den Haufen geknallt.

Manche alte Rechnung wird beglichen. Mitschuldige aus früheren Tagen müssen sterben – SA-Männer etwa, die zuviel vom Reichstagsbrand wissen. Erschossen wird Gregor Strasser, der einst bereit war, die Partei zu spalten und in das Kabinett Schleichers einzutreten.

Und dieser Erzfeind selbst entkommt nicht. Gegen Mittag klingeln fünf Männer in Zivil. An der erschrockenen Haushälterin vorbei stürmen sie in die Villa. Der General sitzt am Schreibtisch.

«Sind Sie Schleicher?»

Er nickt. Drei Schüsse fallen.

Schreiend stürzt Frau von Schleicher hinzu. Auch sie wird getötet. Dann entfernen sich die Mörder. Am selben Tage wie sein Freund kommt auch Bredow um.

Der Tag endet mit einer skurrilen Szene. Mit anderen Verhafteten wird Prinz Auwi Göring vorgeführt. Der schnauzt:

«Sie haben das dämlichste Gesicht, das ich je gesehen habe.»



Kinder und Frauen
auf dem Transport



Familie auf der Flucht
H. Weissová-Hosková



Magazinbild 1937

Der tiefe moralische Sumpf, in dem fast alle führenden Nazis steckten, kann denjenigen nicht überraschen, der in das Wesen der faschistischen Denkweise Einblick zu gewinnen versucht. Sie basiert, das wird man bei allen Formen der Diktatur finden, auf einer total asozialen und daher unsittlichen inneren Haltung. Der Faschist, der Diktator, der «Herrenmensch» kennt nur sich, nur seinen eigenen Trieb zu herrschen. Für ande-

re tut er dann etwas, nach anderen richtet er sich nur dann, mit anderen sucht er nur dann Kontakt, wenn die Befriedigung seines Machtriebes daraus Gewinn zieht. Faschismus ist von Natur mit Grausamkeit verbunden. Faschisten sind immer Sadisten. Hermann Langbein zitiert die Äußerung eines prominenten Nazis, der das erkannt hatte, der aber versuchte, dem Unheil zu steuern.

Hitler liebt Grausamkeit. Er freut sich, glaube ich, ja weiss ich, wenn er andere quälen kann. Er hat einen teuflischen Sadismus. Sonst könnte er Himmler und Heydrich einfach nicht ertragen. Wie soll der uns Juristen anerkennen! Aber bleiben wir auf dem Schiff! Wenn wir doch nicht alles verhindern können – manchem können wir doch helfen, der sonst, wenn wir gar nicht dabei wären, überhaupt verloren wäre.»

Es ist eigentlich ein Wunder, dass sich unter einem solchen Regime die bürgerliche Moral relativ ganz gut hielt. Freilich pflegen ja Diktatoren alle Verbrechen, die sie nicht selbst begehen, mit drakonischen Strafen zu belegen. Überdies wird in einer Diktatur immer das Gesamtbild gefälscht. Das gilt besonders für die Sexualverbrechen. Ein Machthaber, der mit der tadellosen Ordnung in seinem Reich strotzt, verbietet einfach jede Information darüber. Er sagt mit bewusster Lüge: «So etwas gibt es bei mir nicht», – die Praxis des Spiessers. Dass es tatsächlich anders aussah, davon berichten die folgenden Abschnitte über den Sexualverbrecher Luedke und andere Fälle.

Der Fall Luedke

«Heute, mehr als zwanzig Jahre nach dem Zusammenbruch des deutschen Militär- und Polizeistaates, wird den Verantwortlichen der neuen Ordnung, der demokratischen, oder wie man sie nennen will, gelegentlich vorgehalten, damals wären so scheussliche Verbrechen, besonders Sittlichkeitsdelikte in der gegenwärtigen Anzahl unmöglich gewesen. Die strenge politische Kontrolle allein schon habe sie beschränkt oder gar verhindert, und ein Übriges hätten die abschreckenden drakonischen Strafen getan. Der Kenner der Verhältnisse kommt allerdings zu einem anderen Urteil. Zunächst ist es für ihn kein Geheimnis, dass gerade in Diktaturen für die niedrigen

Instinkte der Vergewaltigung und des Mordes in gewissen staatlichen Einrichtungen ein Ventil vorhanden ist. Wie der Krieg manche Verbrechen sanktioniert, indem er dem Soldaten Gewaltrechte gegenüber seinem Feind gibt, so auch der Polizeistaat, indem er seinen Funktionären Methoden erlaubt, in denen sich die niedersten Instinkte austoben können. Es ist hundertfach zu beweisen, dass die Sicherheitsorganisation jedes Gewaltstaates ein Sammelbecken für Verbrechernaturen ist. Sie sind sogar für manchen zunächst noch harmlos veranlagten Menschen zur hohen Schule des Verbrechens geworden. Der klare Beweis dafür liegt in den vielen Prozessen der letzten Jahre gegen ehemalige KZ-Aufseher und andere Gefangenenschinder, gegen Leute, die vielleicht zu Hause einmal gute Bürger und Familienväter waren oder es nachher wieder geworden sind, zur Zeit ihrer uniformierten Tätigkeit aber ohne Gnade ihre Mitmenschen quälten, vergewaltigten und erschlugen.

Als Beispiel dafür, dass aber auch das originale Verbrechertum darüber in der fraglichen Zeit nicht zu kurz kam, sei der Fall des Berliner Massenmörders Bruno Luedke berichtet. Seine grauenhafte Geschichte ist wenig bekannt geworden, denn derartige Vorfälle wurden und werden auch heute noch von Diktaturen für die Öffentlichkeit ‚verboten‘, um den äusseren Schein von tadelloser Ordnung zu wahren.

Luedke, 1908 geboren und in der Jugend durch einen Sturz in seiner Denkfähigkeit beeinträchtigt, galt seiner Umgebung, der Familie und den Bekannten, als ein etwas beschränkter, aber gutmütiger Zeitgenosse. Er hatte gelegentlich kleine Diebstähle begangen, die Verteidigung konnte in seinem Prozess für ihn den § 51, die verminderte Zurechnungsfähigkeit, geltend machen.

Ende Januar 1943, also noch bei unbeschränkter Nazi Herrschaft, wurde im Köpenicker Stadtwald eine Frau von etwa fünfzig Jahren von Kindern



Der Traum

tot aufgefunden. Es wurde festgestellt, dass sie erdrosselt und anschliessend vergewaltigt worden war. Die Mordkommission befasste sich mit dem Sexualverbrechen und stiess bei ihren Untersuchungen auf einen in der Gegend herumstreunenden Mann, eben den Luedke. Kein Mensch, der ihn kannte, wollte es wahr haben, dass der ‚arme Irre‘ etwas mit der Sache zu tun haben könnte. Er hätte sogar vor kleinen Kindern Angst, wurde behauptet, und könnte bestimmt einem Erwachsenen nichts zuleide tun. Viel eher tippte man danach auf einen ‚Fremdarbeiter‘. Aber bei Überprüfung der Kleider des Verdächtigen stiessen die Kriminalbeamten auf Blutspu-

ren. Es wurde zwar festgestellt, dass es sich um Hühnerblut handelte, aber – ein zufälliger Hinweis – in der Nähe der Mordstelle war ein Haufen Hühnerfedern gefunden worden. Der Beamte, der daraufhin den Bruno Luedke zum Polizeipräsidium in Berlin zur weiteren Vernehmung mitnahm, ‚tappte mitten in den Dreck‘, wie er sich ausdrückte. Ohne grosse Mühe holte er aus dem Verdächtigen das Geständnis: ‚Das Huhn habe ich geklaut, das stimmt. Die Alte sass da auf einem Baum, und ich bin hin zu ihr.‘ ‚Was hast du zu ihr gesagt?‘

‚Na, ob sie mal will, aber sie hat ‚nee‘ gesagt.‘ ‚Und was hast du dann gemacht?‘ ‚Ich habe sie bei der Kehle gekriegt.‘ Der Vernommene machte seine Aussage ohne Umschweife und in derbstem Berlinerisch.

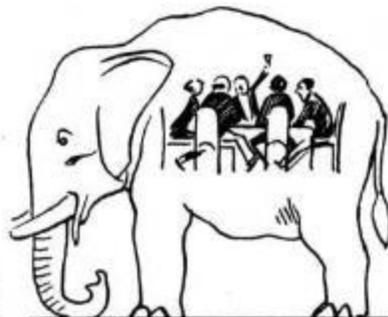
Die Polizei wäre ums Haar damals mit diesem Einzelfall zufrieden gewesen, wenn nicht der vernehmende Beamte zufällig auf andere Zusammenhänge gestossen wäre. Ihm fiel auf, dass Luedke in unregelmässigen Zeitabständen einem anscheinend heftigen Wandertrieb gefolgt war. Niemand konnte Auskunft geben, wo er sich in der Zeit seiner Abwesenheit von zu Hause herumgetrieben hatte. Zufällig bemerkte aber der Beamte, dass sich einige Reisedaten des Verbrechers mit unaufgeklärten Fällen von Sexualmorden deckten. Der darüber Vernommene schien geradezu darauf zu warten, endlich Einzelheiten angeben zu können. Geistige Minderwertigkeit hat ja manchmal das Bedürfnis, sich mit vollbrachten Greuelthaten zu brüsten, und der Kriminalist, der den Fall bearbeitete, wusste geschickt dieses Bedürfnis bei Luedke zu wecken. Mit Sicherheit liessen sich auf diesem Wege tatsächlich über fünfzig Morde dieses einen Mannes feststellen. Er selbst behauptete, er habe 84 derartige Taten begangen.



In Kairo fand kürzlich der internationalste Kongress der Geheimdienste statt. Das die öffentliche Meinung in England sehr wie ein Rätsel.



Die Britin Elizabeth richtete an die Frauen zu Hund einen heiligen Zweck, für ihre neuen europäischen Schwärzer zu sprechen.



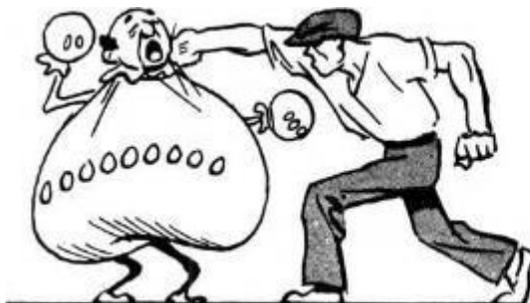
Auch in diesem Jahre fand in Berlin eine Dichterversammlung statt, deren Sitzungen in dem Jahre in zweifacher Reihen bekannten Gebäude zum Gelingen abgehalten wurden.



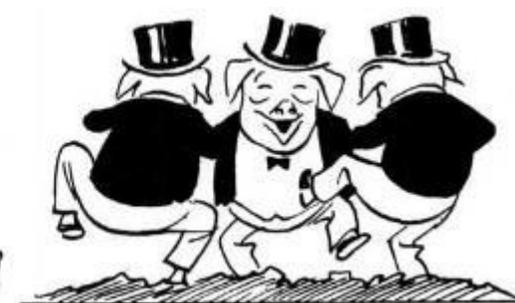
Seffewtl4 # kt «eiet aa» bmkafkkt», f»fm< kt vetnaigte Cbnmkrlaln, «W et le kn naterfrbifbta @tombai kt ^Mc feint @etkrpk abgab.



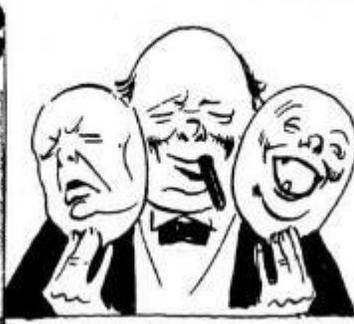
Snr Safkiterng kt «taigen In Geaentg verbliebenen einivnebner fdMette Wnff (Feepet eine @nippe XRRMirN, bit mit einem jetgemäben danse mocabel bnrtbf-cl>gtbnen etfelig erjelten.



In dem Entscheidungsprozess zwischen Kapital und Arbeit erhielt der Herrschaft der parlamentarischen Regierungen wieder einen schweren Rückschlag.



An die bekannten tanzenen Schmeicheln auf dem Märchenfilm von Diönan re-inszenierten Gurdahl, D. Cooper und Eben. Ihr Erfolg „Der Herrscher über den bösen Wolf“ wurde häufig von dem Besessenen der deutschen Bomber recht unangenehm überholt.



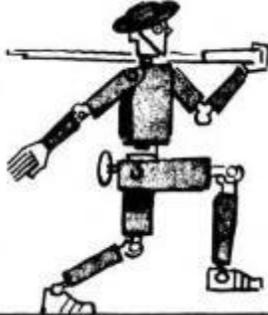
eef-> Mkl erging ü In biffe» ^ak bëai Selk naekfcngel la enalArb. St nmrk ali getarnter ^adfdmlägrer nerbattet, wobei feiaee ftäbägg @es teperaaq «griek auf erka!» i^R au!» ^104 in den Qkrbätt brachte, ein O^ftigleb bet 5. Meleane fein.

Sie kn Ikrlebr mit ber 3n4laRkpreffe bat fl<b 3a4 lai teameRkn Jabr «irb kt Alabkrabatf4 6. yaei Vlaitea yaeleegt. eine traglttk fk bie aMerilanfikn. eine kiere für ble eureplittkn Aartepnkn.

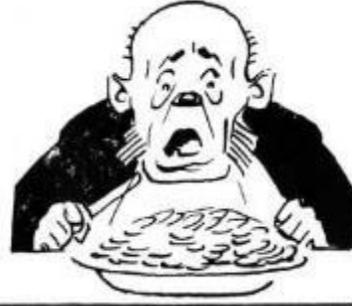
Im Spiegel bet Satire terjufÜbren. Mit kr Seit etkitt w batten anb feinen Sefern bie «Kblatlen pelittfkn freigniffe



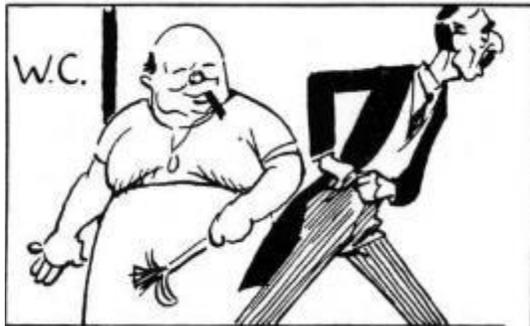
Imefee Uiertelfabr fian Im Beiden beë 7ilitäe-
bUnbniffeë ber brel ©refcmäde &eutflamb, italien
unb Japan.



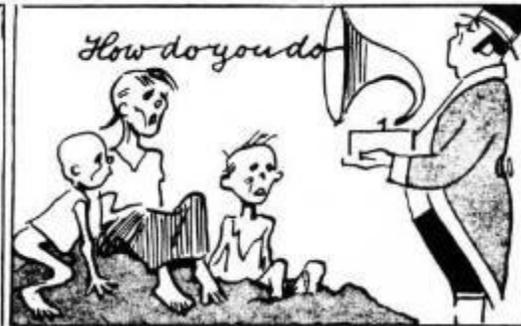
Ja ©rmanaenlj frember \$ilfëtnip?en perfude bie
englfde Kliffungëinbutfrie einen Kebeterfolbaten
Mitentfrnieren. Der QRedaniëmuë biefëë Tlafdk
nenfvlbaten feil fe eingeridtet fein, bab er reine
Kiidmëntëbewëgmug maden loua.



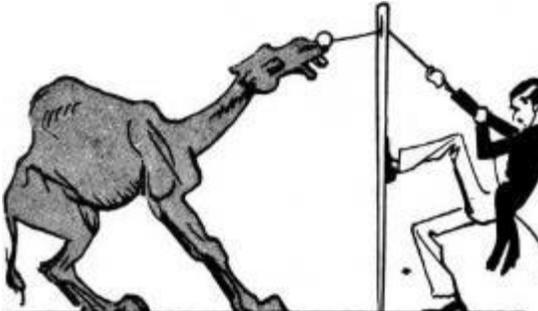
Sbrnid iple ber fagenbafte Mëngl ORlbaë, bemerte
Jëbn Dull, bab lbn imar adel «unter ber Eanb»
yu ©elb narbe, fein tSunqer aber baburd nidt ge»
ftillt «erben tennte.



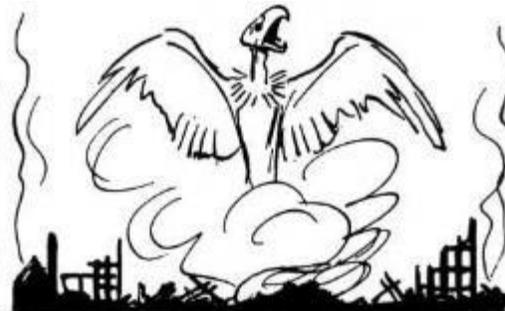
21m 4». Ctteber tut ebamberlain nul bem Mabinett anë. „e»ld «1» X»rd« Die tyrin&effin 9. sen Enqianb flattetë bëdftperfenlid ëëm Senbener eienbë: fad babe id ned nidt erlebt!“, meinte S. 9.



viertel einen «fnd ab nnb ridtete an bie Xinber brl Clnmi eine en
grefenbe 3npra4K.



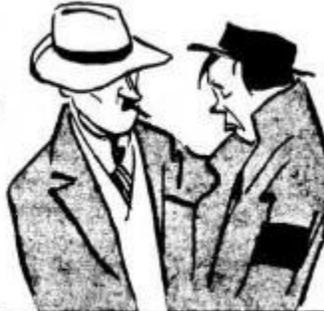
Huf feinet Keife nad bem Crient madte ber fdëne 3ntben» eben bie erfnb« Sie eburdio prepbeseite, tvirb fid Senban nad ben beutfden Suftangriffen rung, bag eë nidt f» leidt ift, baë
ã»nptfde Marnel burd baë Kabelëbt einë
britifden DUnbniffeë «u «leben.



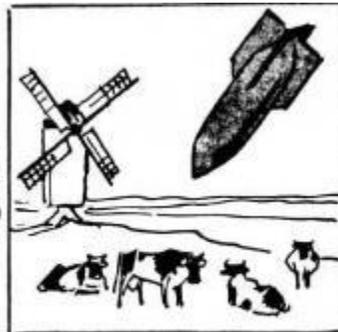
wie ein Vbaeaf auë ber 3fde erbeben.



Zm Vertrauen auf den englischen Garantiepaß
füzte sich Reichensland Goll über Kopf in den
Krieg.



„Wann is trunig?“, fragte ein Kaufmahr einer
bfrundeten Karlsruherin. „Dent du, mein beides
Wobek ist plëgisch gefesben – Gamberlain.“



Bringsamahl Bernhard der Niederlande gebodte
auch im Fall seiner Landesherrn: Ein Grah von
Lippe Niederfeld, in Gollant mang die Berber jüdt.

Zweierlei ist dabei festzuhalten: der erste Punkt betrifft die angeblich so perfektionierte Polizei des Polizeistaates. Sie ist nur durch den Zufall der Hühnerfedern und dann mit der Geständnis-hilfe des Verbrechers auf diese Serie von Greuel-taten gekommen.

Der zweite Punkt betrifft die oben bereits er-wähnte häufige Behauptung, in der Diktatur seien solche Verbrechen ‚unmöglich‘ gewesen. Die Morde des Luedke fallen alle in die Zeit von 1928 bis 1943, zum grössten Teil also in die Jahre der Diktatur.

Am erstaunlichsten ist es, dass die Fälle trotz der Ähnlichkeit, die die meisten miteinander haben, nicht in Verbindung gebracht wurden. Rückblik-kend fühlte sich dann auch die Justizbehörde damals trotz aller Kriegssorgen blamiert und suchte die Sache zu vertuschen. Kein anderer als der Berliner Gauleiter Goebbels mischte sich zwar mit der Forderung nach einer besonders grausamen Strafe ein, indem er an seinen ‚Kollegen‘ Himmler als Chef der Polizei schrieb: ‚... ist es mein Recht, zu verlangen, dass der bestialische Massenmörder und Frauenschlächter keines nor-malen Henkertodes stirbt. . . Ich schlage vor, ihn bei lebendigem Leibe verbrennen oder vierteilen zu lassen.‘ Aber dieser Versuch, dem Regime sein Renomee zu erhalten, scheiterte an der stu-ren Ablehnung der SS-hörigen Polizei, die von den Tiraden des Propagandaministeriums nicht viel hielt. Luedke wurde nicht hingerichtet, son-der er wurde zu Experimenten mit den Vernich-tungsmitteln der ‚Übermenschen‘ benützt. Bei ei-ner solchen Gelegenheit kam er dann um. Der Apparat jener Polizei gab sich nicht mit Wahr-scheinlichkeiten zufrieden, die man bei einem Verfahren nach Goebbel’scher Manier hätte in Kauf nehmen müssen. Nach Vorschrift wollte man alles genau wissen und aufklären. Dem stan-den jedoch die Kriegsverhältnisse im Wege, Zeu-

gen waren nicht erreichbar oder umgekommen, Tatorte waren durch Bomben zerstört. Der Mör-der wurde daher in ein kriminalmedizinisches In-stitut nach Wien überwiesen, wo man seine Aus-sagen mit einer Art ‚Untermenschen-Forschung‘ überprüfen sollte. Welchen Methoden und Mit-teln er dann schliesslich sein Ende verdankte, ist nie bekannt geworden.

Als höhnisches Zerrbild der moralischen Heu-chelei einer versunkenen Diktatur aber wirkt für alle Zeiten die Mordserie, die Luedke auf dem Gewissen hatte. Kurz vor dem Fall, der seine Verhaftung veranlasste, überfiel er im Wald von Genthin im Anhaitischen eine Frau. Diese Tat wurde damals an Ort und Stelle rekonstruiert, und man hat daher ein Bild von seinem Vorge-hen.

Der Bericht darüber lautet: ‚Kurz vor Genthin meldete sich Luedke hinten im Auto und erklärte, man sei an der Stelle vorbeigefahren, an der er in den Wald eingedrungen sei. Dann überlief selbst die Beamten eine Gänsehaut, wie Luedke – von seinen Fesseln befreit – gleich einem riesenhaf-ten Gorilla, mit nach vorne geneigtem Körper, dem zurückfliehenden Gesicht mit dem einge-drückten Hinterkopf, mit den überlangen, ohne Bewegung nach unten hängenden Armen, sich lautlos durch das Strauchwerk bewegte und selbst den Fall rekonstruierte. Er zeigte wie er jene toderschrockene Frau durch den Wald ver-folgte, sie eingeholt, niedergeschlagen und dann vergewaltigt hatte. So eindringlich konnte das nur einer tun: der Mörder selbst.‘

In den meisten Fällen aber ist dieser Massenmör-der anders vorgegangen, er hat seine Opfer fast immer erdrosselt, bevor er sich an ihnen verging. So war es 1928 und 1940 in Hamburg, so 1938 in München und bei vielen andern Untaten. Auf diese Parallelität der Fälle wurde die Polizei aber erst aufmerksam, als Luedke im Verhör von ei-nem Filmerlebnis sprach. Es war bei dem damals



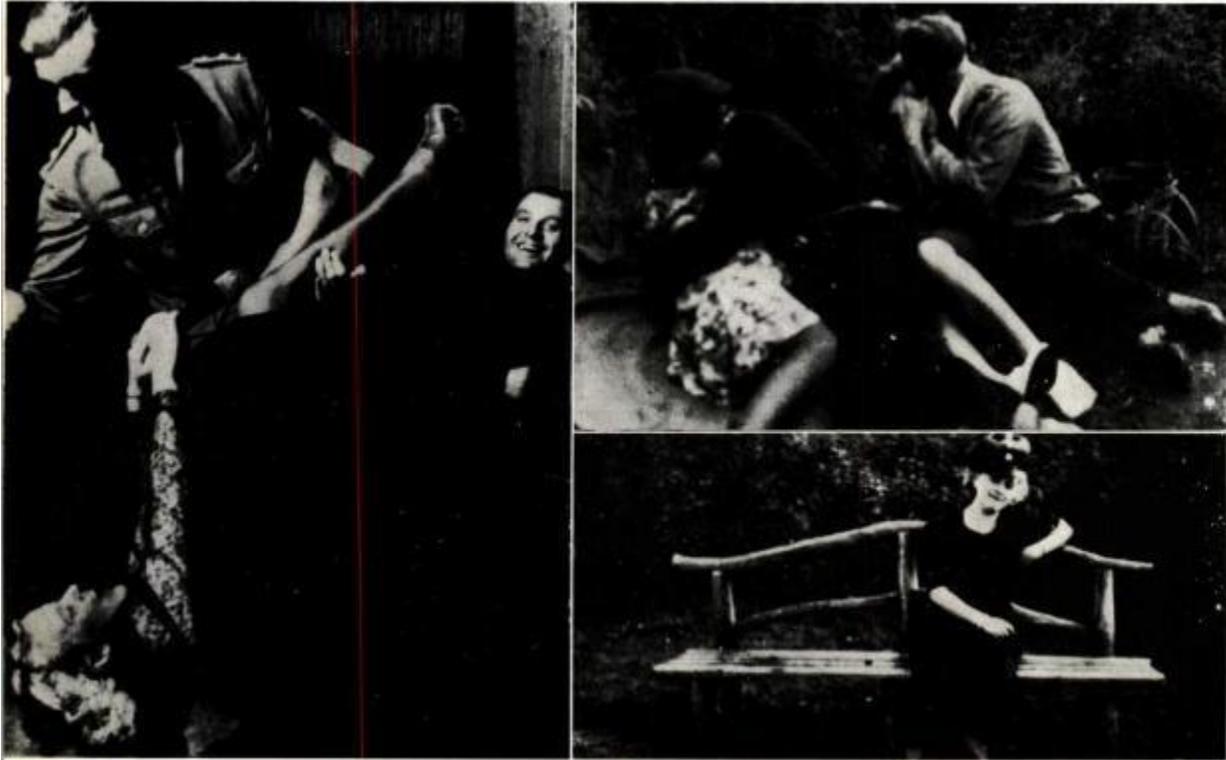
Wachstube



Pin-up Girls, deutsche Ausgabe

häufig gespielten Streifen Jud Süß'. Die Erhängungsszene, die darin vorkommt, hatte ihm übel werden lassen, und er war davongelaufen. Auf diese Darstellung hin wurde der Verbrecher gefragt, ob er denn schon öfter jemanden gewürgt habe, und dann folgte Geständnis auf Geständnis, so dass man zunächst an Aufschneiderei glauben musste. Im Ganzen hat der Mann nicht weniger als zwei Drittel aller bei der deutschen Polizei ungeklärten Sexualmorde auf sich genommen, so wurde damals amtlich festgestellt. Damit ergibt sich zugleich der Beweis, dass die Häufigkeit solcher Verbrechen sich unter der Diktatur keinesfalls verringert haben kann. Luedkes Zahl war nachgewiesen mit 54 Fällen, er selbst sagte 84. Wie viele mögen es wirklich gewesen sein, von denen die Öffentlichkeit ebenso wenig etwas erfuhr wie von dem Massenmörder Luedke?

„Die 26jährige Tochter eines Uhrmachers in der kleinen Garnisonsstadt D. in Baden wurde oft, wenn sie abends von der Arbeit kam, in ein drei Kilometer weit entferntes Dorf geschickt, wo man von Verwandten Milch beziehen konnte. An einem Abend im Sommer 1942 kam sie nicht zurück. Es machte sich zunächst niemand Gedanken darüber, denn es war Fliegeralarm gewesen, und das Mädchen konnte sich daher entschlossen haben, über Nacht bei den Verwandten zu bleiben. Anschliessend konnte sie gleich zur Arbeit gegangen sein. Erst am nächsten Nachmittag beruhigten sich die Eltern, als die Tochter auch zum Mittagessen nicht erschienen war. Es dauerte dann nochmals 24 Stunden, bis ihre Leiche von Polizeihunden aufgespürt wurde. Sie lag etwa hundert Meter von der in jenes Dorf führenden Strasse entfernt, ein Bild des Schreckens.



Zeitvertreib

Das Mädchen war erwürgt worden, und zwar musste der Überfall auf der Strasse stattgefunden haben, denn durch das zu der Fundstelle führende Gelände, das teilweise mit hohem Schilf bewachsen war, führten Schleifspuren.

Kopferbrechen machte der alarmierten Kriminalpolizei der Zustand der Leiche. Sie war kunstgerecht nach Metzgerart geöffnet und ausgeweitet worden, die Tat konnte nur von jemand begangen worden sein, der dieses Handwerk verstand. Mit Sicherheit liess sich sagen, dass das Mädchen nicht vergewaltigt worden war. Die unglaubliche Roheit der Tat, das menschliche Rätsel, welches dahintersteckte, liess sowohl der Bevölkerung der Stadt wie auch den mit der Untersuchung beauftragten Beamten den Atem sto-

cken. Der Landrat, der in dem Ort residierte – er ist später bei einem Bombenangriff mit seiner ganzen Familie umgekommen –, erklärte in einem Privatgespräch konsterniert: „Es wäre am besten, man würde der Sache gar nicht nachgehen, denn wir sind ein Volk von Verbrechern geworden.“

Aber die Maschinerie der Justiz arbeitete trotz solcher einsichtigen Äusserungen. Es wurde zunächst einem naheliegenden Verdacht entsprechend das in der Nähe des Tatortes befindliche Lager von russischen Kriegsgefangenen auf Verdächtige hin untersucht. Bemerkenswert ist, dass die Bevölkerung damals heftig gegen die bei dieser Untersuchung angewandten Methoden protestierte. Die Russen wurden mitten in der Nacht herausgeholt, mit Peitschen und Schusswaffe be-



Wachposten

Kalte Idylle

droht und einer Einzelbefragung unterzogen. Aber es ergab sich gar nichts, im Gegenteil, nach vorhandenen Fussabdrücken stand mit einiger Sicherheit fest, dass der Mörder Schuhwerk getragen hatte, wie es bei den Gefangenen nicht vorhanden war.

Da die kleine Stadt Eisenbahnknotenpunkt und ausserdem Standort eigener deutscher Ersatztruppenteile war, also einen relativ starken Durchgangsverkehr hatte, blieben die Nachforschungen bald stecken. Es musste damit gerechnet werden, dass der Täter längst über alle Berge war, sich auch vielleicht nur wenige Stunden am Ort aufgehalten hatte.

Die Aufklärung kam nach etwa einem halben Jahr fruchtloser Fandungen von selbst. In einem Lazarett in Russland hatte ein Soldat, kurz bevor er seinen Verwundungen erlag, sein Gewissen erleichtert und einem Arzt die Tat berichtet. Die

Aussage konnte noch zu Protokoll genommen werden.

Der Soldat war dem Mädchen aus D. auf der Landstrasse begegnet. Er hatte bereits seinen Marschbefehl zu seinem Truppenteil in Russland in der Tasche und war wütend darüber, dass er nicht noch einen Urlaub bekommen hatte. Wie es zu der Tat gekommen sei, wollte er nur noch ungenau wissen. Er habe das Mädchen gegrüsst, und sie hätte freundlich zurückgegrüsst. Dann habe er plötzlich das Verlangen gespürt, mit ihr zu gehen, und habe ihr ‚Hallo‘ nachgerufen. Sie hätte aber nur ihre Schritte beschleunigt. Dann sei er ihr nachgelaufen, weil er wütend darüber gewesen sei. Eigentlich sei es nur Spass gewesen, als er sie von hinten an den Schultern gefasst habe, aber sie hätte dann geschrien, und da habe er eben fester zugepackt. Was dann über ihn gekommen sei, wisse er nicht mehr. Ja, er sei von Beruf Metzger.»



Frontbetreuung im Bild der Nazi-Zeitschrift «Illustrierter Beobachter»
«Endlich wieder Weiber»

Besonders grelles Licht werfen die Berichte über die sexuelle Entwicklung der Jugend in Zeiten von Krieg und Gewalt auf die Verwerflichkeit der diktatorischen Methoden. Die hier wiedergegebenen Berichte sprechen sowohl vom Krieg selbst als auch von der Zeit kurz nach dem Ersten Weltkrieg. «Das Problem der Jugend-Sexualität taucht in Zeiten der politischen und gesellschaftlichen Erschütterungen mit besonderer Schärfe auf. In Kriegen und Revolutionen empfängt gerade die Jugend die schlimmsten Stöße, weil das Alte, an das sie sich in Dingen halten könnte, die sie erst begreifen lernen muss, zusammenbricht, weil Neues aber noch nicht an seine Stelle getreten ist. Dieser psychologische Grund ist natürlich nicht das Einzige, was die Jugend solcher Zeiten

in eine kritische Lage bringt, gerade hinsichtlich der Sexualität ist es fast noch schwerwiegender, dass die umsturzbedingte Hemmungslosigkeit der älteren Generation die in Friedenszeiten mehr oder weniger sorgsam gehüteten Grenzen der Sitte und Scham überspült.

Nach den Erfahrungen der letzten Kriege ist das Erlebnis der Kriegshandlungen selbst ebenfalls problematisch für die sexuelle Entwicklung der Jugend. Sie sieht vieles und erlebt vieles, wovon sie normalerweise verschont bleibt. Nicht unbedeutend ist der Nervenreiz, der von einem unruhigen und durch Bomben oder Flucht gefährdeten Leben ausgeht. Das alles kommt zusammen, um einen hektischen Zustand hervorzurufen. Während des Zweiten Weltkrieges hat sich

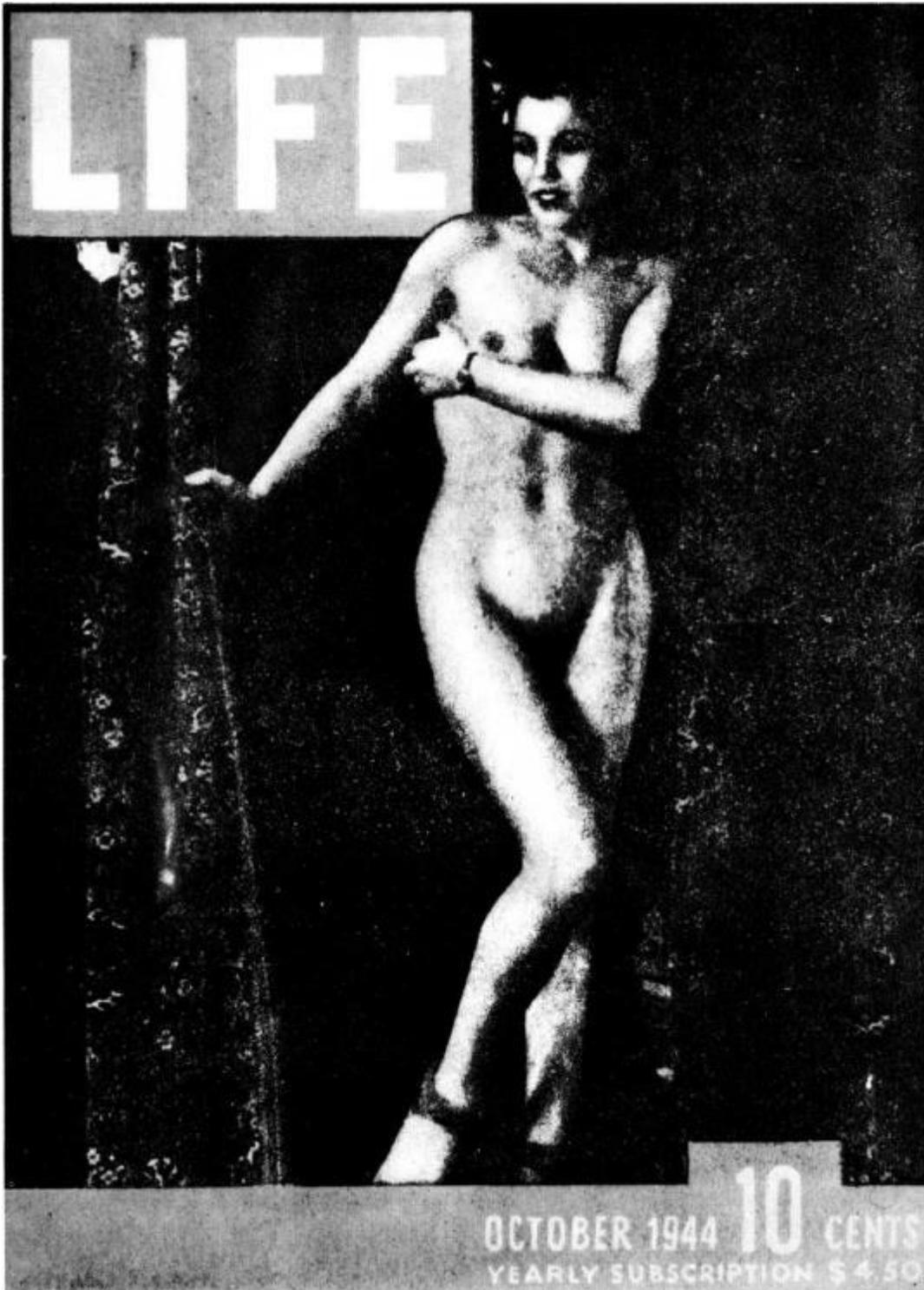


Noch mehr «Frontbetreuung»
Aus dem «Illustrierten Beobachter» 1944, Nr. 20

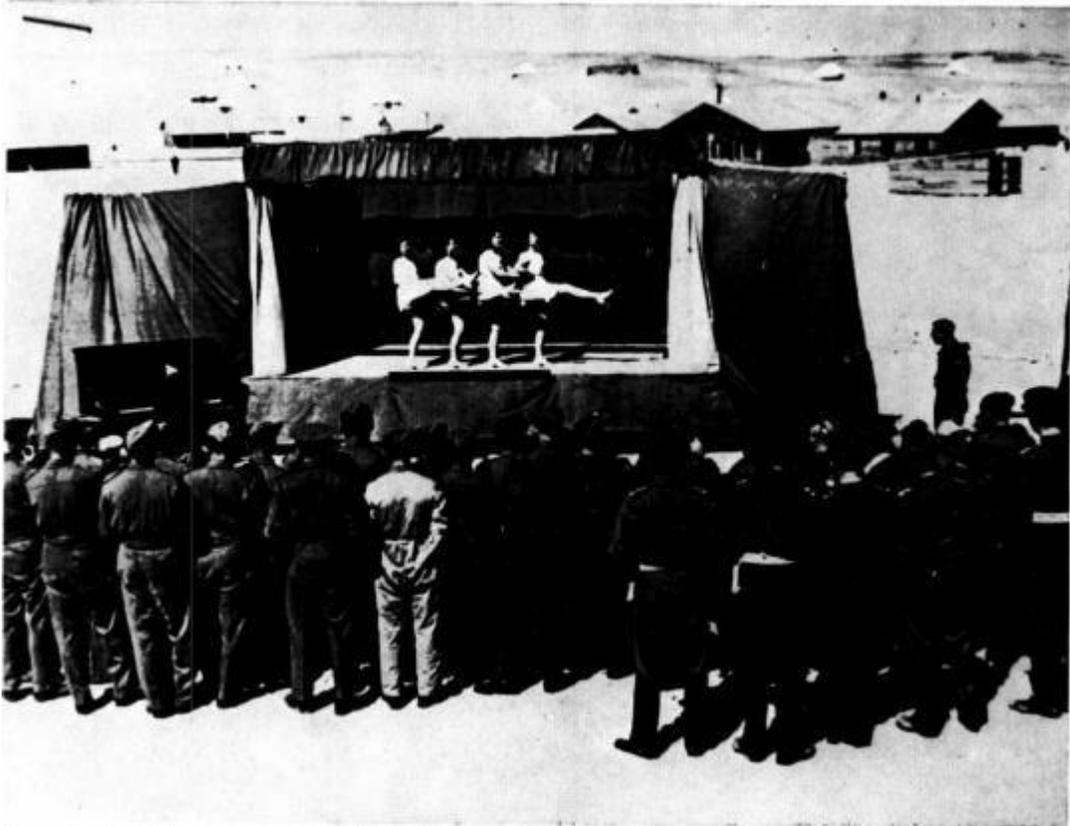


Sex für die Soldaten





Sex für die Soldaten – das amerikanische Gegenstück



Revue in der Wüste



„Lustiger Krieg“



Sex-Idole, Miss Lova – La Jana

in einer grenznahen süddeutschen Stadt innerhalb der damals immerhin noch intakten bürgerlichen Schicht ein bezeichnender Skandal abgepielt, der die Gemüter furchtbar erregte. Zunächst mit patriotischen Absichten hatte sich ein Jugendring gebildet. Die Jungens, 14- bis 16-jährige, trieben soldatische Spiele, die gleichaltrigen Mädchen beteiligten sich als Pflegerinnen und Verpflegerinnen, ganz der Rollenverteilung beim Militär entsprechend, wie man sie sich zu Hause damals vorstellte. Es wurden Unterstände und Laufgräben gebaut und mit der bekannten Postkartengemütlichkeit ausstaffiert. Einer der begüterten Väter stellte der Jugend einen wenig benutzten Lagerplatz für ihre ‚Übungen‘ zur Verfügung. Mehrfach kam es auch zu richtigem Fliegeralarm, und dann wurde aus dem Spiel im Rahmen der damals allerdings noch recht harmlosen Luftaktionen Ernst.

Wie weit die Unterstandsgemütlichkeit gegangen war, kam erst auf, als eines Tages eine der ‚Krankenpflegerinnen‘ durch dauernde Übelkeit zu Hause auffiel. Den kontrollierenden Eltern bot sich das wenig erfreuliche Bild, dass die Mädchen ihre Nächstenliebe reichlich weit getrieben hatten. Sie hatten sich regelmässig mit den ‚Verwundeten‘ in einen eigens für diesen Zweck angelegten Verschlag zurückgezogen und sie dort ‚behandelt‘. In den Beziehungen war ein solches Durcheinander, dass sich gar nicht mehr entwirren liess, wer mit wem zusammengelegen hatte, denn alle die jungen, tapferen Krieger hatten sich danach gedrängt, ‚verwundet‘ zu sein. – Vor dem Jugendgericht, das auf eine Anzeige hin gegen die angeblichen Rädelsführer verhandeln musste, wurde damals ebenso richtig, wie angesichts der Kriegsumstände sinnlos festgestellt, dass die Eltern ihrer Aufsichtspflicht nicht genügt hätten.» «Die Nazis hatten den totalen Krieg ausgerufen, als sie längst wissen mussten – denn auch der

letzte Schwarzwaldbauer und der letzte Kohlenkumpel wussten es –, dass ein solcher Unsinn nur die Niederlage noch totaler machen konnte. Es wurde durch diese Verrücktheit erreicht, dass alles wirtschaftliche Leben und jede gesellschaftliche Ordnung mit dem Einmarsch der feindlichen Armeen aufhörte.

Das Leben selbst allerdings ging weiter und wäre auch weitergegangen, wenn noch einige zehn Millionen Menschen geopfert worden wären. Es äusserte sich in drei nebeneinander herlaufenden Kraftlinien: Hunger, Genussgier, Sexualtrieb. Schon in den letzten Monaten des Krieges war natürlich da und dort der Endzustand erreicht.

Unumwunden gab eine Mutter in einem fränkischen Dorf, Flüchtling aus Nürnberg, im Februar 1944 zu, dass ihre Töchterchen von 14 und 15 Jahren ihre ganze Familie (es waren noch kleinere Kinder da) ernährten. Bei den Soldaten, die in ständigem Wechsel das Dorf durchzogen, hatte es sich immer gleich herumgesprochen, welche Gefälligkeiten man bei Mutter und Töchtern für einen Kommisslaib haben konnte. Dabei ist zu bedenken, dass die Not in dieser Familie keineswegs bedrückend war, und auch die ‚Moral der Truppe‘ war immerhin noch so, dass jeder Soldat beim Aufkommen solcher Geschichten bestraft wurde. Typisch aber ist die Antwort der Mutter, die sie auf Vorhaltungen gab: ‚Man muss doch schliesslich für unsere Landser tun, was man kann!‘

Was sich in den Jahren nach dem letzten Krieg ereignete, geht zum grossen Teil auf das Konto der Prostituierten aus wirklicher Not. Millionen hatten durch den Zusammenbruch der Organisationen, die ihr Leben bis dahin geregelt hatten, nicht nur jeden Halt und allen Glauben, sondern ebenso die Existenzmittel verloren. Auch die Jugend kannte nur noch das eine Prinzip: Nehmen und ‚Organisieren‘, wo sich eben etwas bot. Die





«Während ihr fort seid» – versuchte Wehrkraftzersetzung
(Deutsche Flugblätter für Engländer und Amerikaner)

The Girl You Left Behind



Joan is feeling so lonely anyway.....

Joan fühlt sich einsam



Ein böses Erwachen

Hunderttausende von Mädchen, die in der Hitlerarmee Dienst gemacht hatten und denen dabei der Verkehr mit Männern zur Selbstverständlichkeit geworden war, hatten gar keine Bedenken, sich für ein paar Zigaretten oder eine Flasche Schnaps herzugeben.

Ob das nun in einem überfüllten Zug geschah und der Glückliche irgendein herumstreunender Flüchtling war, wenn er nur einen Gegenwert hatte, ob an den Autobahnen als Entgelt für ein Stück Reisestrecke, das blieb sich gleich. Und nach kurzer Zeit des Gewöhnens galt die Liebe den fremden Soldaten, die ja alles hatten, was das Herz dieser Mädchen begehrte. Das Beispiel dieses weiblichen ‚Militärs‘ machte natürlich schon bei den ganz Jungen Schule, die bis dahin in relativem Schutz aufgewachsen waren. Entdeckt wurde die Jugendprostitution meistens erst, wenn ein Unglück geschehen war, denn die ältere Generation hatte damals keine Zeit, sich um die Kinder zu kümmern, und horchte erst auf, wenn es galt, die Schuld auf andere zu schieben.

So hatten die Verwandten eines 15 Jahre zählenden Mädchens in einer Siedlung, die in der Nähe eines Kasernenblocks lag, bereits seit Wochen bemerkt, dass das Kind unter seinen Habseligkeiten allerlei Glasketten und anderen Flitter aufbewahrte, ohne einmal zu fragen, woher das Zeug komme. Sie hatten sich sogar von ihm Schokolade und Bonbons geben lassen, viel zu sehr mit dem Wiederaufbau ihres durch ein paar Granaten halbzerstörten Häuschen beschäftigt, um auf den Gedanken zu kommen, die Kleine könnte in Gefahr sein. Sie waren rechtschaffene Leute, denen niemals eingefallen wäre, sich hintenherum etwas zu verschaffen, sondern sie plagten sich redlich ab, um ihr bisschen Habe wieder in Ordnung zu bekommen. Dass dies Mädchen bei ihnen untergebracht war, bedeutete eine weitere Bela-

stung, aber sie duldeten es ohne böses Wort, denn die Eltern steckten in irgendeinem Lager.

Niemand beobachtete auch, wie andere Kinder, zum Teil jüngere Mädchen, öfter kamen und eine Kette gegen eine Leckerei, eine Büchse Ölsardinen gegen eine Blechbrosche tauschten. Dabei hätten sie hören können, wie sich die Mädchen voreinander gross machten, die eine hatte so viel gekriegt, die andere soviel.

Eines Tages aber erschien die Militärpolizei in dem Häuschen. Sie machte nicht viel Federlesens, sondern nahm den Haushaltungsvorstand, einen älteren Mann, und das Kind mit, nachdem sie schon bei einer oberflächlichen Haussuchung eine Reihe von Dingen gefunden hatte, die nur von den Soldaten aus den Kasernen stammen konnten. Das Mädchen wurde noch am gleichen Abend nach ärztlicher Untersuchung nach Hause gebracht. Der Mann blieb wochenlang in Haft, bis man ihm schliesslich glauben musste, dass er von den Vorgängen nichts gewusst hatte.

Das Bild, das sich aus der Untersuchung ergeben hatte, bewies eindeutig, dass eine Gruppe von einem halben Dutzend Schulkinder sich in kindlich-raffinierter Weise mit marokkanischen Soldaten abgegeben hatte, um ganz bewusst in Besitz der sogenannten begehrten Sachen zu kommen. Die Vorgesetzten dieser Marokkaner, die bekanntlich strenge Disziplin hielten, – das ist die traurige Seite dieser Angelegenheit – waren alarmiert worden, als eines Abends zwei Soldaten die Ausgangszeit überschritten hatten und man bei ihrer Sistierung Blutspuren an der Uniform entdeckte. Eines der Kinder war das Opfer geworden.

Prostitution und Krieg

Der Begriff der Prostitution darf nicht eng gefasst werden, wenn von Prostitution im Krieg gesprochen wird. Zu ihm gehören nicht nur Bordelle, zu ihm gehören fast immer auch die Beziehungen zwischen Besatzern und einheimischen Frauen, die sich durch Liebeleien Vorteile zu schaffen hoffen. Oft gibt es auch die erzwungene Prostitution, die einer Vergewaltigung gleichkommt. Wie es dabei manchmal zugeht, war 1965 in einem Spiegel-Bericht zu lesen.

Natürlich hielten sich Tausende dadurch am Leben, das sie auf dem schwarzen Markt kauften und verkauften; Leute mit und Leute ohne Stel-

lung – alle mussten es tun. «Wenn man Geld hatte», sagte eine Frau, «konnte man von den deutschen Soldaten alles kaufen, was man wollte. Sie hatten Armbanduhren zu Dutzenden. Sie nahmen sie einfach den Leuten auf der Strasse weg und verkauften sie auf dem Markt.» «Und nicht nur Armbanduhren», fiel eine andere Frau ein. «Meine Tochter wurde bei hellem Tageslicht von einem deutschen Soldaten angehalten. Ihre Schuhe gefielen ihm, und er befahl ihr, sie ausziehen. Er verkaufte sie auf dem Markt, vielleicht hat er sie aber auch nach Hause geschickt.» «Ihre Tochter hatte Glück», sagte der kleine Mann, «oder sie muss recht hässlich sein. Oft zwangen sie die Mädchen einfach, mit ihnen zu gehen.»



Gute Verhältnisse mit den Besatzern

Viele der Umstehenden schrien, dass es wahr sei, und, was noch schlimmer gewesen sei, viele junge Mädchen seien gezwungen worden, in den Wehrmachtsbordellen zu arbeiten. Die Deutschen hätten die gutaussehenden Frauen einfach aus den Schlangen herausgepickt, die sich vor den Arbeitsämtern anstellten. Natürlich gab es viele Geschlechtskranke in der Stadt...

Perverse Scheusslichkeiten leistete sich die Soldateska nach dem Wortlaut einer Tagebuchnotiz im Warschauer Judenghetto. Mittwoch, den 19. Mai 1942

Gestern geschah in Warschau etwas, was man eigentlich mit unserer armseligen menschlichen Sprache nicht ausdrücken kann. Ich kenne kein solches Wort, welches dies richtig bezeichnen, schätzen und qualifizieren könnte. Ich werde also nur den blossen Fakt wiedergeben, so, wie er mir von verschiedenen Leuten und jemand, der darüber von einem unmittelbaren Teilnehmer gleich nach Beendigung dieses Teufelsspiels gehört hat, erzählt worden ist.

Die Deutschen haben gestern – mit Hilfe der jüdischen Polizei – eine Anzahl junger jüdischer Mädchen, junger und alter Frauen und Männer mit und ohne Bärte gefangen; sie wurden teils von der Strasse genommen, teils waren es Einwohner des Hauses in der Dzielna Strasse Nr. 38. Vor diesem Haus hielten zwei grosse Autos mit Deutschen – es waren Flieger, SS-Leute und Soldaten aus anderen Einheiten; auch ein Auto mit Offizieren kam angefahren. Zuerst wurden die jungen Mädchen fotografiert; es muss betont werden, dass nur besonders anständig und gut angezogene junge Mädchen und Frauen gefangen worden sind. Danach wurden alle Juden – Frauen und Männer – in eine Badeanstalt getrieben, die sich im Hofe des erwähnten Hauses befand. Dann zwang man alle anwesenden Juden – Frauen und Männer –, sich nach dem Vorbild

von Adam und Eva nackt auszuziehen. Die deutschen Offiziere stellten Paare aus den jüdischen Vertretern beider Geschlechter zusammen, wobei sie besonders darauf bedacht waren, einem jungen Mädchen einen alten Juden und – umgekehrt – einem Jüngling eine alte Frau beizugeben. Nachher wurden sie gezwungen, miteinander geschlechtlich zu verkehren. Diese Szene, d.h., der geschlechtliche Akt (es ist anzunehmen, dass er nur vorgetäuscht war), wurde mit besonderen Apparaten, die eigens zu diesem Zweck hergebracht und montiert worden waren, gefilmt. Es waren ungefähr 200 Hitlerleute dabei anwesend. Diese unerhörte und unheimliche Barbarei fand im Warschauer Ghetto am Dienstag zwischen 3 und 6 Uhr nachmittags statt.»

Ganz ausführlich erzählt der Roman «Kaputt» von Malaparte von den Vorgängen im besetzten Russland. Der Roman ist freilich kein Dokument. Aber er vermag deutlich zu machen, auf was es einer Sittengeschichte des Zweiten Weltkrieges ankommt: Er zeigt überzeugend, dass ein Krieg zwangsläufig die sexuelle Entartung zur Folge hat und jede moralische Schranke niederreisst.

«Eines Tages beschloss die Sanitätsabteilung der elften deutschen Armee, in Soroca ein Wehrmachtsbordell zu eröffnen. Doch gab es in Soroca keine Frauen, nur alte und hässliche. Die Stadt war zum grossen Teil durch Minen und durch die deutschen und russischen Luftangriffe zerstört worden, fast die ganze Bevölkerung war geflüchtet, die jungen Leute waren dem sowjetischen Heer nach dem Dnjepr hin gefolgt; es waren lediglich der Stadtteil beim Stadtpark stehengeblieben und jenes Viertel um die alte, von den Genuesern erbaute Burg, die sich am Westufer des Dnjepr erhebt, mitten in einem Gewirr von einstöckigen Holz- und Lehmhütten, in denen in grossem Elend ein Völkergemisch aus Tataren, Rumänen, Bulgaren und Türken haust. Von der



Russisches Kind mit seiner erschlagenen Mutter

Höhe des Burgfirstes aus übersieht man die Stadt, eingeklemmt zwischen dem Dnjestr und dem waldigen Steilufer: Die Häuser erschienen in jenen Tagen niedergebroschen und brandgeschwärzt; manch eines rauchte noch, dort drüben, jenseits des Stadtgartens. Das war Soroca am Dnjestr, ' als in einem Haus nahe der Mauer des Genueser Kastells das Wehrmachtsbordell eröffnet wurde: Eine Stadt in Trümmern, vollgestopft mit marschierenden Kolonnen, mit Soldaten, Pferden und Lastwagen.

Der Sanitätsdienst schickte Streifen aus, um die im Korn und in den Wäldern vor der Stadt versteckten Judenmädchen einfangen zu lassen. Und als auf diese Weise das Bordell mit einer offiziellen Besichtigung, in streng militärischem Stil, durch den Kommandeur der elften Armee eingeweiht wurde, empfingen ein Dutzend bleicher Mädchen mit rotverweinten Augen zitternd den General von Schobert und sein Gefolge. Sie waren alle sehr jung, manche fast noch Kinder, sie trugen nicht jene langen Schlafröcke aus roter,

gelber, grüner Seide mit weiten Ärmeln, aus denen die traditionelle Berufskleidung orientalischer Bordelle besteht, sondern ihre besten Kleider, die einfachen, schlichten Kleider bürgerlicher Mädchen aus der Provinz, wodurch sie wie Studentinnen wirkten – und manche waren auch wirklich Studentinnen –, die im Hause einer Freundin zusammengekommen sind, um sich auf irgendein Examen vorzubereiten. Sie hatten einen demütigen, scheuen und verängstigten Gesichtsausdruck. Ich habe sie einige Tage vor der Eröffnung des Bordells durch die Strassen ziehen sehen, es waren etwa ein Dutzend, sie gingen in der Mitte der Strasse, jede mit einem Bündel oder einem Lederkoffer, einem verschnürten Paket unter dem Arm, und es folgten ihnen zwei mit Maschinenpistolen bewaffnete SS-Männer. Alle hatten die Haare grau von Staub, da und dort eine Kornähre am Kleide haften, die Strümpfe zerrissen, eine von ihnen ging humpelnd, den einen Fuss entblösst und den Schuh in der Hand tragend.



Die Geliebte des Kommandanten

Einen Monat später befand ich mich eines Abends auf der Durchreise in Soroca. Sonderführer Schenk hatte mich aufgefordert, mit ihm ins Wehrmachtsbordell zu gehen, um die jüdischen Mädchen anzuschauen. Ich lehnte ab, und Schenk begann zu lachen und sah mich spöttisch an. «Es sind keine Prostituierten, es sind Mädchen aus guter Familie», erläuterte er.

Ich antwortete: «Ich weiss, dass es anständige Mädchen sind.»

«Man braucht sie nicht allzusehr zu bemitleiden», sagte Schenk, «es sind Judenmädchen.»

Ich antwortete: «Ich weiss, dass es jüdische Mädchen sind.»

«Und also?» fragte Schenk. «Befürchten Sie viel-

leicht, dass sie beleidigt sind, wenn wir sie besuchen gehen?»

Ich antwortete: «Gewisse Dinge können Sie nicht begreifen, Schenk.»

«Was gibt es da zu begreifen?» fragte Schenk.

Ich antwortete: «Diese armen Mädchen von Soroca sind nicht Prostituierte, sie verkaufen sich nicht freiwillig. Sie werden gezwungen, sich zu prostituieren. Sie haben ein Recht auf die Achtung aller. Sie sind Kriegsgefangene, die ihr in gemeiner Weise ausbeutet. Wie hoch ist der Prozentsatz, den die deutsche Kommandantur von den Einkünften dieser armen Mädchen einzieht?»

«Die Liebe dieser Mädchen kostet nichts», sagte Schenk, «sie ist eine unentgeltliche Dienstleistung.»

«Zwangsarbeit, wollen Sie sagen?» «Nein, unentgeltliche Dienstleistung», antwortete Schenk. «Und dann lohnt es sich auch gar nicht, sie zu bezahlen.»

«Es lohnt sich nicht, sie zu bezahlen? Und weshalb nicht?»

Da erzählte mir Sonderführer Schenk, dass die Mädchen am Ende ihrer Dienstzeit, nach einigen Wochen, wieder nach Hause geschickt und durch eine andere Mädchengruppe ersetzt würden.

«Nach Hause?» fragte ich. «Sind Sie sicher, dass sie nach Hause geschickt werden?» «Jawohl», antwortete Schenk mit verlegener Miene und leicht errötend, «nach Hause, ins Lazarett, ich weiss nicht, vielleicht in ein Konzentrationslager.» «Weshalb», fragte ich, «setzt ihr nicht in das Bordell an Stelle der armen Judenmädchen russische Soldaten?»

Schenk fing an zu lachen, er wollte gar nicht mehr aufhören zu lachen, er schlug mir mit der Hand auf die Schulter und lachte. «O ja, o ja!» Doch ich war sicher, er hatte mich begriffen, was ich hatte sagen wollen, er dachte sicherlich, ich hätte auf jene Geschichte eines gewissen Hauses in Balti



Treffpunkt Kartoffelschalen

angespielt, wo eine SS-Standarte insgeheim ein Bordell für Homosexuelle unterhielt. Er hatte nicht recht begriffen, was ich hatte sagen wollen, und er lachte aus vollem Halse, indem er mir mehrmals die Hand auf die Schulter schlug.

«Wenn statt jener armen jüdischen Mädchen», sagte ich, «russische Soldaten dort wären, würde das unterhaltender sein, nicht wahr?»

Diesmal glaubte Schenk begriffen zu haben und lachte noch stärker. Dann sagte er mit ernstem Gesicht: «Glauben Sie, dass die Russen homosexuell sind?»

«Das werdet ihr nach Kriegsende feststellen können.»

«Jaja, natürlich, das werden wir nach Beendigung des Krieges feststellen!» sagte Schenk mit einem breiten Lachen.

Eines Abends, es war schon spät, fast Mitternacht, machte ich mich auf den Weg zu dem Genueser Kastell. Ich gelangte an den Fluss hinab, bog in eine der engen Gassen dieses elenden Stadtviertels ein, klopfte an die Tür jenes Hauses und trat ein. In einem weiträumigen Zimmer, das von einer in der Mitte der Decke hängenden Petroleumlampe beleuchtet wurde, sassen drei Mädchen auf längs der Wände stehenden Diwanen. Eine Holztreppe führte in das obere Stockwerk hinauf. Aus den oberen Räumen hörte man Türeenschliessen, leichte Schritte, undeutliches Sprechen ferner, wie im Dunkel begrabener Stimmen.

Die drei Mädchen blickten auf und sahen mich an. Sie sassen mit gefasster Miene auf den niedrigen Diwanen, die mit jenen hässlichen gelb-, rot- und grüngestreiften rumänischen Teppichen

A. Berechtigung zum Eintritt in Wehrmachtbordell..

Datum

Kontrollbuch-Nr.

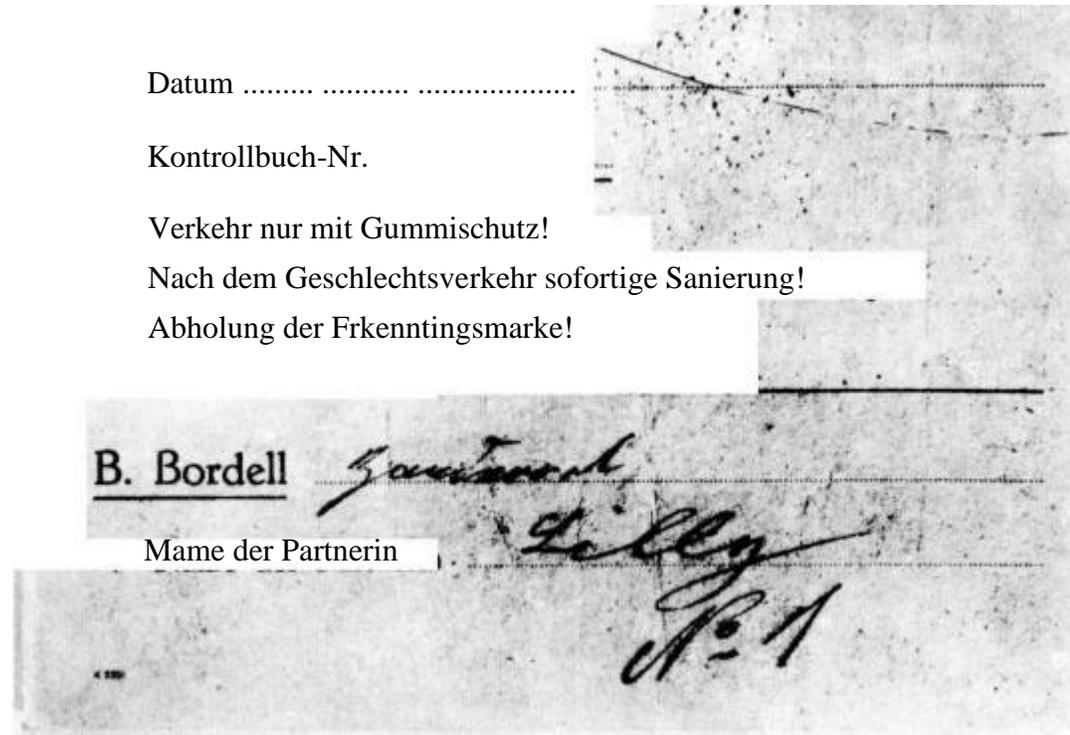
Verkehr nur mit Gummischutz!

Nach dem Geschlechtsverkehr sofortige Sanierung!

Abholung der Frkenntingsmarke!

B. Bordell

Mame der Partnerin



aus Cetatea Alba bedeckt waren. Eine von ihnen las in einem Buch, das sie, sobald ich eintrat, auf die Knie niederlegte. Sie schaute mich schweigend an. Das Ganze wirkte wie eine von Pascin gemalte Bordeliszene. Sie beobachteten mich wortlos, eine ordnete sich mit den Fingern ihr krauses, schwarzes Haar, das auf der Stirn zusammengefasst war, wie die Frisur eines Kindes. In einer Ecke des Raumes standen auf einem mit einem gelben Schal bedeckten Tisch einige Flaschen Bier und Zuica und eine doppelte Reihe kelchförmiger Gläser.

«Guten Abend», sagte auf Deutsch endlich jenes Mädchen, das sich ihr Haar geordnet hatte.

«Buna seara», sagte ich auf Rumänisch.

«Buna seara», erwiderte das Mädchen und versuchte ein zaghaftes Lächeln.

Ich erinnerte mich in diesem Augenblick nicht mehr, weshalb ich in jenes Haus gekommen war, und doch wusste ich, dass ich heimlich, das heisst, ohne Schenks Wissen, kam, nicht aus Neugier oder aus einem unbestimmten Mitgefühl, sondern von etwas getrieben, was mein Bewusstsein mir jetzt unterschlug.

C. Bescheinigung über erfolgte Sanierung.

Beschriftung und Nr. d'r Erkennungsmark?:

4185
4178A
Gerry. Gey d.

Feldpostnummer des Sanierten:

4197628

Die am *14* *11* Uhr erfolgte Sanie-
rungs-
ung unter
unipseitig

er Kontrollnummer in der Sanierungsstelle:

Waffenamtstelle Garmisch

wird bescheinigt durch

Garmisch-Blumen
(Ortsname, Name)

Dieser Ausweis ist 3 Monate lang aufzubewahren und bei Erkrankung
der Feldkommandantur 721, Abt. IV b, Utrecht vorzulegen.

«Es ist sehr spät», sagte ich.

«Es wird gleich geschlossen», erwiderte das Mädchen.

Eine ihrer Gefährtinnen hatte sich unterdessen vom Diwan erhoben und ging trage, mich mit einem flüchtigen Blick streifend, zu einem in einer Zimmerdecke auf einem niedrigen Tisch stehenden Grammophon, zog es auf und setzte die Nadel auf den Plattenrand. Eine Frauenstimme ertönte aus dem Grammophon und sang eine Tangomelodie. Ich ging hin und setzte die Nadel von der Platte ab.

«Warum?» fragte auf Deutsch das Mädchen, das schon die Arme erhob, um mit mir zu tanzen. Ohne meine Antwort abzuwarten, kehrte sie mir den Rücken zu und setzte sich wieder auf den Di-

wan. Sie war klein von Wuchs und ziemlich dick. Ich setzte mich ebenfalls auf dem Diwan nieder, und um mir Platz zu machen, raffte das Mädchen ihren Rock um die Beine, während sie mich fest anschaute. Sie lächelte, und dieses Lächeln, ich weiss nicht weshalb, störte mich. In diesem Augenblick hörte ich oben an der Treppe die Tür sich öffnen und eine Frauenstimme rufen: «Sussanna.»

Die Treppe herunter kam ein mageres, blasses Mädchen mit über die Schulter hängendem, aufgelöstem Haar; sie trug eine brennende Kerze in der Hand, die in einem gelben Papiertrichter stak. Sie war in Hausschuhen, ein Handtuch hing über dem abgewinkelten Arm, und sie hielt mit der Hand den roten Schlafrock zusammen, eine

Art Bademantel, der um die Hüfte mit einer Schnur gewickelt war, als sei es eine Mönchskutte. Sie blieb auf halber Höhe der Treppe stehen, sah mich prüfend an, runzelte die Stirn, als sei meine Anwesenheit ihr lästig, dann sah sie sich im Zimmer um, mit einem nicht so sehr ärgerlichen als misstrauischen Blick, sah auf das Grammophon, auf dem immer noch die Platte mit einem leisen Geräusch im Leeren kreiste, sah auf die nicht berührten, in ihrer alten Ordnung dastehenden Gläser und Flaschen, dann öffnete sie den Mund zum Gähnen und sagte mit heiserer Stimme, aus der etwas Hartes und Unfreundliches klang: «Gehen wir schlafen, Susanna, es ist schon spät.» Dasjenige der Mädchen, welches die Neugekommene Susanna gerufen hatte, begann zu lachen, indem sie die Gefährtin mit spöttischer Miene ansah: «Bist schon müde, Lublia? Was hast du denn gemacht, dass du so müde bist?»

Lublia gab keine Antwort, sie setzte sich auf den Diwan uns gegenüber, und gähnend betrachtete sie aufmerksam meine Uniform. «Du bist kein Deutscher», fragte sie sogleich, «was bist du?» «Italiener.»

«Italiener?» Die Mädchen sahen mich mit freundlicher Neugier an. Diejenige, die gelesen hatte, schloss das Buch und liess ihren müden, abwesenden Blick auf mir ruhen. «Italien ist schön», sagte Susanna.

«Ich möchte lieber, es wäre ein hässliches Land», sagte ich. «Es dient zu nichts, dass es nur schön ist.»

«Ich möchte nach Italien gehen», sagte Susanna, «nach Venedig. Ich würde gern in Venedig leben.»

«In Venedig!» machte Lublia und begann zu lachen.

«Würdest du nicht mit mir nach Italien kommen?» fragte Susanna. «Ich habe noch nie eine Gondel gesehen.»

«Wenn ich nicht verliebt wäre», sagte Lublia, «würde ich sofort losfahren.»

Ihre Gefährtinnen lachten, und eine von ihnen sagte: «Wir sind alle verliebt.» Wieder lachten die anderen und sahen mich seltsam an.

«Wir haben viele Liebhaber», sagte Susanna auf Französisch, mit jenem weichen Akzent der rumänischen Juden.

«Sie würden uns nicht nach Italien abreisen lassen», sagte Lublia, während sie sich eine Zigarette anzündete; «sie sind so eifersüchtig!» Ich bemerkte, dass sie ein langes, schmales Gesicht hatte, einen kleinen Mund mit feingeschwungenen Lippen. Es konnte der Mund eines Kindes sein. Doch die Nase war knochig, wachsfarben, hatte gerötete Nasenflügel. Während sie rauchte, blickte sie von Zeit zu Zeit zur Decke empor und blies den Rauch mit gewollter Gleichgültigkeit in die Luft; etwas Resigniertes und zugleich Verzweifeltes lag in ihrem weissen Blick.

Das Mädchen, das mit dem geschlossenen Buch auf den Knien dasass, stand jetzt auf, sie hielt das Buch mit beiden Händen vor ihren Schoss und sagte: «Noapte buna.» «Noapte buna», erwiderte ich.

«Noapte buna, domnule capitan», wiederholte das Mädchen, sich mit schüchterner, etwas unbeholfener Anmut vor mir verneigend. Sie wandte sich um und stieg die Treppe hinauf.

«Willst du die Kerze, Zoe?» fragte sie, ihr nachblickend.

«Danke, ich fürchte mich nicht im Dunkeln», antwortete Zoe, ohne sich umzuwenden.

«Tu vas rêver du moi?» rief ihr Susanna nach.

«Sicherlich! Ich gehe nach Venedig schlafen», antwortete Zoe und verschwand.

Wir sassen einige Augenblicke, ohne etwas zu sagen. Das ferne Geräusch eines Lastwagens brach sich sanft an den Fensterscheiben.

«Lieben Sie die Deutschen?» fragte Susanna plötzlich.



Gern besuchte Straßen

«Warum nicht?» erwiderte ich in einem leicht misstrauischen Ton, den das Mädchen bemerkte. «Ils sont très gentils, n'est-ce-pas?» sagte sie. «Es gibt welche, die sehr nett sind.» Susanna warf mir einen langen Blick zu, dann mit einem unaussprechlichen Ton des Hasses: «Sie sind sehr liebenswürdig zu Frauen.» «Glauben Sie ihr nicht», fiel Lublia ein, «im Grunde mag sie sie sehr gern.»

Susanna lachte und blickte mich seltsam an. Etwas Weisses und Weiches zeigte sich hinter ihrem Blick, es war, als ob ihre Augen sich zersetzten.

«Sie hat vielleicht irgendeinen Grund, sie zu lieben», bemerkte ich.

«Oh, sicher», sagte Susanna, «sie sind meine letzte Liebe.»

Ich bemerkte, dass ihre Augen voll Tränen standen; und trotzdem lächelte sie. Da streichelte ich ihr sanft die Hand, und Susanna neigte den Kopf

auf die Brust und liess die lautlosen Tränen über das Gesicht laufen.

«Warum weinst du?» fragte Lublia mit heiserer Stimme, während sie die Zigarette fortwarf. «Wir haben noch zwei Tage schönes Leben vor uns. Scheint dir das wenig, zwei Tage? Hast du noch nicht genug?» Und jetzt, die Stimme und die Arme erhebend und die Arme über dem Kopfe schüttelnd, als erflehe sie Hilfe, schrie sie mit einer Stimme voll Hass, voll Abscheu, voll Schmerz, mit einer Stimme der Angst: «Zwei Tage, noch zwei Tage, und dann werden sie uns nach Hause schicken! Nur noch zwei Tage, und da weinst du? Ausgerechnet jetzt musst du weinen? Wir werden hier fortgehen, verstehst du? Fort von hier, fort von hier!» Sie warf sich der Länge nach auf den Diwan, verbarg das Gesicht zwischen den Kissen und begann zu zittern, die Zähne schlugen ihr heftig, und immer wieder, mit jener seltsamen Stimme der Angst, wiederholte sie «zwei Tage, zwei Tage nur noch!» Ein Pantoffel glitt ihr vom nackten Fuss, schlug auf den Holzfussboden, und der nackte Fuss zeigte sich rötlich, runzelig, von weissen Narben durchzogen. Er war klein wie der Fuss eines Kindes. Ich bedachte, dass sie viele, viele Meilen hatte zu Fuss gehen müssen, wer weiss, woher sie kam, wer weiss, durch wie viele Orte sie geflüchtet war, ehe sie ergriffen und mit Gewalt in dieses Haus geschleppt wurde.

Susanna war still, das Gesicht über die Brust geneigt, ihre Hand meinen Händen überlassend. Sie schien nicht zu atmen. Plötzlich sagte sie leise, ohne mich anzusehen: «Glauben Sie, dass man uns nach Hause schicken wird?»

«Man kann euch nicht zwingen, euer ganzes Leben lang hier drinnen zu bleiben.» «Alle zwanzig Tage werden die Mädchen ausgetauscht», sagte Susanna. «Wir sind schon seit achtzehn Tagen hier. Noch zwei Tage, und dann wird man uns ablösen. Wir sind schon benachrichtigt worden.

Aber glauben Sie wirklich, dass man uns wird nach Hause zurückkehren lassen?» Ich spürte, dass sie Angst vor irgendetwas hatte, aber ich vermochte nicht zu begreifen, wovon. Dann erzählte sie mir, dass sie in der Schule zu Kischinew Französisch gelernt habe, ihr Vater sei ein Kaufmann in Balti, Lublia sei die Tochter eines Arztes, auch drei weitere ihrer Gefährtinnen seien Studentinnen, und sie setzte hinzu, dass Lublia Musik studierte, sie spiele Klavier wie ein Engel, sie würde, meinte sie, eine grosse Künstlerin werden.

«Wenn sie dieses Haus verlassen haben wird», sagte ich, «kann sie ihr Studium wieder aufnehmen.»

«Wer weiss, nach all dem, was wir durchgemacht haben. Und dann, wer weiss, wohin es mit uns gehen wird.»

Inzwischen hatte sich Lublia auf den Ellbogen aufgerichtet, ihr Gesicht war geschlossen wie eine geschlossene Faust, die Augen blitzten seltsam in diesem wachsfarbenen Gesicht. Sie zitterte, als ob sie Fieber habe. «Ja, ich werde sicherlich eine grosse Künstlerin werden», sagte sie. Und sie lachte und grub in den Taschen ihres Schlafrocks nach einer Zigarette. Dann stand sie auf, trat an den Tisch, entkorkte eine Flasche Bier, schenkte drei Gläser ein, reichte uns die Gläser auf einem Holztablett. Alles mit langsamen, lautlosen Bewegungen.

«Ich habe Durst», sagte Lublia, mit geschlossenen Augen gierig trinkend.

Es war eine stickige Hitze, durch die halbgeöffneten Fenster streifte der dichte Atem der Sommernacht herein. Lublia ging mit nackten Füßen durchs Zimmer, das leere Glas in der Hand, starr vor sich hinblickend. Ihr langer, magerer Körper schwang in der schlaffen Glocke des weiten, roten Gewandes, die nackten Füsse gaben auf dem Holzboden ein weiches, fernes Geräusch. Das andere Mädchen, welches die ganze Zeit über nicht ein einziges Wort gesprochen noch irgend-

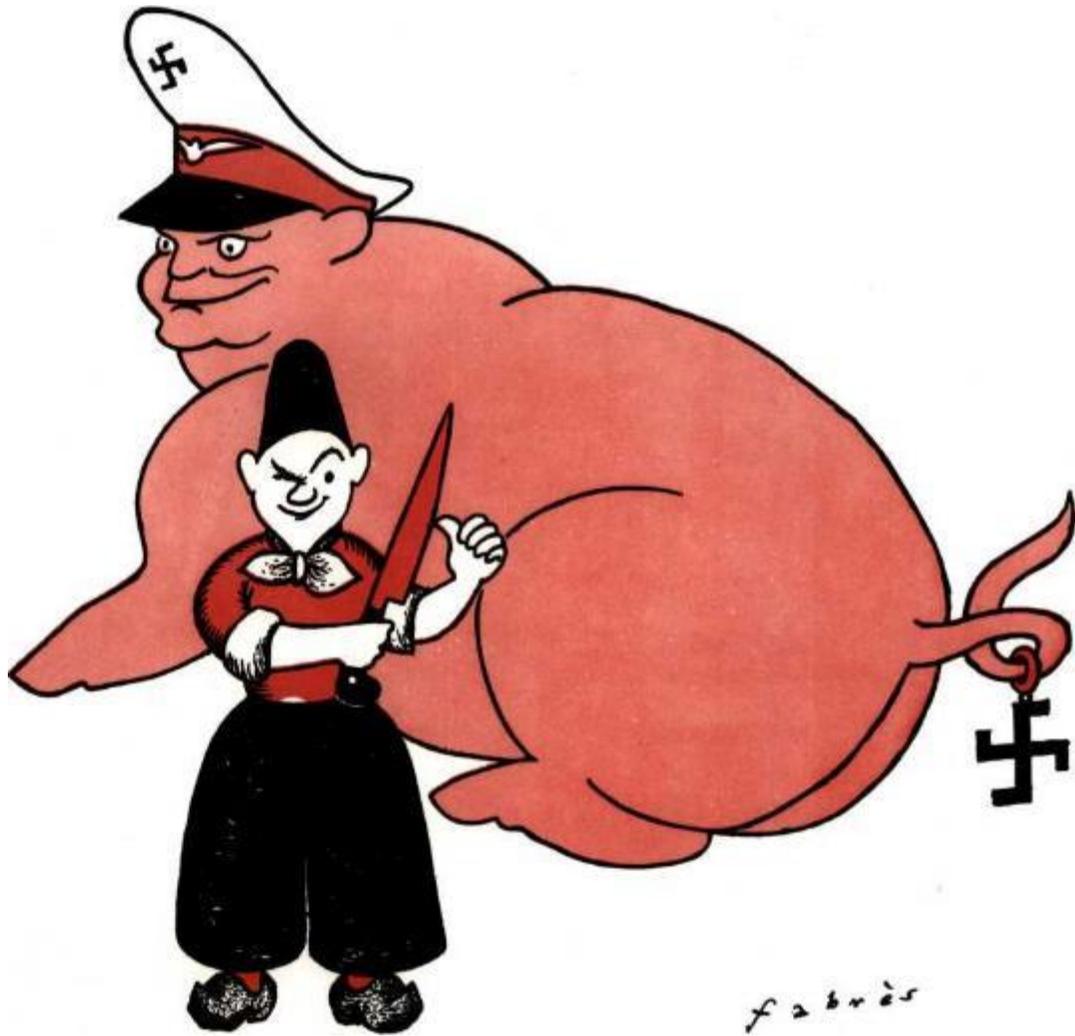
ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, wie wenn sie uns anschau, ohne uns zu sehen, und gar nicht wahrnehme, was um sie vorging, war inzwischen eingeschlafen und auf den Diwan zurückgesunken, ihr armseliges Gewand war überall geflickt, die eine Hand ruhte im Schoss, die andere mit geballter Faust auf dem Busen. Von Zeit zu Zeit hörte man aus der Gegend des Stadtgartens herüber den trockenen Knall eines Schusses. Von dem gegenüberliegenden Ufer des Dnjestr, etwas bergaufwärts nach Jampol zu, hallte dumpfes Poltern der Artillerie, das in den wollenen Falten der schwülen Nacht erstickend starb. Lublia blieb vor ihrer schlafenden Gefährtin stehen und blickte sie lange schweigend an. Dann sagte sie, zu Susanna gewandt: «Wir müssen sie ins Bett tragen, sie ist müde.»

«Wir haben den ganzen Tag gearbeitet», sagte Susanna, fast wie um sich zu entschuldigen, «wir sind todmüde. Untertags müssen wir die Soldaten abfertigen, abends, zwischen acht und elf, kommen die Offiziere. Wir haben keine Minute Ruhe.» Sie sprach in kühlem Abstand, wie von einer beliebigen Arbeit. Sie zeigte nicht einmal Abscheu. Während des Sprechens stand sie auf, sie half Lublia, ihre Kameradin aufzurichten; kaum hatte diese die Füße auf den Boden gesetzt, da erwachte sie, und stöhnend, wie wenn sie irgendeine Krankheit habe, sich fast ausgestreckt den Armen ihrer Freundinnen überlassend, bewegte sie sich die Treppe empor, bis das Stöhnen und das Geräusch der Schritte hinter der sich wieder schliessenden Tür verstummte.

Ich blieb allein. Die Petroleumlampe unter der Decke qualmte, ich streckte mich, um die Flamme zu regulieren, die Lampe schwankte weiter und liess meinen Schatten über die Wände geistern und die Schatten der Möbel, der Flaschen und sonstiger Gegenstände. Vielleicht hätte ich besser getan, jetzt zu gehen. Ich sass auf



Matrosen-Bordell



«ONE SWINE TOO MANY . .

«Ein Schwein für viele...»
Niederländisches Plakat gegen die Hungerrationen



MOEDER, IS DAT NU HET
TWEEDE FRONT,
WAAROVER PAPPIE ZOO
VAAK GESPROKEN HEEFT?



Vorgesehen

GUSTAV FROHLICH, Hansi Knotek
Harald Paulsen, Ernst Waldow
Paul Dahlke

SPIELLEITUNG: HANS H. ZERLETT

Ein junger Bildhauer kämpft vergeblich gegen den entarteten Kunstbetrieb der Nachkriegszeit an. Man verfolgt ihn als einen Schwindler. Aus dem dramatischen Prozess gehen er und die Frau, die sich trotz des über sie hereinbrechenden Skandals zu ihm bekennt, als Sieger hervor. Diesem Geschehen liegt eine wahre Begebenheit zugrunde*

Ein Hans H. Zerlett-Film der Bavaria-Filmkunst





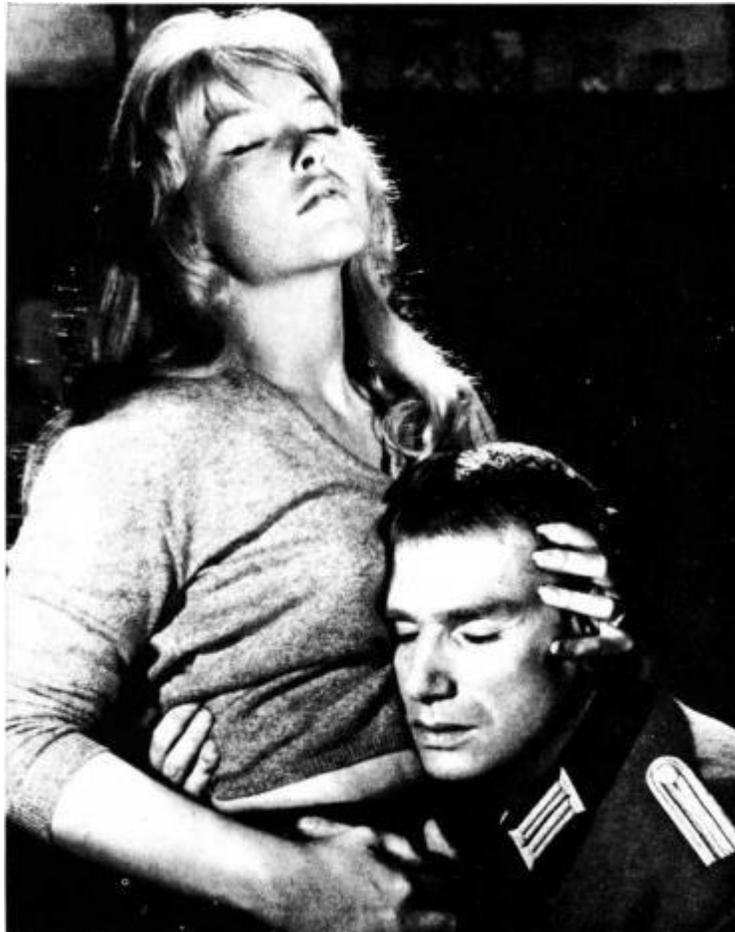
Das Angebot im Frieden



Die Prostituierte



Lügen haben kurze Beine







Hetze im Kladderadatsch



Enttäuschte Alliierte
Antienglische Karrikatur des Kladderadatsch

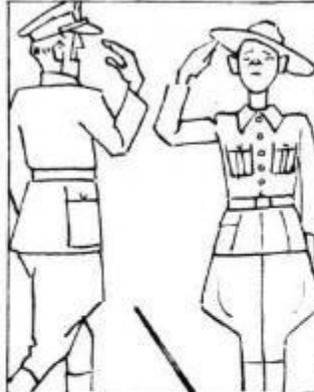


«Marianne in Nöten»

FÜR DEN USA.-SOLDATEN IN ENGLAND:



Ehre die englischen Frauen



Sei höflich zu den englischen Soldaten



Benimm dich anständig beim Essen



Achte die Keuschheit der englischen Mädchen



Der gute Ton in allen Lebenslagen



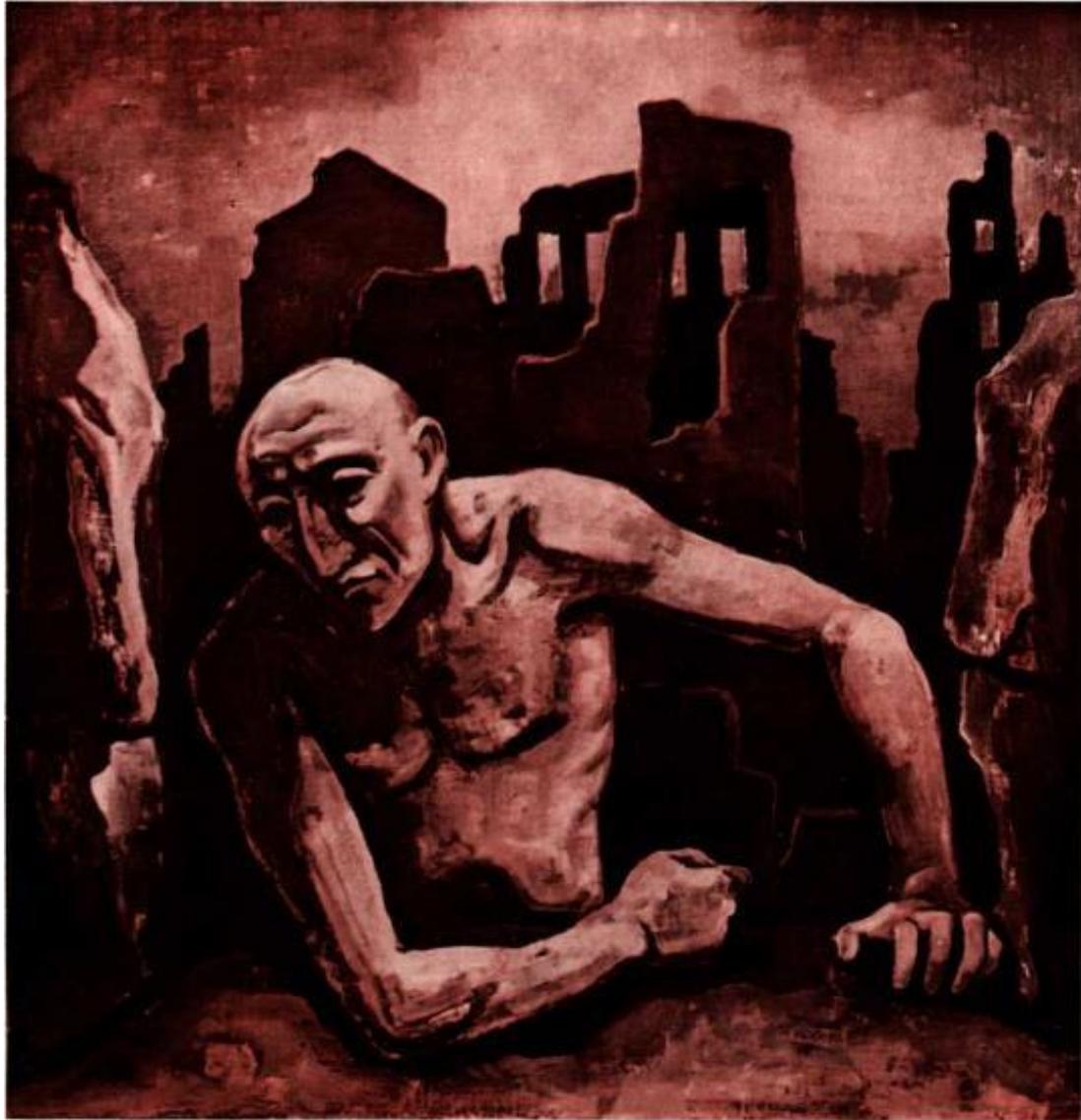
Der getäuschte Saararbeiter



Hasspropaganda



Verhetzung und Fälschung



Mann in Ruinen (*Carl Hofer 1937*)

„Bannerträger Hitler“
„Gemälde“
von Lenzinger, 1939





Göring als dänischer
Schweinekutscher

(...) schon wieder heraus, sie hätte ihm gesagt, er soll die Finger von der Politik lassen. Aber eines Tages hat der Offizier, ein Elsässer, den Apotheker und noch einen Gefangenen dort draussen am See an ein Auto binden lassen und ihnen gesagt, wenn sie jetzt nicht die Namen sagten, könnten sie laufen, bis ihnen etwas einfällt. Sie haben nichts gesagt, der eine weil er nichts wusste, der Apotheker, weil er keinen verraten wollte. Als

das Auto hielt, waren beide tot. Da konnten sie auch nichts mehr sagen, ich weiss nicht, was solche Schweinereien für einen Sinn haben sollen. Und das machen Franzosen, La grande nation!>

Striptease





DIE SCHWEDISCHE NACHTIGALL



Karoline Sauberin: «Merkt: Aus der Saubühne muss werden eine Schaubühne!»

ZUM BAVARIA-FILM «KOMÖDIANTEN» MIT KÄTHE DORSCH ALS KAROLINE NEUBER UND HILDE KRAHL



Abschied im Film



Künstliche Heiterkeit



Anbandeln im Kino



Liebe über den Zaun



Zwischen Ehefrau und Schwiegermutter



Ihre Majestät besichtigt

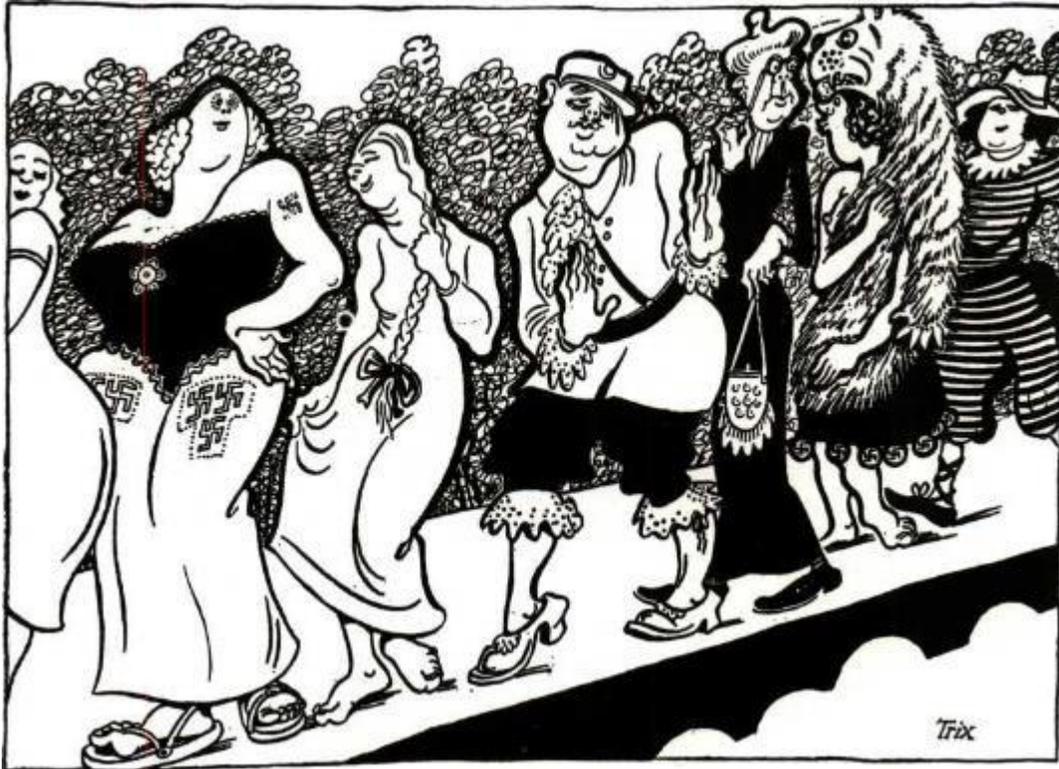


Das Schauspiel am Galgen damals und heute



Hitlers Geli (Geli Raubal)

BERLINER MODESCHAU



Flüchtlinge

(...) weiter im Geschäft zu behalten, da dies ohne Zweifel eine Schädigung der Firma im Gefolge haben könnte.

Das Gericht stellte sich auf den gleichen Standpunkt und wies die Klage ab. Der Kläger habe damit, dass er nicht zur Wahl gegangen sei, gegen die Anschauung der meisten Arbeitskameraden und auch der Bevölkerung gehandelt und habe die religiösen Belange über die nationalen gestellt. Er sei deshalb für die Firma nicht tragbar. Der Firma könne eine Weiterbeschäftigung des Klägers nicht mehr zugemutet werden.»

In Deutschland soll kein Handgriff mehr allgemein zweckdienlich oder rein menschlich, sondern er muss politisch sein. Der Pächter eines städtischen Kleingartens wurde fristlos hinausgesetzt, mit der Begründung, er «habe in der Kolonie ... geäußert, dass er kein Nationalsozialist sei, sondern Bibelforscher, und dass er deshalb den Deutschen Gruss verweigere. Damit stelle er sich ausserhalb der Volksgemeinschaft und in Widerspruch zu den politischen Aufgaben des Reichsbundes der Kleingärtner ... Wolle er aber kein Nationalsozialist sein, so habe er auch in

den Reihen national-sozialistisch gesinnter Kleingärtner nichts zu suchen.»

Bei diesen «nationalsozialistisch gesinnten Kleingärtnern» erfreute sich der Ausgeschlossene allgemeiner Beliebtheit. Die Kündigung erfolgte gegen den Willen der Allgemeinheit auf Betreiben eines fanatischen Nazi-Vorstandes. Der Gemassregelte hatte den Kleingarten auf seine Kosten eingezäunt; aber jener Nazi-Vorstand übergab das Stück Land eigenmächtig einem andern, ohne Schadenersatz für die Umzäunung. Wie wenig die Nazi-Willkür mit dem Volkswillen übereinstimmt, zeigt die Zuschrift weiter durch Folgendes:

«Die Siedler und Herr Vorstand ... erfuhren von dieser Eigenmächtigkeit des Herrn ... erst nach drei Wochen und verlangten nun ihrerseits entschieden Vergleichsausgleich mit meiner Zustimmung, die dann auch mit 300 Prozent Schaden erfolgte, ohne Einkalkulierung für Arbeitsleistung. Der Garten wurde von mir aus Waldboden kultiviert. Von etwa 60 Siedlern wurde mir bestätigt, dass mein Garten am besten umgearbeitet sei. Nach meinem Ausschluss sind alle Kleingärtner dafür eingetreten, dass wegen einer solchen Angelegenheit wie meiner kein Ausschluss mehr erfolgen darf.»



Gewalttat und Hohn

Uniformierter Sport



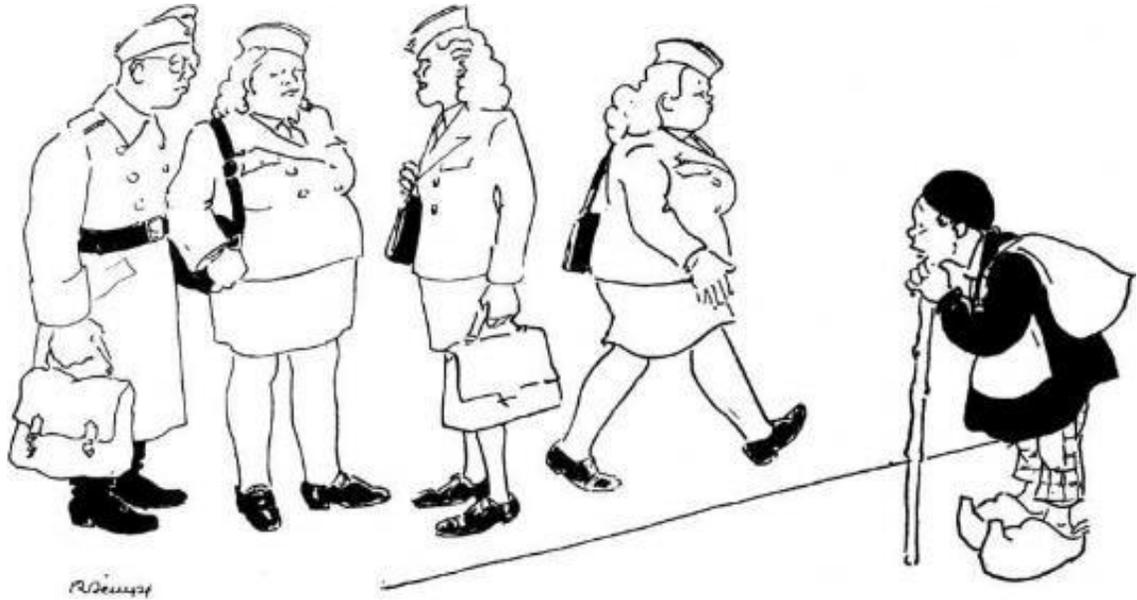


«Der deutsche Mensch» Knecht der Uniform



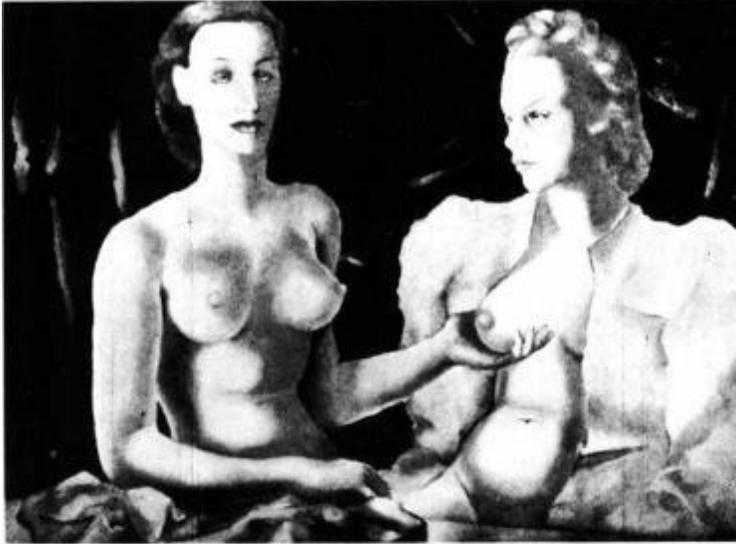


(Bildreihe) Gegensätze: KdF-Gejodel





Rekrutenliebe



1927 – Marreth Lydis
«Gabriele»



1932 – Otto Dix «Vanitas»



Moden 1935

Vamp 1937





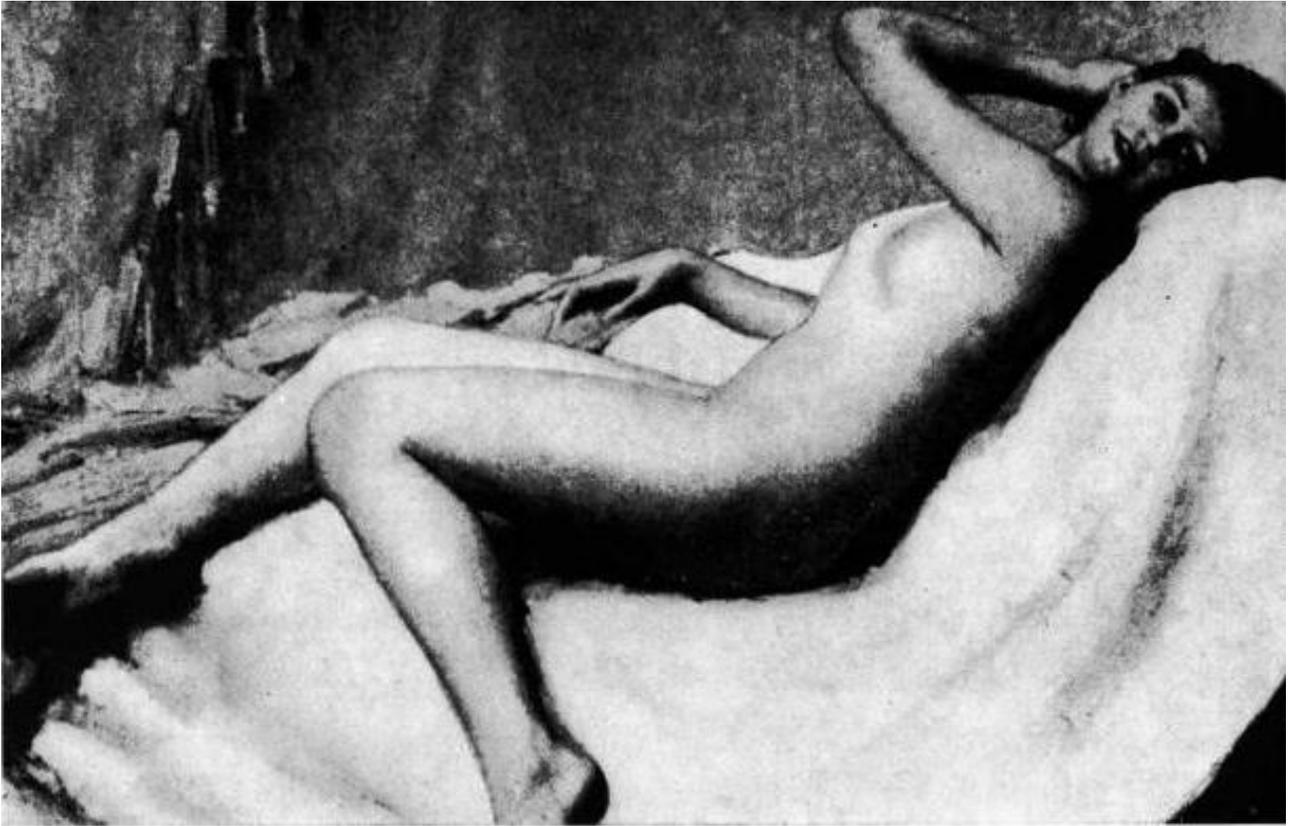
Nazischönheit 1938



Neckische Pose



«Das Erwachen» 1939



Akt 1942



Der Lustpolyp 1954